



Allgemeine Weltgeschichte.

Achter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.



In zwölf Bänden.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des achten Bandes.

Berichtigungen.

Zu Band VIII. S. 4 Z. 6 v. u. del. oder Vierjörge (weil dieser Name sich erst auf Christians II. Sohn Johann Georg bezieht.) S. 10 Z. 15 v. u. l. seine st. seinen. S. 67 Z. 1 v. u. l. Racoczy. S. 100 Z. 1 v. u. l. Aasgrube. S. 131 Z. 5 v. o. l. Armin. S. 136 Z. 9 v. o. l. bei st. an. S. 145 Z. 3 v. o. l. jener st. seiner. S. 150 Z. 8 v. u. l. Mercoeur. S. 163 Z. 8 v. o. l. vor dem König. S. 184 Z. 10 v. o. del. mit. S. 192. Z. 5 v. u. l. Neuburg st. Neuenburg. S. 200 Z. 2 v. o. l. Enclos. S. 207 Z. 6 v. u. l. Racoczy. S. 216 Z. 8 v. o. l. Neidschütz. S. 220 Z. 7 v. u. l. kühn st. frech. S. 250 Z. 8 v. u. l. voller st. aller. S. 265 Z. 6 v. u. l. Coke. S. 299 Z. 8 v. u. l. wahren st. ganzen. S. 317 Z. 4 v. u. l. erkannt st. erklärt. S. 330 Z. 4 v. u. l. Racoczy. S. 339 Z. 8 v. u. l. Lubomirski. S. 364 Z. 13 v. u. l. 200,000.

Zu Band II. S. 323 Z. 2 v. o. l. ein gewisser.



Erstes Buch.

Beginn des dreißigjährigen Krieges.

1.

Union und Ligue.

Die unglückliche Kirchenspaltung in Deutschland, welche zwei neue Kirchen entstehen ließ und dadurch die Nation in feindseligere Gegensätze auseinanderriß, als je früher die der Stämme gewesen waren, erklärt sich einzig aus der allein maßgebenden, allein alles entscheidenden Fürstenpolitik. Es müßte möglich gewesen seyn, die nothwendig gewordene Reformation in der ganzen Kirche durchzusetzen, ohne ihre Einheit zu gefährden; die Einseitigkeit der Reform und die Trennung der Kirche lag nicht im Interesse der Kirche, noch der Nation, aber sie lag im Interesse der Fürsten. Wäre das ganze deutsche Reich katholisch geblieben oder durchaus und ganz lutherisch geworden, so hätte der Kaiser im Bunde mit der Kirche und der Nation die vielköpfige Hydra der Fürstenoligarchie unterdrücken können. Das aber war es gerade, was die Fürsten um jeden Preis verhindern wollten. Sie betrieben daher die Spaltung, sie allein. Nur von ihrem dynastischen Interesse allein hing die Wahl ab, die sie zwischen den drei Confessionen trafen. Der Wittelsbacher konnte katholisch bleiben, ohne Habsburg unterworfen zu werden, weil der lutherische Wettiner dem Kaiser eine Schranke setzte. Kurhessen und Branden-

burg wurden calvinisch, damit der lutherische Sachse sie sich nicht unterordne. Die Einrichtung des deutschen Reichs, wie sie unmittelbar nach der Reformation und durch dieselbe herbeigeführt wurde, war ein einzig der fürstlichen Oligarchie günstiges und auch allein durch sie vermitteltes Arrangement. Damit jede der vorragenden Dynastien sich neben der andern behaupten könne, mußte dem Kaiser vollends alle Macht, mußte der Nation jede Möglichkeit der Einigung genommen und jenes künstliche Gleichgewicht erzeugt werden, welches keiner einzelnen Dynastie ein Uebergewicht mehr gestattete. Gerade die einander confessionell Verwandten bildeten unter sich einen Gegensatz und conspirirten gegen einander mit den andersgläubigen Fürsten. So hing sich Bayern dem katholischen Kaiserhause nicht an, um dessen Stärke zu vermehren, sondern als Gegengewicht. Und ganz ebenso mißtrauten einander die lutherischen und calvinischen Fürsten.

Dies muß man erwägen, um den Schlüssel zu erhalten zu den sonst ganz unbegreiflich bleibenden Vorfällen der großen Kämpfe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in welchem offene Verbündete einander gefährden, und offene Feinde einander heimlich unterstützen, die perfideste Politik, die sich denken läßt, aber immer unter dem Deckmantel der Religion. Wie im ersten Act der Reformation zu Luthers Zeiten, so diente auch wieder in dem zweiten großen Act im dreißigjährigen Kriege die Religion überall nur zum Vorwande der dynastischen Interessen und die Völker erlitten ihre gerechte Strafe dafür, daß sie sich wie stumme Fische im Netz der Fürstenoligarchie hatten fangen lassen. Sie mußten jetzt bluten.

Das Theilungsproject, welches Heinrich IV. von Frankreich mit Moriz von Hessen verhandelte, entsprach ganz dem dynastischen Gravitationssystem, welches die deutschen Fürsten an die Stelle unseres Reichs und unserer Nationaleinheit setzten. Dieses System war aber noch nicht vollendet und die fressende Gier wurde durch immer neue Beute gelockt. Es gab noch Kirchengut zu rauben; es gab schwächere Reichsstände, besonders Reichsstädte zu plündern oder zu unterdrücken; es gab reiche Erbschaften, die ein Fürst dem andern nicht gönnte. Oder der Grundsatz des Religionsfriedens cujus regio, ejus religio

widersprach manchen in der Noth den andersgläubigen Unterthanen ertheilten Privilegien und der Fürst wollte ihnen die letzteren wieder nehmen; andere Fürsten aber, die ihn nicht erstarken lassen, sondern durch die innere Zwietracht in seinem Lande schwächen wollten, nahmen sich seiner Unterthanen an. So entstanden neue Reibungen, neue Kriege, die alle nur durch das fürstliche Interesse und durch die Raubgier motivirt waren, alle aber die Religion zum Vorwande nahmen, um einem tief unsittlichen Treiben den Tugendmantel umzuhängen und die Völker zu täuschen.

Wilhelm IV., der prachtliebende Herzog von Bayern, dankte 1597 zu Gunsten seines eben so klugen als thatkräftigen Sohnes Maximilian I. ab. Dieser Fürst hielt die verworrene Zeit für günstig, um den bayrischen, durch lange Theilungen geschwächten Zweig des Hauses Wittelsbach wieder zu einem kräftigen Stamme zu machen. Der andere wittelsbachische Zweig in der Pfalz besaß die Kurwürde und war calvinisch geworden. Grund genug für Maximilian, um ihn zu beneiden. Das Haus Habsburg unter dem elenden Rudolf II. durch Bruderzwist zerrüttet und durch lutherische Oppositionen im eigenen Lande bedrängt, war dem Bayern weniger mehr gefährlich, als es seiner Hülfe zu bedürfen schien. Grund genug für Maximilian, um den Entschluß zu fassen, die katholischen Interessen Deutschlands in seine Hand zu nehmen und dadurch die Größe seines Hauses zu fördern. Während er dem bayrischen Volke durch strenge Sparsamkeit im Haushalt und durch eine weise Regierung gerecht wurde, war er der eifrigste Protector des Jesuitenordens um so mehr, als der Kaiser damals, wie auch Matthias und Cardinal Khlesl sich dieses Ordens nicht bedienen wollten. In der lutherischen Reichsstadt Donauwörth waren einige Katholiken bei einer Procession mißhandelt worden. Dieser Vorfall wurde außerordentlich wichtig genommen, vor das Reich gebracht und die Reichsacht gegen die Stadt durchgesetzt. Maximilian, der die Acht vollzog, überschritt weitaus seine Befugniß, nahm der Stadt ihre bisherige Reichsfreiheit und machte sie zu einer bayrischen Landstadt, 1604. Da er wissen konnte, daß er dazu nicht berechtigt war und daß die protestantischen Stände es nicht dulden würden, würde seine Handlungsweise unüber-

legt und thöricht erscheinen, wenn nicht eine tiefere Absicht darin gelegen hätte. Es war eine Herausforderung der Reformationspartei, welche Max um so eher wagen durfte, als er wußte, jene Partei sey durch innern Zwiespalt geschwächt und die Lutheraner würden niemals mit den Calvinisten zusammenhalten.

Das Haupt der andern wittelsbachischen Linie, der calvinische Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, gründete damals gerade die Stadt Mannheim und bevölkerte sie mit flüchtigen Glaubensgenossen. Im Bunde mit Heinrich IV. von Frankreich, Holland und England hoffte er der Hegemonie im calvinischen Deutschland sicher zu seyn und eine bedeutende Rolle spielen zu können. Er brauchte ja nur den Zwiespalt zwischen Katholiken und Lutheranern zu benutzen. Als er nun sah, wie keck sein Münchner Vetter in der Donauwörther Sache vorging, mag ihn eine böse Ahnung von der feindlichen auch gegen ihn selbst gerichteten Absicht dieses Vetters angewandelt haben, und da er keck und unternehmend war, ließ er sich nichts von ihm bieten. Wie Max die Miene annahm, sich an die Spitze aller Katholiken in Deutschland stellen zu wollen, so nahm auch Friedrich die Miene an, als wolle er alle reformirten Interessen gegen die alte Kirche vereinigen und gegen sie zu Felde ziehen. Es glückte ihm aber mit den Lutheranern nicht, wie Max vorausgesehen hatte. Als er eine Union aller lutherischen und calvinischen Fürsten und Reichsstände zum Schutze Donauwörths beantragte, schlossen nur der Herzog von Württemberg und die fränkischen Markgrafen mit ihm die Union zu Anhausen, 1608. Obgleich nun diese Verbündeten damals noch wenig Macht besaßen, betrieb doch Max eifrig ein katholisches Gegenbündniß und brachte es 1609 unter dem Namen der heiligen Ligue zu Stande. Kurfürst Christian II. von Sachsen, den man spottweise den Merseburger Bierkönig oder Bierjörge nannte, wurde damals nach Prag gelockt und dort im süßen Ungarweine dermaßen betäubt, daß er schon im Begriffe war, zur katholischen Ligue überzutreten, als es noch dem Herzog Julius von Braunschweig gelang, diese Schmach von der lutherischen Partei abzuwenden. Der Kurfürst von Brandenburg, der lieber Ruhe gehabt hätte und sich

bisher der Union entzogen hatte, hielt es doch jetzt für nöthig, ihr beizutreten.

Um die bürgerliche Freiheit in Donauwörth herzustellen, würden sich die Fürsten nicht wehe gethan haben, denn sie waren alle Feinde der städtischen Freiheit. Ein ganz anderer Zankapfel wurde unter sie geworfen und entflammte die Kriegslust. Der letzte Herzog Johann Wilhelm von Jülich starb 1609 und die unter ihm vereinigten Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensperg gewährten eine kostbare Beute. Die nächsten Erben waren Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, beide calvinisch, wie denn auch ein großer Theil der Bevölkerung von Jülich und Cleve durch die holländische Nachbarschaft calvinisch geworden war. Nun begreift man, warum der Brandenburger der calvinischen Union beitrat. Nur im Bunde mit Calvinisten konnte er sich das Erbe sichern. Als er 1610 selbst mit seiner Familie den calvinischen oder reformirten Glauben annahm, machte er jedoch das Recht cujus regio, ejus religio nicht in Brandenburg und Preußen geltend, sondern ließ diese Länder ungestört bei ihrem alten Lutherthum.

Um aber die Hoffnung der Calvinisten auf das Erbe zu täuschen, hatte die von München und Köln aus geleitete katholische Partei dem blödsinnigen Herzog Johann Wilhelm die junge und schöne, in München erzogene Markgräfin Jakobäa von Baden zur Gemahlin gegeben. Sie liebte einen Grafen von Manderscheidt, welcher zärtliche Lieder an sie richtete und nach ihrer Vermählung wahnsinnig wurde. Sie verabscheute den fürstlichen Cretin, dem man sie in die Arme warf; aber man zwang sie mit Gewalt zu der Heirath, denn sie sollte Kinder bekommen, durch deren Geburt die calvinischen Erben ausgeschlossen würden. Der Papst schickte ihr zum Trost die goldene Rose. Aber der Zweck wurde nicht erreicht. Der Herzog mußte als Rasender eingesperrt werden und Jakobäa blieb kinderlos. Nun riß aber seine Schwester Sibylle, eine häßliche und boshafte alte Jungfer, die auf Jakobäens Schönheit eifersüchtig war, die Regierung an sich, klagte die Unglückliche fälschlich an, ihren Bruder durch Zau-

berei toll gemacht zu haben, und ließ sie im Kerker zwei Jahre lang durch beständiges Aufwecken aus dem Schlafe und auf andere sinnreiche Art quälen, endlich erdrosseln. Die Juristen spielten dabei wie gewöhnlich ihre obligate servile Rolle und ihre Ungerechtigkeit wurde in diesem Processe noch übertroffen durch eine unglaubliche Schamlosigkeit, mit der sie das arme Opfer, ehe sie es hinschlachteten, mit studirter Bosheit kränkten. Man gab dem Herzog noch eine zweite Frau, eine lothringische Prinzessin, die aber gleichfalls kinderlos blieb und wieder heimgeschickt werden mußte. Nun entschloß sich die bereits 49jährige Sibylle, selber noch zu heirathen, und wählte den Markgrafen Karl von Burgau zu ihrem Gemahle, blieb aber gleichfalls ohne Kinder.

Als nun Johann Wilhelm starb, traten die calvinischen Erben in ihr Recht und Heinrich IV. von Frankreich verband diesen Umstand mit dem berüchtigten Theilungsplane, dessen früher schon gedacht ist. Wenn er länger gelebt hätte, würde er wahrscheinlich die calvinischen Erben in Jülich und die Union mit den Waffen in der Hand gegen die bayrische Partei unterstützt haben und eine so frühe Theilnahme Frankreichs am deutschen Kriege würde diesem vielleicht eine andere Wendung gegeben haben; aber schon im folgenden Jahre, 1610, raffte Ravaillacs Dolch den unbescheidenen König aus dem Wege. Die Unirten brachen auf eigene Hand los. Während der Markgraf von Anspach die Bisthümer Würzburg und Bamberg und der von Baden die von Mainz und Speier besetzte, eroberte der Pfälzer Kurfürst das Herzogthum Jülich selbst, starb aber an den Folgen unmäßigen Trinkens, noch jung an Jahren. Sein und des Franzosenkönigs Tod bewirkte, daß man die Waffen wieder einsteckte. Es gingen damals wichtige Dinge in Oesterreich vor, es handelte sich von einer neuen Kaiserwahl und Max, der einen Augenblick hoffte, selbst Kaiser zu werden, durfte es in diesem Augenblick mit den akatholischen Wahlfürsten nicht verderben. Die Fürstenpolitik wird am besten charakterisirt durch den Umstand, daß Max damals nicht gegen die Union, sondern gegen den katholischen Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg zu Felde zog. Dieser Herr verfolgte die Protestanten schwer,

ließ ihre Häuser in Salzburg niederreißen und Paläste im italienischen Style dafür erbauen, in denen er mit Maitressen schwelgte. Indem Max ihn demüthigte und gefangen nahm, erwarb er sich dadurch die Sympathien der Protestanten und mochte daran denken, das Erzbisthum Salzburg, wie das von Köln, seinem Hause zu annexiren, 1611.

2.

Der böhmische Majestätsbrief.

Da Kaiser Rudolf II. in seiner Trägheit verharrte und sich um das Reich nicht kümmerte, brauchte sein Bruder Matthias das zum Vorwand, um ihn der Krone zu berauben, obgleich er selbst nur ein unfähiger Regent war. Vor allen trieb ihn der Neid gegen seinen Vetter, den jungen Ferdinand von Steyer, an den sich die Hoffnungen des Hauses Habsburg knüpften. Auch lag ihm sein Minister Cardinal Khlesl im Ohr, der sich unter Ferdinand nicht hätte behaupten können, daher mit dem Protestantismus und Liberalismus kokettirte. Alle Parteien in Oesterreich, Ungarn und Böhmen, die sich der Reformation zugewendet hatten und auf ihre ständische Freiheit pochten, sahen in dem jungen Ferdinand ihren grundsätzlichen Feind und ergriffen daher gern die Gelegenheit, die sich ihnen bot, um ihn von der Nachfolge im Reich auszuschließen, und sie wirkten vielleicht mehr auf Khlesl ein, als er auf sie. Genug, im Jahr 1608 erklärte der Reichstag in Ungarn wie der österreichische Landtag in Wien die Absetzung Rudolfs wegen Regierungsunfähigkeit und beide wählten Matthias zu ihrem Herrn.

Rudolf fuhr in heftigem Zorn auf, als er in Prag, wo er zuletzt immer residirt hatte, von jenen Vorgängen hörte, und schnell entschlossen brachte er wenigstens die Böhmen auf seine Seite und trennte sie von Matthias, indem er ihnen in dem s. g. böhmischen Majestätsbrief noch größere ständische und religiöse Freiheiten gewährte, als sie sein Bruder den Oesterreichern und Ungarn gewährt hatte. Nun hielten alle Böhmen treu zu ihm und Matthias

vermochte ihn wenigstens hier nicht zu verdrängen. Bald aber bereute Rudolf die Eilfertigkeit, mit der er den Majestätsbrief erlassen hatte. Man machte ihm Vorwürfe, daß er die Kronrechte verkürzt und alle Gewalt auf die Stände übertragen habe. Ferdinands jüngerer Bruder Leopold, den man zum Bischof von Passau gemacht hatte, wußte sich damals bei Rudolf einzuschmeicheln. Rudolf wollte ihn sogar nach Niederlegung seiner bischöflichen Würde mit Umgehung des Matthias und Ferdinand zum Nachfolger im Reich ernennen. Ueberhaupt war Leopold ein Nebenbuhler seines Bruders und handelte ganz im eigenen Interesse, als er mit einem ansehnlichen Heere in Böhmen einfiel, um den Majestätsbrief zu vernichten und dem Kaiser Rudolf wieder zu seiner vollen Gewalt zu verhelfen. Die böhmischen Stände schickten ihm unter dem Grafen Matthias Thurn ein Heer entgegen und beide lieferten sich blutige Gefechte. Da zog auch Matthias mit den Ungarn und Oesterreichern heran und Leopold mußte der Uebermacht weichen. Rudolf in Prag von den Ständen bewacht und gleichsam gefangen gehalten, mußte sich nun alles gefallen lassen, was Matthias und die Stände ihm vorschrieben. Als er die Urkunde, in welcher er die böhmische Krone an Matthias abtrat, unterzeichnet hatte, zerbiß er aus Wuth die Feder, 1611.

Weil aber Matthias kinderlos war, wie Rudolf, blieb die Frage der Nachfolge immer noch eine brennende. Die ständische und reformirte Partei, welche dermalen die Oberhand hatte, wollte um jeden Preis den fanatischen Ferdinand ausschließen. Sein Bruder Leopold hatte sich durch sein letztes Verhalten unmöglich gemacht. Hieraus erklärt sich, warum Herzog Maximilian von Bayern als Bewerber um die Kaiserkrone nach Rudolfs und des Matthias Tode in Frage kommen konnte. Als aber Rudolf 1612 starb und Matthias unbestritten ihm als Kaiser nachfolgte, hielt es Ferdinand für räthlich, einstweilen die Grundsätze dem Nutzen aufzuopfern. Um die Erbfolge in Böhmen nicht zu verlieren, unterschrieb er den Majestätsbrief und schmeichelte dem Kaiser, daß dieser ihm zu vertrauen anfing und ihn zu seinem Nachfolger in Böhmen ernannte.

Damit war der ganze maximilianische Plan durchkreuzt. Matthias wurde schrecklich von der Gicht geplagt und konnte sich den Geschäften nicht mehr widmen, die nun Ferdinand allein übernahm, indem er den armen Khlesl fortjagte.

Während das in den habsburgischen Regionen vorging, war der Ausbruch eines blutigen Kampfes zwischen Union und Ligue durch die maximilianischen Umtriebe sistirt worden und hatten die jülichschen Erben sich einstweilen verständigt. Der Brandenburger und der Neuburger blieben im Besitz und vereinigten sich gütlich, indem der Pfalzgraf eine Tochter des Kurfürsten heirathen sollte. Ein sonderbarer Vorfall aber trennte diese Verbindung. Der Kurfürst gab seinem Eidam in der Hitze des Gesprächs eine Ohrfeige. Dieser trat nun beleidigt zurück und wurde katholisch, um den Beistand der Ligue und der Spanier zu erhalten. Der Kurfürst rief die Holländer zu Hülfe. Schon sah man einen offenen Kampf voraus, als die Gegner sich doch eines Bessern besannen, und theilten. Brandenburg nahm Cleve, Mark und Ravensperg, Neuberg nahm Jülich und Berg. Dagegen erbte Johann Sigismund auch das durch den Tod des blödsinnigen Friedrich Albrecht erledigte Herzogthum Preußen, 1614.

Unterdeß setzte sich Ferdinand als unbestrittener Erbe des Matthias noch während dessen Lebzeiten in der Herrschaft über alle österreichischen Länder immer fester, indem er sich anfangs sehr hütete, die religiöse Freiheit der Böhmen und Ungarn anzutasten. Dadurch war es ihm möglich, die Ruhe in Ungarn zu erhalten und 1615 mit der schon ein wenig erschlafften Türkei einen fünfzigjährigen Frieden zu schließen, welcher von außerordentlichem Vortheil für ihn war, weil er auf der türkischen Seite gedeckt seyn und hier Ruhe haben mußte, wenn er seinen Plan, die absolute Monarchie und die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche in seinen Erblanden herzustellen, wie Philipp II. in den seinigen, durchführen wollte. Dabei gereichte ihm weiter zum Vortheil, daß er in dem streng katholischen König Sigmund von Polen, der zwei seiner Schwestern nacheinander heirathete, einen treuen Bundesgenossen fand. Auf der andern Seite

haderten Lutheraner und Calvinisten mit einander; blieben die Katholiken einig, so konnten sie auf einen großen Umschlag rechnen. Der gelehrte Scioppius, ein geborener Reformirter, der wieder katholisch geworden war, verkündigte in seiner „Lärmtrommel des heiligen Kriegs" die Austilgung der ganzen Reformation und die Zurückführung Europas zur alleinseligmachenden Kirche durch einen Strom voll Blut. Solche Drohungen wiederholten sich öfters. Unglücklicherweise gab das Jahr 1617 den Protestanten Anlaß, das Jubiläum ihrer Reformation mit großem Glanze zu feiern, wobei aller Haß Luthers gegen die alte Kirche in Predigten und Festreden aufgefrischt wurde. Im Trotz dagegen schrieb der Papst Paul V. für die katholische Welt ein Jubeljahr aus. Zum Ueberfluß stieg im folgenden Jahr 1618 ein schrecklicher Komet am Himmel auf, den die sorgenvollen Völker als den Vorboten großen Unglücks ansahen, und nicht minder setzte der Untergang der reichen Stadt Plürs im Bündtnerlande, die durch einen Bergfall verschüttet wurde, die Gemüther in Schrecken.

Immer noch lebte der gichtbrüchige Matthias und Erzherzog Ferdinand regierte nur in seinem Namen. Von Böhmen hielt sich der letztere absichtlich fern, ließ aber durch seinen Statthalter in Prag die Herren von Slawata (einen vormaligen Protestanten) und Martiniz die ersten Versuche machen, den Majestätsbrief zu beschneiden und die böhmischen Freiheiten zu verkürzen. Die Jesuiten verriethen ihre Absicht, indem sie für Ferdinand eine Triumphpforte bauten, auf welcher der böhmische Löwe an das habsburgische Wappen angefesselt war. Alles Gedruckte wurde der strengsten Censur unterworfen, nur die Schmähschriften der Jesuiten hatten freien Lauf. Dadurch wurden natürlicherweise die Utraquisten und Lutheraner in Böhmen tief erbittert. Ein heftiger Streit entstand über die Grenze ihrer Religionsfreiheit und namentlich über die Frage, ob neben den bereits privilegirten Kirchen der Akatholiken auch noch neue errichtet werden dürften. Die böhmischen Stände hielten diesen Neubau für erlaubt, als aber zu Braunau und Klostergrab wirklich zwei neue Kirchen gebaut wurden, befahl Ferdinand, dieselben augenblicklich wie-

der niederzureißen. Die Stände machten Vorstellungen dagegen, Ferdinand aber antwortete lange gar nicht, dann ausweichend, so daß die Erbitterung auf das höchste stieg, man sich eines Gewaltstreichs von ihm versah und Maßregeln dagegen traf. Der damalige Burggraf auf dem Karlstein, Matthias Thurn, der früher schon das ständische Heer gegen die Passauer befehligt hatte, war von Ferdinand nach Wien citirt worden und sah voraus, man werde ihn dort unter irgend einem Vorwand verhaften und zurückhalten. Die böhmischen Stände wollten ihren kühnsten Vertreter und tapfern Heerführer nicht verlieren und lieber den Krieg, den ihnen die Jesuiten schon lange angekündigt hatten, muthig aufnehmen. Thurn ging also nicht nach Wien, sondern blieb in Prag und begab sich an der Spitze der Stände auf das Rathhaus, überhäufte hier die beiden Statthalter Slawata und Martiniz wegen ihres unconstitutionellen Verhaltens mit Vorwürfen und machte, als sie sich heftig vertheidigten, dem Zank ein rasches Ende, indem er sie sammt ihrem deutschen Schreiber Fabricius Platter zum Fenster hinauswerfen ließ. Das Hinauswerfen zum Fenster war ein etwas barbarisches altböhmisches Herkommen, von dem wilde Majoritäten Gebrauch zu machen pflegten, um mißliebige Minoritäten los zu werden. Zum Glück für die Hinausgeworfenen lag unter dem Fenster des Prager Rathhauses damals ein Misthaufen, auf den sie, wenn gleich 28 Ellen tief, doch ohne den Hals zu brechen, herunter fielen. Der Schreiber fiel auf Martiniz und hatte noch so viel Geistesgegenwart, ihn unterthänigst um Verzeihung zu bitten. Beide flohen davon, nur Slawata blieb schwer verwundet liegen, aber man rettete ihn und schenkte ihm das Leben, obgleich er sich sehr verhaßt gemacht hatte. Man warf ihm vor, er habe seine Bauern mit Hunden in die Messe gehetzt.

Der Tag, an welchem die beiden böhmischen Statthalter den Sprung aus dem Fenster machen mußten, war der 23. Mai 1618 und von diesem Tage an datirt man den dreißigjährigen Krieg.

3.

Der Winterkönig.

Man darf nicht zweifeln, daß schon vorher die Parteien vorbereitet waren. Sämmtliche Stände der habsburgischen Erblande traten vereint wie ein Mann auf, die Böhmen unter dem Grafen Thurn, die Schlesier unter dem Herzog Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, die Mähren unter dem Herrn von Teuffenbach, die Oesterreicher unter dem Herrn von Tschernembl, die Ungarn unter Bethlen Gabor. Eigenmächtig jagten sie sogleich alle Jesuiten aus dem Lande und schickten ihre Gravamina nach Wien. Alle verlangten sie Religionsfreiheit als die einzige Bedingung, unter der sie den Erzherzog Ferdinand als König anerkennen würden. Während dieser Wirren starb der alte Kaiser Matthias und Ferdinand erkannte in seiner Erwählung zum Kaiser das beste Mittel, die Opposition in seinen Erbstaaten niederzudrücken, eilte daher zur Wahl nach Frankfurt a. M. Er hatte die Stimmen der lutherischen Fürsten bereits gewonnen, Sachsen durch die Anwartschaft auf die Lausitz, Brandenburg durch die Anwartschaft auf das Erbe Pommerns, dessen Herzogsfamilie im Aussterben begriffen war. Die geistlichen Kurfürsten mußten für ihren eigenen Besitz fürchten, wenn sie nicht einen guten Katholiken, wie es Ferdinand war, zum Kaiser wählten. Auch waren keine andern Bewerber da. Der bayrische Max hatte keine Stimme abzugeben und wartete nur klug die Ereignisse ab. Moriz von Hessen intrigirte zwar eifrig gegen Ferdinands Wahl, hatte aber Heinrich IV. von Frankreich nicht mehr hinter sich, und richtete nichts aus. Sogar der junge Friedrich V. von der Pfalz, obgleich eifrig calvinisch, stimmte mit den andern Kurfürsten und so wurde denn Ferdinand II. zum Kaiser erwählt, am 28. August 1619.

Welche tiefe Beschämung mag den jungen Kurfürsten von der Pfalz ergriffen haben, als er noch am Abende der Kaiserwahl die

Nachricht erhielt, er selbst sey zu Prag zum Könige von Böhmen gewählt worden. Die Stände von Böhmen, Schlesien und Mähren thaten das, während die Ungarn den Bethlen Gabor zu ihrem König wählten, alle voll Haß gegen Ferdinand. Die conföderirten Stände der übrigen deutschen Erblande warben 14,000 Mann unter dem Grafen Ernst von Mansfeld gegen den Kaiser. Mansfeld hatte in den Niederlanden gedient und einigen Ruf erworben. Als er in Böhmen ankam, schlug ihn Ferdinands General Bouquoi. Dagegen wurde Ferdinands anderer General Dampierre in Mähren von Teuffenbach geschlagen und ein ständisches Heer aus Oberösterreich verlegte dem aus Frankfurt heimkehrenden Kaiser den Weg. Ferdinand kam nun zwar auf einem Umwege glücklich nach Wien, wurde aber hier von einem böhmischen und ungarischen Heere eingeschlossen und gerieth in große Gefahr, da auch die Wiener Bürger selbst ihn in seiner Hofburg um Religionsfreiheit bestürmten. Sie legten ihm einen Freibrief zur Unterschrift vor und einer schrie ihm zu: „Nandl, gib dich, du mußt unterschreiben!" In diesem Augenblick aber schmetterten Trompeten im Burghofe. Dampierre hatte seine schnellen Reiter geschickt. Da erschracken die Bürger und zogen ab. Auch die Böhmen und Ungarn weilten nicht mehr lange vor der Stadt, weil ihnen der König von Polen drohte, der es mit dem Kaiser hielt, und weil ihnen die Lebensmittel ausgingen und Krankheit in ihrem Lager einriß. In der That schickte der Polenkönig dem Kaiser ein Heer von s. g. Kosacken zu Hülfe, die aber Lithauer waren und nicht mit den südrussischen Kosacken zu verwechseln sind. Dieses Kriegsvolk übte unmenschliche Greuel an den akatholischen Unterthanen des Kaisers aus. Auch aus Italien wurde ihm ein spanisches Hülfsheer unter Verdugo zugesandt, der dem Mansfelder eine zweite Niederlage beibrachte.

Obgleich es nicht die lautersten patriotischen Motive waren, aus welchen Sachsen und Brandenburg handelten, so kam doch ihre Politik damals der Erhaltung des Friedens in Deutschland zu gute und hemmte auf einen Augenblick den unsinnigen Krieg, welcher das deutsche Reich angeblich um der Religion willen zerfleischen

sollte. In Sachsen war auf Christian II. 1611 dessen eben so roher und immer betrunkener Bruder Johann Georg gefolgt, dem der Kaiser für seinen Beistand die bisher zu Böhmen gehörige Lausitz versprach und dessen Hofprediger Hoë von Hoenegg als orthodoxer Lutheraner der wüthendste Feind der Calvinisten war. Dieser überaus rührige und schreibselige Zelot soll sich auch mit Geld haben bestechen lassen, aber auch ohne ihn würde der Kurfürst dieselbe Politik befolgt haben. Gelang es dem Pfälzer als Böhmenkönig aufzukommen, so war sehr zu besorgen, das calvinische Element im Reich werde bald das lutherische überwiegen. Johann Georg ging daher gern ein Bündniß mit dem Kaiser gegen den Pfälzer ein. In Brandenburg war auf Johann Sigismund dessen schwachköpfiger und ganz dem Trunk und der Wollust dahingegebener Sohn Georg Wilhelm nachgefolgt, der zum Glück von dem einsichtsvollen Grafen Schwarzenberg berathen war. Auch er hielt zum Kaiser. Nur durch das Zusammenhalten der Katholiken und Lutheraner gegen die calvinische Anmaßung konnte der Frieden im Reich erhalten werden. Das sahen auch die kleinern lutherischen Fürsten ein, oder sie beneideten das Glück des Pfälzers, weshalb die von ihm gegründete Union ihn nicht unterstützte, sondern sich von ihm zurückzog.

Friedrich V. hatte Elisabeth Stuart, Tochter Jakobs I. und Enkelin der Maria Stuart, geheirathet, eine stolze und eitle Dame. An seinem Hofe in Heidelberg herrschte die französische Mode und Sprache, wie er sich denn überhaupt einbildete, der englischen und französischen Hülfe bei seinem Angriff auf den Kaiser sicher zu seyn. Auf dem Unionstag in Nürnberg präsidirte er am Schluß des Jahres 1619 seinen Bundesgenossen auf einem Throne sitzend im böhmischen Königsornate, was sie nicht wenig ärgerte. Als nun der Graf von Zollern im Namen des Kaisers eintrat, den aufgestandenen Böhmenkönig stehen ließ und sich selbst auf den Thron setzte, duldete es Friedrich und setzte sich zur Seite, wurde nun aber als ein anmaßender Schwachkopf von der Union verlassen. Die letztere ging zwar nicht gerade zum Kaiser über, verständigte sich aber mit

Max von Bayern, dessen Stunde jetzt gekommen war. Max bildete mit den drei geistlichen Kurfürsten am Rhein und dem darmstädter Ludwig eine vom Kaiser unabhängige liguistische Partei, deren Hülfe der noch schwer bedrängte Kaiser sehr nöthig hatte, wenn er die der Lutheraner nicht mit zu schweren Opfern erkaufen wollte. Max aber gab seiner Stellung noch mehr Bedeutung, indem er mit der Union unterhandelte und durch den Herzog von Württemberg eine freiwillige Entwaffnung derselben vermittelte. Allen Unionsfürsten wurde Frieden und Schutz zugesichert, nur nicht dem Pfälzer, und weil sie ihm die böhmische Krone beneideten, ließen sie ihn im Stich.

Friedrich kam im Winter 1620 nach Prag, machte dort aber schlechte Geschäfte. Die französischen Manieren seines Hofes, die fremde Sprache, der Leichtsinn, die entblößte Brust der Hofdamen erregten Aergerniß. Noch mehr aber die Tollheit des calvinistischen Hofprediger Scultetus, der nicht nur in seinen Predigten gegen Katholiken und Lutheraner Feuer und Flammen spie, sondern auch einen förmlichen Bildersturm anfing und alle Kirchenbilder und Krucifixe in Prag zertrümmern ließ. Als auch das große steinerne Krucifix auf der Moldaubrücke fallen sollte, empörte sich das Volk und Graf Thurn konnte es mit Mühe wieder beruhigen. In seiner dummen Eitelkeit wollte Friedrich dadurch imponiren, daß er in Prag mit großer Feierlichkeit eine türkische Gesandtschaft empfing, während er damit doch nur alle guten Christen ärgerte und sich als Prahler lächerlich machte, denn die Türken dachten nicht einmal daran, ihm bewaffnete Hülfe zu leisten, sondern blieben dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden treu. Endlich versäumte Friedrich, den böhmischen Adel an sich zu ziehen, indem er seine Gunst allein dem Fürsten Christian von Anhalt und dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe zuwandte. Der verhängnißvolle Winter, den Friedrich in Prag zubrachte, weshalb man ihn auch nachher den Winterkönig nannte, verging also für ihn ungenützt, ja er brachte sich während desselben durch seine Unfähigkeit vollends um allen Credit, während rings um ihn her seine vielen Gegner sich mächtig rüsteten.

Aus den spanischen Niederlanden zog Spinola mit 20,000

Mann in die Pfalz und verheerte dieselbe auf unbarmherzige Weise. Württemberg protestirte zwar und berief sich auf Max, der im Namen der Ligue allen Unionsstaaten, außer Böhmen allein Sicherheit versprochen hatte. Nun hieß es aber, Spanien gehöre nicht zur Ligue, sey daher auch nicht gebunden. Dabei beruhigte sich Württemberg und die Union stellte den Spaniern keinen Mann entgegen, obgleich die Holländer, auf ihre Hülfe rechnend, einen Versuch machten, die Pfalz zu retten.

Den Angriff auf Böhmen übernahm Maximilian von Bayern, dessen General Graf Tilly ein liguistisches Heer von 30,000 Mann gesammelt hatte. Ohne diese Hülfe wäre der Kaiser nicht mit den Böhmen fertig geworden, weil diesen wieder die Ungarn beistanden. Der kaiserliche General Dampierre fiel vor Preßburg. Da entschloß sich der Kaiser rasch, sich ganz der Ligue in die Arme zu werfen, und gab seinen beiden andern Generalen, Bouquoi und Verdugo, Befehl, ohne Rücksicht auf das von den Ungarn bedrohte Wien alle ihre Truppen mit denen der Ligue zu vereinigen und gegen Prag vorzurücken. Max und Tilly waren durch Oberösterreich nach Böhmen gezogen und hausten dort übel. Der Widerstand, den sie fanden, war erbärmlich. Während die Kaiserlichen mit den Liguisten sich vereinigten, blieben die Truppen des Böhmenkönigs getrennt. Sein Hauptheer unter Anhalt und Hohenlohe lagerte auf dem weißen Berge bei Prag, während Mansfeld, den sie durch ihren Stolz beleidigt hatten, ganz abgesondert in Pilsen stand. Am 29. October 1620 griffen die Kaiserlichen und Liguisten mit großer Uebermacht den weißen Berg an. Anhalt wurde verwundet, die Ungarn im Lager flohen zuerst, dann die Böhmen; am längsten hielten sich die Mähren. Prag nahm die Flüchtigen auf und diese Stadt war gut befestigt. Der Winterkönig hätte sich hier also ganz gut halten können, da Mansfeld auch noch in Pilsen, Bethlen Gabor vor Wien stand und Oberösterreich in vollem Aufstand war. Aber Friedrich verlor den Kopf, gab alles verloren und suchte nur sein Leben zu retten, indem er eiligst davon floh. Da unterwarf sich auch Prag den Siegern.

Unterdeß hatte der Kurfürst von Sachsen im Einverständniß mit dem Kaiser die Lausitz erobert, die er für sich behielt, und zog nach Schlesien, um den dorthin geflüchteten Friedrich vollends zu vertreiben. Der arme Winterkönig mußte mit seiner hochschwangern Gemahlin nach Holland flüchten, verfolgt von zahlreichen Spottgedichten und Karikaturen, die ihn verhöhnten, wie er es verdient hatte.

4.

Die ferdinandeische Reaction.

Der Sieg der katholischen Partei war eben so rasch als vollständig. Bethlen Gabor erfocht zwar noch einige Vortheile und der kaiserliche General Bouquoi fiel noch in einem Kampf vor Neuhäusel; als aber auch Mansfeld von Pilsen vertrieben wurde, sah sich Bethlen isolirt und machte, um sich in Ungarn zu behaupten, lieber einen Frieden, den ihm der Kaiser auch gern gewährte, um von dieser Seite her Ruhe zu haben. Mansfeld, den eine parteiische Geschichtschreibung zum Helden des Protestantismus gestempelt hat, war ein verworfener Bastard und Abenteurer, verwachsen, häßlich im Gesicht, entstellt durch eine Hasenscharte und so ausschweifend lüderlich, daß er immer einen ganzen Harem mit sich schleppte. Zu großer Ehre rechnete er sich selbst an, Nonnen zu schänden. „Sein Lager war die Hochschule aller Bubenstücke," erzählen die acta Mansfeldica von 1623. Seine Söldner waren der Auswurf aller Länder und aller Confessionen, ihre einzige Religion das Rauben und Morden. Mansfeld hatte keinen Heller für seine Truppen, aber er hielt sie dennoch beisammen, weil sie reichlich von der Plünderung des Landes lebten, in welchem sie sich gerade befanden. Er selbst nahm gern hohen Sold für sich und verkaufte sich dem Meistbietenden. Der Kaiser wollte ihn anwerben, aber Mansfeld benutzte die Unterhandlungen nur, um in einer stürmischen Nacht mit seinem Heere aus der bedrängten Lage, in der er

war, zu entwischen, plünderte und verwüstete unterwegs die Bisthümer Bamberg und Würzburg, passirte den Rhein und legte sich ins Elsaß und Lothringen, um, wenn er diese Länder würde ausgesogen haben, im Nothfall nach Holland zu flüchten. Daß eine solche Räuberbande jahrelang im Reich umherziehen und alles umher verderben konnte, war ein trauriges Zeichen von der Zerrüttung des Reichs und seiner Unfähigkeit, sich selbst zu helfen.

Kaiser Ferdinand verfuhr mit Böhmen, wie fünfzig Jahre vorher Philipp II. mit den Niederlanden verfahren war. Er nahm nämlich eine gnädige Miene an, schien alles zu verzeihen, wollte aber damit die Böhmen nur sicher machen und die Schuldigen, die geflohen waren, ins Garn locken. Erst im dritten Monat plötzlich an einem Tage, dem 20. Februar 1621, ließ er alle die verhaften, die er bisher geschont hatte. Nur der schlaue Graf Thurn hatte nicht getraut und sich zur rechten Zeit gerettet. Sein Freund Johann Andreas, Graf von Schlick, der nach Sachsen geflohen war, wurde vom Kurfürsten dem Kaiser ausgeliefert. Dieser vorragende Böhme, der sich im Heere ausgezeichnet hatte, war das vornehmste Opfer bei den Schlächtereien, die jetzt auf Befehl des Kaisers zu Prag zur Strafe der Empörung vorgenommen wurden. Dem Grafen Schlick wurde erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen. Mit ihm wurden noch 24 edle Böhmen enthauptet und 15 in die Eisen verurtheilt. Drei Bürger wurden gehenkt. Dem Rector der Prager Universität, Jessenius, einem sehr ausgezeichneten Arzte, die Zunge ausgerissen und dann der Kopf abgeschlagen; der gelehrte Lumnitzki starb unter Stockprügeln. Dann befahl Ferdinand, jeder, der sich schuldig fühle, an dem Aufstand Theil genommen zu haben, solle sich melden, um Verzeihung zu erhalten; wo nicht, werde er ihn zu finden wissen und mit dem Tode bestrafen. Da meldeten sich 728 vom Adel und diese alle wurden nun ihrer Güter beraubt. Die Confiscationen betrugen die für jene Zeit große Summe von 40 Millionen. Nicht weniger als 500 adelige Geschlechter und 36,000 bürgerliche Familien wanderten in fremde Länder aus. Böhmen verlor alle seine alten Freiheiten. Mit eigener Hand zerschnitt

Ferdinand den Majestätsbrief. Sein Beichtvater Lamormain (Lämmermann) ließ alle ketzerischen, namentlich auch die alten hussitischen Schriften aufsuchen und verbrennen. So auch alle Bibeln, die man häufig unter den Galgen verbrannte, z. B. in Königingrätz. Selbst die Gräber wurden nicht verschont, Rokyzanas Leichnam wurde ausgegraben und auf einem Scheiterhaufen verbrannt, Zizkas Denkmal, jede sichtbare Erinnerung an die böhmische Heldenzeit vertilgt. Bald wurden auch die Lutheraner nicht mehr geschont, Ferdinand brach das Versprechen, das er dem sächsischen Kurfürsten gegeben hatte, und dieser beschwerte sich nur der Form wegen, ohne seinen Vorstellungen Nachdruck zu geben. Alle Kirchen in Böhmen ohne Ausnahme wurden wieder katholisch geweiht, alle hussitischen und lutherischen Prediger und Edelleute vertrieben und oft vorher noch schwer mißhandelt. Bürger und Bauern wurden mit Säbeln und Prügeln gezwungen, in die Messe zu gehen. Die Bauern empörten sich in mehreren Gegenden, wurden aber überwältigt und grausam bestraft. Zu Lissa zündeten die Bürger selbst ihre Häuser an und flohen nach Sachsen.

In Schlesien erlangten die s. g. Dragonaden einen traurigen Ruhm. Graf Hannibal von Dohna nämlich zog mit den Lichtensteinischen Dragonern durch das Land von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um die calvinischen und lutherischen Einwohner zu bekehren. Jede Familie, welche sich weigerte, wieder katholisch zu werden, wurde mit Einquartierung belegt und so lange auf alle erdenkliche Art gemartert, bis sie katholisch wurde. Deshalb nannte sich Graf Dohna selber den Seligmacher, aber nur zum Spott, denn er handelte nicht aus Frömmigkeit, sondern nur aus Servilismus. Sein Privatsekretär selbst war und blieb ein Protestant, der damals und später viel berühmte Poet Martin Opitz. Die katholische Verfolgung traf indeß nur die Theile Schlesiens, in welche die Reformationsideen erst nach dem Religionsfrieden eingedrungen waren. Denn auch die früher schon als lutherisch anerkannten Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Oels und die Hauptstadt Breslau in ihrer Religionsfreiheit zu stören, hätte der Kaiser aus

Rücksicht auf die Reichstagsabschiede, so wie auf Sachsen und Brandenburg nicht wagen dürfen.

Während sich das in Deutschland zutrug, griff die katholische Reaction auch in den Alpen um sich. Im J. 1618 hatten die Reformirten in Graubündten den Bischof Fluggi von Chur vertrieben und zwei Planta, Führer der katholischen Partei, enthauptet. Ihr Verwandter aber, Rudolf Planta, sammelte Kriegsvolk in Italien, überfiel das Veltlin plötzlich und ließ alle Reformirten daselbst umbringen, was man den Veltlinermord nannte, 1620. Die Unglücklichen wurden in ihren Häusern verbrannt oder erschlagen, ersäuft, von Felsen herabgestürzt, die Kinder an Steinen zerschmettert. Dagegen wehrten sich die Bauern im Prättigau, aus dem man die reformirten Prediger rauben wollte, und erschlugen die kaiserlichen Truppen. Herr von Teuffenbach aus Mähren, der krank im Bade Pfeffers lag, wurde durch Verrath dem Kaiser ausgeliefert und in Innspruck enthauptet.

Der Durchzug der Bayern nach Prag im J. 1620 hatte das oberösterreichische Landvolk sehr aufgeregt und es hatte sich bewaffnet, weil es größtentheils lutherisch war. Allein es hatte keine Führer und wagte nichts, da ja die lutherischen Fürsten selbst zum Kaiser hielten. Der lutherische Adel wanderte größtentheils aus, um den kaiserlichen Strafgerichten zu entrinnen. Wer dagegen vom Adel katholisch geblieben war oder es wieder wurde, hatte davon großen Vortheil, denn er genoß des Kaisers Gunst und bereicherte sich mit den verlassenen und confiscirten Gütern des vertriebenen Adels. So wuchs das alte österreichische Geschlecht der Lichtensteine zu großem Reichthum und zur Grafen- und Fürstenwürde empor. So kaufte ein durch zwei Heirathen reich gewordener böhmischer Edelmann, Albrecht von Waldstein (Wallenstein) eine große Menge Herrschaften zusammen.

Um Oberösterreich zu strafen und den bayrischen Bundesgenossen abzufinden, verpfändete der Kaiser dieses Land dem Herzog Max, der es durch den Grafen von Herberstorf verwalten, d. h. grausam tyrannisiren ließ. Wie es scheint, wurde das lutherisch gesinnte

Landvolk durch rohe Mißhandlungen absichtlich herausgefordert, um es unter dem Vorwand der Empörung sicherer unterdrücken und seiner Religionsfreiheit berauben zu können, ohne die Einsprache der protestantischen Fürsten fürchten zu müssen. Die ersten 17 aufrührerischen Bauern, die ihre lutherische Kirche zu Zwiefalten mit den Waffen in der Hand vertheidigt hatten, wurden auf Herberstorfs Befehl rings um diese Kirche her gleichsam als deren Zierrath aufgehängt. Diese Greuelthat empörte das ganze Land, zur großen Befriedigung Herberstorfs, der mit seinen wohlgeübten Truppen einen leichten Sieg über die schlechtbewaffneten Bauern davonzutragen hoffte. Aber es ging ihm schlecht, er wurde jämmerlich geschlagen, verlor 1200 Mann und mußte sich hinter die Mauern von Linz flüchten. Alle Bayern, die man noch im Lande zerstreut fand, wurden todtgeschlagen, 1626. Herberstorf wehrte sich in Linz aufs tapferste, obgleich ihm die Bauern unter Fadinger hart und lange zusetzten. Nach Fadingers Tode commandirte Wiellinger die Bauern, die in Schaaren von je tausend Tag und Nacht ununterbrochen Linz bestürmten, aber aus Mangel an Kanonen doch nichts ausrichteten. Unterdeß schickten der Kaiser und die Ligue ein Regiment ums andere ab, um Linz zu entsetzen, aber alle nach einander wurden von den Bauern geschlagen, die, nachdem Wiellinger verwundet worden war, ein Student anführte, dessen Namen man niemals erfahren hat. Dieser Student war ein bewundernswürdiges Kriegsgenie, der die kaiserlichen und liguistischen Obersten auf allen Punkten schlug und einmal dem General Lindlo im großen Pramwalde 3000 Mann tödtete und dem Grafen Herberstorf, der nach dem Entsatze von Linz wieder vorrückte, 1500 Mann bei Gmunden. Nach so vielen Niederlagen schickte man endlich den berühmten General Heinrich Gottfried von Pappenheim, der damals schon nächst Tilly als der ausgezeichnetste Feldherr der Ligue galt, mit frischen Regimentern in die Gebirge, um den unbekannten Studenten zu bezwingen. Der General hat einen interessanten Bericht erstattet, worin er sein Erstaunen über den unglaublichen Heldenmuth der Bauern ausdrückt. Man hörte, wie sie in ihren Wäldern Psalmen sangen und wie der

Student ihnen predigte. Aber trotz ihrer tapfersten Gegenwehr wurden sie endlich durch Pappenheims kluge Manöver getrennt und einzeln geschlagen. Man brachte ihm den abgeschlagenen Kopf des Studenten. Seitdem hörte aller Widerstand auf und den Schlachten folgten Blutgerichte, die das Land vollends entvölkerten. Nach seiner Gewohnheit gönnte der Kaiser auch hier den Todten keine Ruhe, sondern ließ auch noch Fadingers Leiche ausgraben, um sie zu verbrennen.

Zu den vielen Sorgen, die den Kaiser bedrängten, kam übrigens auch noch eine häusliche. Kaum nämlich war der Bruderzwist unter den Söhnen Maximilians II. beendigt, als sein eigener Bruder, Bischof Leopold von Passau, schon wieder ehrgeizige Pläne hegte, das deutsche Erbe Habsburgs getheilt wissen und seinen Antheil davon haben wollte. Er war bereits Erzbischof von Salzburg geworden und erhielt jetzt auch Tirol, Burgau, den Breisgau und Elsaß, das s. g. Vorderösterreich, nur damit er beschwichtigt werde. Wahrscheinlich ist er heimlich von Rom unterstützt worden, welches sich fürchtete, Ferdinand II. möchte wie Philipp II. in Spanien mit seiner monarchischen Gewalt auch auf Rom drücken. Papst Urban VIII. verkündete 1625 wieder ein Jubeljahr, ließ in der ganzen katholischen Welt für Ausrottung der Ketzer beten und stiftete die Propaganda (congregatio de propaganda fide) zur Wiederbekehrung aller von der Kirche Abgefallenen. Dadurch arbeitete er den schlauen Fürsten, welche ihre dynastischen Interessen unter dem Vorwand der Religion verfolgten, in die Hände.

5.

Holländisch-französische Umtriebe.

Da der verwegene Angriff der calvinistischen Partei zurückgeschlagen war und zwischen der siegreichen katholischen und lutherischen Partei Eintracht herrschte, konnte man die Hoffnung hegen, der

Krieg werde zu Ende seyn. Auch der Bösewicht Mansfeld durfte nicht mehr wagen, über den Rhein herüberzukommen.

Die holländische Republik fürchtete aber, Ferdinand II. werde im 17. Jahrhundert werden wollen, was Philipp II. im 16. gewesen war, wurde für ihre eigene Existenz bange und suchte daher dem Kaiser immer neue Feinde zu erwecken. Sie warb mit ihren Dukaten immer neue Söldnerbanden, denen des Mansfelders ähnlich, und es fehlte nicht an fürstlichen Abenteurern, die das Geld nahmen, um ihr Vaterland mit Mord und Brand zu erfüllen. Die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfälzers in sein Erbland diente ihnen zum Vorwand, um Kaiser und Reich zu bekriegen. Gemeine Sache mit dem Mansfelder, der 20,000 Mann aufgebracht hatte, machte zuerst der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Derselbe hatte seinen Vetter Wilhelm von Baden-Baden (aus einer Mißehe des lüderlichen Eduard) vertreiben wollen, aber der Kaiser hatte es nicht geduldet. Als zweiter Kämpfer für den Pfälzer oder vielmehr für dessen schöne englische Gemahlin trat der erst 22jährige Prinz Christian von Braunschweig auf, der dem Kaiser ebenfalls grollte, weil ihn derselbe nicht als Bischof von Halberstadt bestätigen wollte. Gleichwohl pflegte man Christian kurzweg den Halberstädter zu nennen. Er trug einen Handschuh der Elisabeth Stuart an seinem Helm mit der Devise: „Tout pour dieu et pour elle!" Aber im Plündern übertraf er noch den Mansfelder. In Paderborn fand er die Statue des heil. Liborius von reinem Golde, 80 Pfund schwer, umarmte ihn und dankte ihm, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster fand er 12 silberne Apostel, warf ihnen vor, daß sie so müssig dastünden, sie sollten hingehen in die Welt und den Heiden predigen, und ließ Münzen aus ihnen schlagen mit der Aufschrift: „Gottes Freund und aller Welt Feind." Bei alledem war er so abergläubisch, daß er seinen Soldaten Kugeln von Glas gießen ließ, gegen welche „das Festmachen" nicht schützte. Man glaubte nämlich, Tillys Soldaten seyen fest gegen Schuß, Hieb und Stich. — Ferner schlossen sich an den Mansfelder die vier weimarischen Brüder Johann Ernst, Friedrich, Wilhelm und Bernhard an, in höchster Erbitterung über die Vormundschaft,

die der Kurfürst von Sachsen über sie ausüben wollte. Endlich zog auch noch ein Prinz Magnus mit ins Feld, Bruder des Herzog Johann Friedrich von Württemberg, scheinbar wider dessen Willen. Auch der hessische Landgraf Moriz hätte sich gern angeschlossen, aber seine besonnenen Landstände litten es nicht.

Gegen alle diese Freischaaren sollte Tilly an der Spitze des liguistischen Heeres das Reich schützen. Johann Tserclaes (Sir Claus, Herr Nicolas) Graf von Tilly war ein Niederländer und hatte früher unter Alba gedient. Je mehr sich die zuchtlosen Freischärler vor ihm fürchteten, um so mehr haben sie ihn verleumdet und zu einem scheußlichen Popanz gemacht, dessen karikirte Züge in die parteiische Geschichtschreibung übergegangen sind. Eine unparteiische und gründliche Vergleichung seiner zahlreichen Ordres und Correspondenzen hat ergeben, daß er der ehrlichste und menschenfreundlichste General jener Zeit gewesen ist, sein Heer in strenger Zucht und Ordnung hielt und in lutherischen Landen die Religionsfreiheit stets beschützte und seinen Soldaten keinerlei Unfug gegen protestantische Kirchen und Prediger gestattete, während Christian von Braunschweig aufs schnödeste mit den katholischen umging.

Der vertriebene Böhmenkönig fand sich in Mansfelds Lager ein und sie rückten vor und brachten im April 1622 den Liguisten bei Weinsberg eine Schlappe bei. Weil aber die Lothringer sich rüsteten, um des Mansfelders zusammengeraubte und im Elsaß zurückgelassene Schätze wegzunehmen, eilte Mansfeld wieder über den Rhein zurück und nun wurde der Markgraf von Baden von Tilly bei Wimpfen überfallen und geschlagen, wobei Prinz Magnus umkam. Jetzt erst zog Christian von Braunschweig aus dem Norden herbei, um sich mit Mansfeld zu vereinigen, wurde aber von Tilly bei Höchst am Main aufgefangen und mit einem Verlust von 12,000 Mann zurückgeschlagen. Hierauf besetzte Tilly die Pfalz.

Maximilian von Bayern hoffte nach Vertreibung seines geächteten Vetters die Pfalz als wittelsbachisches Erbe an sich zu bringen und betrug sich dort schon als Eigenthümer, indem er die reiche heidelberger Bibliothek dem Papste zum Geschenk machte und nach Rom schickte. Der Kaiser selbst aber vereitelte die Hoffnung des

Bayern und ließ sich nach langem Zögern nur dahin bewegen, ihm den Besitz der Oberpfalz zu gewähren, nicht aber den der Rheinpfalz, und auch nicht die pfälzische Kur auf ihn überzutragen, sondern nur eine neue bayrische Kur für ihn persönlich zu stiften, die nach seinem Tode wieder erlöschen sollte. So mißgünstig waren auch die katholischen Dynastien untereinander, wie die reformirten. Fürstliches Sonderinteresse allein entschied in diesem Kriege, die Religion war immer nur Mittel zum Zweck. Natürlicherweise waren die lutherischen Fürsten mit dem Kaiser darin einverstanden, daß Bayern nicht zu sehr vergrößert würde, und auf einem Fürstentage zu Regensburg wurde Max genöthigt, sich mit den kaiserlichen Bewilligungen zufrieden zu stellen, 1623.

Christian von Braunschweig und Mansfeld zogen sich nach den Niederlanden zurück, erfochten einen Sieg über die Spanier bei Fleurus und entsetzten die von denselben belagerte Stadt Bergen op Zoom. Hier fiel Friedrich von Weimar. Christian wurde schwer am Arme verwundet, ließ sich denselben aber standhaft unter Pauken- und Trompetenschall abnehmen. Als aber die deutschen Freischaaren nach Holland kamen, fand man diese Gäste dort bald lästig und schickte sie nach Ostfriesland, wo sie den reichen Bauern große Noth machten. Holland wollte sie nicht mehr bezahlen, da sie nichts mehr leisteten. Mansfeld und Christian wollten sie aber nicht entlassen, weil ihnen das Räuberleben allzu wohl gefiel. Mansfeld suchte Beistand in England, fand ihn aber nicht und wäre auf der Rückfahrt beinahe ertrunken. Christian setzte durch, daß ihn der niedersächsische Kreis zum Feldhauptmann wählte, aber sein eigener Bruder, der regierende Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, und sein Vetter, Herzog Georg von Lüneburg-Celle, ließen ihn im Stich, sobald Tilly gegen ihn heranzog, und er erlitt durch diesen eine empfindliche Niederlage bei Stadtloo, am 6. August 1623. Hier wurde Wilhelm von Weimar gefangen, Christian mußte sich nach Ostfriesland zum Mansfelder zurückziehen.

Im folgenden Jahre 1624 wurde der damals noch junge, aber geniale Cardinal Richelieu erster Minister in Frankreich und begann im Namen Ludwigs XIII. der französischen Politik einen neuen Schwung

zu geben, indem er den holländischen Plan, Deutschland durch calvinistische Freischaaren im Namen des Pfälzers zu bedrängen, mächtig unterstützte. Zunächst schloß Richelieu einen Bund mit Savoyen und Venedig und mit den reformirten Schweizern und Bündtnern, und mit den letzteren vereinigt entriß ein französisches Heer unter dem Marquis von Coeuvres der katholischen (spanischen) Partei das Veltlin wieder, 1625. Zugleich betrieb Richelieu die Verheirathung des Prinzen von Wales, nachmaligen Karl I., mit einer französischen Prinzessin und eine enge Verbindung zwischen England, Dänemark, Schweden und sogar mit Rußland gegen den Kaiser und den mit demselben verbundenen Polenkönig. Richelieus Unterhändler, Bellin, wollte den kriegerischen Schwedenkönig, welcher mit Polen im Kampfe lag, aus Polen zurückziehen und mit seinem Heere nach Deutschland schicken, um sich dort an die Spitze aller Feinde des Kaisers zu stellen und unter dem Scheine eines Religionskriegs das Haus Habsburg zu bekämpfen. Polen sollte unterdeß durch Rußland und durch den Brandenburger im Zaum gehalten werden. Das war der unheilvolle Plan des Cardinal Richelieu.

Gustav Adolf von Schweden erbte 1611 von seinem Vater Karl IX. den unvernünftigen Krieg mit Polen. Sowohl Schweden als Polen hätten besser gethan, gegen Rußland zusammenzuhalten. Indeß ließ es Gustav seine erste Sorge seyn, die vordringlichen Russen zurückzuwerfen und ihnen Ingermanland wieder abzunehmen, worauf er mit ihnen Frieden schloß, 1617. Dann erst setzte er den Kampf mit Polen fort und drang in Livland ein, nahm aber gern einen Waffenstillstand an, um sein schwedisches Reich zu ordnen und alle Kräfte desselben sich dienstbar zu machen. Denn er hatte noch große Dinge vor. In seiner Jugend liebte er die schöne Ebba Brahe und wollte sie sogar auf den Thron erheben, ließ sich aber durch seine Mutter davon abbringen und heirathete Marie Eleonore, die Schwester des brandenburger Kurfürsten Georg Wilhelm. Diese Heirath war es hauptsächlich, die ihn nach Deutschland herüberzog und mit allen Schwächen unseres Reichs bekannt machte. Aber er konnte sich in die deutschen Angelegenheiten noch nicht sogleich mischen, weil

der Waffenstillstand mit Polen 1620 ablief und der Krieg in Livland wieder begann. Es gelang ihm im folgenden Jahre, das feste Riga zu erobern, wie er denn überhaupt immer siegreich war. Aber der Krieg zog sich in die Länge und gerieth wieder ins Stocken, weil die Polen den Haß ihres Königs gegen Schweden nicht theilten und immer wieder Frieden verlangten, Gustav selbst aber ein größeres Feld der Thätigkeit wünschte, als es ihm Polen darbot und deshalb eifrig seine diplomatischen Beziehungen zum europäischen Westen pflegte. Doch entbrannte der Krieg nach kurzen Waffenstillständen immer von neuem, bis Gustav bei Wallhof in Kurland einen glänzenden Sieg erfocht, 1626. Darauf wurde wieder ein Waffenstillstand geschlossen und das schwedische Heer wäre für den deutschen Krieg disponibel geworden, wenn nicht Dänemark aus tödtlicher Eifersucht gegen Schweden noch während des polnischen Krieges rasch seinen Entschluß gefaßt, die Intrigue des Bellin zerrissen und den schwedischen Plan auf Deutschland wenigstens für diesmal durchkreuzt hätte.

Christian IV. von Dänemark nämlich ergriff plötzlich die Waffen zu Gunsten des von Tilly bedrohten niedersächsischen Kreises, während Gustav Adolf noch in Polen beschäftigt war. Offenbar wollte Christian dem Schwedenkönig zuvorkommen und selber die Rolle übernehmen, welche Richelieu dem Schweden zugedacht hatte. Christian handelte übereilt, aber was er that, beweist doch, daß er auf den Beistand so vieler Feinde des Kaisers zählen konnte, als nöthig schienen, sein verwegenes Beginnen zu entschuldigen. Uebrigens hatte der Dänenkönig nichts anderes im Sinne, als sich ein Stück vom untern Elbgebiet abzureißen und mit Dänemark zu vereinigen, und würde sich in den Süden Deutschlands schwerlich je vertieft haben. Georg von Lüneburg trat ihm desfalls am feindlichsten entgegen und ergriff gegen ihn die kaiserliche Partei in dem richtigen Gefühl, daß alle Fürsten und Stände vor allem gegen den auswärtigen Feind zusammenhalten müßten. Christian IV. wollte, wie Georg von ihm sagt, nur zweierlei: volle despotische Gewalt in Dänemark und den Erwerb deutscher Provinzen; überdies war er im Privatleben lasterhaft. Richelieu würde ihm den Schweden vorgezogen haben, da aber

Christians IV. Schwester die Gemahlin Jakobs I. von England war und England den Dänen unterstützte, nahm Richelieu darauf Rücksicht. Im Grunde leistete ihm der Däne den nämlichen Dienst und der Schwede war im Augenblick nicht zu haben.

6.

Wallenstein.

Die Siege Tillys machten dem Kaiser unruhige Nächte und trugen wesentlich zu der Eifersucht bei, mit welcher das Haus Habsburg dem Hause Wittelsbach den Dank für den Sieg am weißen Berge verkümmerte. Da nun aber den von Holland bezahlten Freischaaren und den von Norden her drohenden Dänen nur das liguistische Heer gegenüberstand, mußte Tilly mit demselben entweder neue Lorbeern erfechten und dadurch die Ansprüche seines Wittelsbachischen Herrn noch steigern, oder wenn er den Feinden unterlag, brachen diese in das viel zu schwach beschützte Oesterreich selbst ein und das Kaiserthum kam in die äußerste Gefahr. Nun hätte den Kaiser Ferdinand zwar sein Vetter in Spanien mit einer solchen Macht von Italien und den Niederlanden aus unterstützen sollen, daß er stärker als die Ligue selbst hätte dastehen können. Aber die spanische Regierung war erschlafft und machte keine großen Anstrengungen mehr. Deshalb sah sich Kaiser Ferdinand auf seine eigenen Mittel angewiesen, die sich aber durch das Genie eines einzigen seiner Diener außerordentlich vervielfältigten. Das war jener reich gewordene böhmische Edelmann Albrecht von Waldstein, gewöhnlicher **Wallenstein** genannt, dessen wir oben schon gedacht haben. Als Protestant geboren, erhielt er seine Erziehung in der berühmten Schule zu Goldberg in Schlesien, lernte aber wenig. Einst träumte er, daß Lehrer und Schüler und selbst die Bäume sich vor ihm neigten, worüber sein Cantor Fechner ihn verspottete. Nachher kam er als Page an den katholischen Hof von Burgau. Hier fiel er im Schlafe von einem hohen Fenster des Schlosses herab, ohne sich zu beschädigen.

Dann studirte er in Italien geheime Wissenschaften, besonders Astrologie, und las in den Gestirnen den hohen Beruf, der seiner träumerischen Seele von Kindheit an vorgeschwebt hatte. Nur der Krieg konnte ihn groß machen, er trat in des Kaisers Dienst und focht in Ungarn gegen die Türken. Dann heirathete ihn eine alte sehr reiche Wittwe, die ihm durch einen Liebestrank beinahe den Tod gebracht hätte. Von ihrem Gelde aber stellte er dem Kaiser ein Kürassierregiment, und war beim Ausbruch der Prager Unruhen schon so bekannt und beliebt, daß ihn die Böhmen zu ihrem Feldherrn machen wollten. Er blieb aber dem Kaiser treu. Im Felde zeichnete er sich besonders gegen Mansfeld und Bethlen Gabor aus. Durch eine zweite eben so reiche Heirath mit einer Gräfin Harrach, durch des Kaisers Gnade, der ihm die Reichsgrafenwürde schenkte, hauptsächlich aber durch den Aufkauf zahlloser confiscirter Güter und durch Falschmünzerei kam Wallenstein in den Besitz der ungeheuersten Schätze und wurde der reichste Mann nächst dem Kaiser. An ihn wandte man sich nun, er sollte ein Heer von 20,000 Mann werben. Er schlug es aus, aber 40,000 Mann wollte er stellen, weil nur eine solche Armee stark genug sey, sich überall selbst zu ernähren. So wurde Wallenstein zum Herzog von Friedland (seiner böhmischen Herrschaft) und Generalissimus der kaiserlichen Truppen ernannt. Er ließ die Trommel rühren und in wenigen Monaten war sein Heer beisammen, gelockt durch den Ruf seines Namens und seiner Grundsätze, denn er nahm jeden auf ohne Unterschied des Glaubens, duldete keine Pfaffen im Heer, gönnte den Soldaten ein lustiges Leben, sah allen Ausschweifungen durch die Finger, wenn der Dienst nur pünktlich beobachtet wurde, belohnte fürstlich, ließ den gemeinsten Soldaten zu den höchsten Stellen avanciren, wenn er sich auszeichnete, und verbreitete um seine Person den Zauber des Geheimnisses, als ob er mit dunklen Mächten im Bunde stehe, keinen Hahn könne krähen hören, unverwundbar sey, und das Kriegsglück an seine Fahnen banne. Die Fortuna war seine Göttin und wurde der Wahlspruch des ganzen Heeres. Von Körper war er lang und hager, sein Gesicht gelb und finster, die Augen klein und stechend, die Stirn sehr

hoch, das Haar kurz und aufrecht stehend. Stets umgab ihn tiefes Schweigen. Mit ihm trat eine dritte Macht in die Kämpfe der Zeit ein. Neben der Religion, die nur noch Vorwand war, hatte sich längst die Fürstenpolitik als die Lenkerin der Dinge herausgestellt; indem diese aber die Soldaten als Mittel brauchen wollte, konnte sie nicht hindern, daß nun diese ihr Soldatenglück zum Zweck machten, und die Politik der Fürsten eben so durchkreuzten, wie die Fürsten früher die reinen Interessen der Religion.

Max von Bayern sah begreiflicherweise den großen Anwachs des wallensteinischen Heeres nur mit scheelen Augen an und befahl seinem Feldherrn Tilly, gemach zu thun und seine Truppen zu schonen, damit er neben Wallenstein stark genug bleibe. Gleichwohl mußte Tilly den ersten Stoß der Dänen aushalten, ehe Wallenstein herankam. Der dänische General Obentraut versetzte ihm eine kleine Schlappe bei Nienburg, fiel aber bald darauf bei Seelze. Christian IV. stürzte vor Hameln mit dem Pferde in einen Graben und lag eine zeitlang schwer krank, was sein ganzes Unternehmen hemmte, 1625. Nun kam der Winter und die Waffen ruhten wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit. Nur die Spanier in den Niederlanden machten mitten im Frost einen Einfall in die Velau und begingen hier entsetzliche Greuel. Im Frühjahr 1626 war der Dänenkönig wieder hergestellt und rückte gegen Tilly vor, während der Braunschweiger Christian die Pfalz wieder erobern und Mansfeld mit den drei noch übrigen Prinzen von Weimar dem Wallenstein entgegenziehen sollten. Tilly, der unterdeß Hessen unterworfen und den Lüneburger Georg vom Dänen ab auf die Seite der Ligue gezogen hatte, besaß zwar keine so starke Kriegsmacht, als der Dänenkönig, war diesem aber an Feldherrntalent weit überlegen und schlug ihn in der ersten Hauptschlacht bei Lutter am Barenberge, am 27. August 1626.

Nun erst trieb auch Wallenstein sein Heer, das er bis auf 60,000 Mann gebracht hatte, dem Norden zu, um dem alten Tilly seine Lorbeern zu entreißen und das Ansehen der Ligue unter das des Kaisers zu beugen. Sein Heer war dem des Mansfeld viel

ähnlicher als dem des Tilly, denn er wandte Mansfelds Grundsatz, ein Heer müsse sich selbst ernähren können, nur in noch größerem Maßstabe an. Deshalb wurde der arme und ehrliche Tilly, der allein unter seinen Soldaten noch Zucht und Ehrbarkeit aufrecht erhielt, von Wallensteins Horden ebenso verhöhnt, wie von denen Mansfelds. Als Wallenstein nun mit so ungeheurer Uebermacht heranrückte, fühlte sich Mansfeld viel zu schwach, um ihn aufhalten zu können, suchte ihn daher nur durch eine verstellte Flucht durch Schlesien nach Ungarn zu locken, um von dort aus mit Hülfe Bethlen Gabors den Krieg wieder in des Kaisers Erblande zu spielen. Die kaiserfeindliche Diplomatie war äußerst thätig, Bethlen zu lebhafterer Theilnahme am Kriege zu bewegen, und hatte ihm so eben die schöne Katharina, Schwester des Brandenburger Kurfürsten, Schwägerin Gustav Adolfs, zur Gemahlin gegeben. Aber Wallenstein fing den Mansfelder an der Dessauer Brücke auf und fügte ihm schwere Verluste zu. Dennoch entkam Mansfeld nach Schlesien und brachte durch den bloßen Zauber seines Namens bald wieder 20,000 Mann zusammen, die er nach Ungarn führte. Da konnte Wallenstein nicht umhin, ihm nachzufolgen, um Wien zu decken. Aber weder er selbst, noch Bethlen Gabor und Mansfeld wollten eine Hauptschlacht wagen und so lagen sie sich an der Waag gegenüber, bis es Wallenstein gelang, Bethlen Gabor zum Frieden zu bewegen. Dabei kommt in Betracht, daß seine brandenburgische Gemahlin Katharina, nachdem man sie gezwungen hatte, den fast 50jährigen und überaus dicken Bethlen zu heirathen, zum Hohne derer, die sie nach Ungarn geschickt hatten, zur Gegenpartei überging, heimlich katholisch wurde und den Plan hegte, ihren Liebhaber, den jungen und schönen Ungarn Czaky, zu Bethlens Nachfolger zu erheben (was nicht gelang, sie wurde vielmehr 1629 nach Berlin heimgeschickt). Damals also sah sich Mansfeld von Bethlen verlassen, wollte nach Venedig flüchten, starb aber unterwegs in Spalatro. Auch Johann Ernst von Weimar starb damals in Ungarn. Christian von Braunschweig starb ebenfalls 1626 erst 27 Jahre alt in Folge seiner Ausschweifungen.

Von Mansfelds Truppen schlug sich nur ein kleiner Theil unter Oberst Baudis glücklich nach Dänemark durch. Wallenstein aber zog durch Schlesien, wo ihm der dankbare Kaiser das Fürstenthum Sagan schenkte, nach Brandenburg und zwang den Kurfürsten daselbst, ihm Frankfurt an der Oder und die andern wichtigsten Festungen seines Landes einzuräumen. Der Kurfürst war viel zu wenig gerüstet, als daß er sich gegen Wallensteins Uebermacht hätte vertheidigen können. Die Stände (der Adel) wollten keine Opfer bringen. Adam von Schwarzenberg, der einzige gute Staatsmann in Berlin, wurde von Burgsdorf überholt, dem Lustgesellen und Kuppler des Kurfürsten Georg Wilhelm. Daher blieb das Land unvertheidigt. Wallenstein ließ es durch seine wilde Soldatesca ausplündern. Die Hälfte von dem, was gestohlen wurde, hätte ausgereicht, um früher ein Heer zu stellen und die Festungen auszurüsten. Wallenstein überzog sodann auch Pommern und Mecklenburg, Holstein und Jütland, indem er den Dänenkönig auf seine Inseln zurückjagte und sich zum Herrn der Ostseeküste machte.

Die Macht des Kaisers war somit derjenigen der Ligue weit überlegen und Wallenstein verfolgte den Plan, dem Hause Habsburg in Deutschland dieselbe despotische Allgewalt zu erkämpfen, wie es dieselbe in Spanien übte, was damals der spanische dominatus absolutus genannt wurde. Man hörte Wallenstein ausrufen: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr. Es ist Zeit, denselben das Gasthütlein abzuziehen. Wie in Hispanien und Frankreich nur ein König ist, also soll auch in Deutschland nur ein Herr allein seyn." In einer zu Mühlhausen gedruckten Flugschrift wurde der Kaiser ermahnt, der unheilvollen Fürstenoligarchie ein Ende zu machen. Zuerst solle er die protestantischen Fürsten als Rebellen absetzen, dann werde er auch mit den katholischen fertig werden können, die ihm jetzt noch am gefährlichsten seyen, denn Max von Bayern und die geistlichen Kurfürsten am Rhein machten ihm eine heimliche, aber todtfeindliche Opposition und würden nöthigenfalls seinen Bruder Leopold zum Kaiser erheben. Daß diese gefährlichen Umtriebe gegen Ferdinand aber von Rom ausgingen, wurde nicht ausdrücklich gesagt.

Als ein gutes Mittel, die alten Fürsten zu verdrängen, schlug Wallenstein dem Kaiser vor, zunächst neue und ganz von ihm abhängige zwischen die alten einzuschieben. Wirklich überließ ihm der Kaiser das Herzogthum Mecklenburg, aus dem er die rechtmäßigen Fürsten vertrieben hatte. Lichtenstein wurde zum Fürsten von Troppau und Jägerndorf gemacht, von wo der Brandenburger Markgraf vertrieben war. Dem Bayern hoffte man die liguistischen Feldherrn abwendig zu machen, indem Tilly Herzog von Braunschweig-Calenberg, Pappenheim Herzog von Wolfenbüttel werden sollte. Sie weigerten sich aber und blieben Bayern treu.

Der Kaiser konnte trotz Wallensteins damaliger Macht kaum hoffen, den Einheitsplan durchzuführen. Er hätte sich müssen an das Volk wenden und die ganze deutsche Nation hätte im eigenen Interesse den Einheitsplan fördern müssen, aber daran war nicht zu denken, weil diese unglückliche Nation, Dank der Politik ihrer Fürsten, confessionel getrennt und durch die neue Bureaukratie, Juristerei und Schulfuchserei um alles alte Recht und um allen gesunden Verstand gebracht und gänzlich entmündigt worden war. Darum fand die patriotische Stimme, wo sie auch einsam ertönte, keinen Widerhall. Vergebens forderte Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg zu Hamburg im Namen des Kaisers die niedersächsischen Städte zu einer Wiedergeburt der alten Hansa auf. „Was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die teutsche ist, verkleinlicher, schimpf- und spöttlicher seyn, als daß sie ihr von andern gegen derselben in keiner Comparation begriffenen Völker, auf ihren eygnen maribus et fluminibus jura et leges vorschreiben lassen. Engellandt hat die teutschen Hansestädte ihrer uralten Privilegien de facto spoliirt ꝛc.“

7.

Das Restitutionsedict.

Wallenstein stieß auf ein unerwartetes Hinderniß, er konnte nämlich die freie Hansestadt Stralsund an der Küste Pommerns gegenüber von der Insel Rügen nicht erobern. Der Magistrat wollte zwar die Stadt übergeben, aber das Volk litt es nicht und vertheidigte sich unter dem Bürgermeister Steinwig so heldenmüthig, daß es alle Stürme des übermächtigen Feindes abschlug. Wallenstein schwur, er werde Stralsund nehmen, wenn es auch mit eisernen Ketten am Himmel festhinge, aber er konnte den Schwur nicht erfüllen, denn von der See her kamen dänische und bald nachher auch schwedische Truppen der Stadt zu Hülfe, so daß er nach ungeheurem Verluste schimpflich von ihr abziehen mußte. Indessen drangsalirten seine Truppen das dänische Festland dermaßen, daß Christian IV. sich bequemte, zu Lübeck 1629 mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Man verständigte sich und es war sogar davon die Rede, daß der dänische Kronprinz Wallensteins Tochter heirathen sollte. Da Christian IV. zu sehr geschwächt war, um dem Kaiser länger trotzen zu können, warf er sich demselben lieber in die Arme, um den Schweden zu ärgern, auf den er grenzenlos eifersüchtig war. In der That nahm es den Anschein, als werde sich Wallenstein jetzt mit seiner ganzen Macht auf die Schweden werfen. Ohne Kriegserklärung hatten schwedische Truppen der Stadt Stralsund beigestanden und hielten sie noch fortwährend besetzt. Wallenstein hatte also ein Recht, den Schweden seinerseits den Krieg zu erklären, und schickte eine Abtheilung seines Heeres unter Johann Georg von Arnim-Boitzenburg nach Polen, um dem König Sigmund gegen Gustav Adolf beizustehen. Dieser Arnim (gewöhnlich Arnheim genannt) hatte früher schon im schwedischen Heere gegen die Russen, dann im polnischen Heere gegen die Türken gedient und war eben so talentvoll als charakterlos. Die Mission, mit der ihn Wallenstein

beauftragte, mißlang, weil zwischen ihm und den polnischen Generalen Zwietracht herrschte.

Indessen war ganz Deutschland den Waffen des Kaisers und der Ligue unterworfen und die katholische Partei hatte entschieden den Sieg errungen. Trotz der Eifersucht zwischen Habsburg und Wittelsbach mußte aus jenem Siege beider sich doch irgend ein Vortheil für die gemeinsame katholische Sache ergeben, und dies zu bewirken, waren besonders die Jesuiten rührig. Rom machte seine Stimme dafür ebenfalls geltend, doch kümmerten sich die Cabinette nicht mehr um Rom, sondern folgten nur ihrem eigenem Interesse und Rom konnte ihnen nichts bieten, sondern nur durch ihre Gunst etwas empfangen. Hauptsache war, daß die protestantischen Fürsten sich seit dem Religionsfrieden Bisthümer und Kirchengüter in Menge angeeignet hatten, wozu die Reichsgesetze sie nicht ermächtigten. Was war natürlicher, als daß der Kaiser und die katholischen Fürsten ihnen jetzt, nachdem sie die Gewalt hatten, die Beute wieder entrißen auf Grund des Religionsfriedens, und sich selbst den Besitz aneigneten.

Der Kaiser erließ wirklich 1629 das s. g. Restitutionsedict, welches die Zurückgabe aller seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter befahl. Demnach sollten die längst protestantischen Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Merseburg, Meißen, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Cammin und zahllose Klostergebiete alle wieder katholisch werden. Man verschärfte die Maßregel aber dadurch, daß man den kaiserlichen Commissären, die mit der Vollstreckung beauftragt waren, die größte Willkür erlaubte, so daß auch solche Güter, die vor dem gesetzlichen Termin eingezogen worden waren, ausgeliefert und auch die Bewohner derselben wieder katholisch werden mußten. Unterstützt von den friedländischen und liguistischen Banden stellten die Commissarien zuerst in allen Reichsstädten den katholischen Gottesdienst wieder her, selbst da, wo er, wie z. B. in Augsburg, schon lange vor dem passauer Vertrage abgeschafft und durch den lutherischen ersetzt worden war.

Der Kaiser verfehlte nicht, seinem eigenen Hause den besten Theil der Beute zuzuwenden, und gab ein erstaunenswürdiges Beispiel von Aemtercumulation, indem er seinen Sohn Leopold zu gleicher Zeit zum Erzbischof und Bischof von Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Passau, Straßburg und zum Abt von Hersfeld machte, wodurch alle diese reichen geistlichen Gebiete unmittelbar in seine Hände kamen. Nächst ihm nahmen sich die Jesuiten ihr Theil. Es war nicht davon die Rede, ein seit achtzig Jahren aufgehobenes Kloster den Benedictinern oder den Augustinern, die es einst besessen, wiederzugeben, sondern man schlug das confiscirte Klostergut ohne Unterschied zur großen Masse des Jesuitenguts. Auf diese Weise wollten sich die Jesuiten auch des Marienklosters in Minden, eines adeligen Fräuleinstifts, bemächtigen, aber die tapfern Fräulein griffen den Pater Commissär mit Nadeln an und warfen ihn jämmerlich zerstochen aus dem Kloster. Der Raub traf aber auch Güter der Laien. Welcher Edelmann dem Pfälzer Friedrich, dem Mansfelder, dem Braunschweiger oder dem Dänen gedient, dessen Hab und Gut wurde confiscirt. Jede Beschwerde wurde mit Hohn beantwortet. In einer Stadt bekam der Magistrat, weil er klagte, Prügel, in einer andern wurden die Bürger, damit sie doch einen Grund zu klagen hätten, nackend ausgezogen, in einer dritten hieß es: „der Kaiser will lieber, daß die Deutschen Bettler, als daß sie Rebellen sind!" Doch mißtrauten die Katholiken häufig ihrem Glück. Man bemerkte, daß sie im Württembergischen die wiedererlangten Klöster nicht sowohl in Besitz nahmen als nur ausplünderten, alles Werthvolle nach Bayern und Oesterreich verschleppten, sogar die Wälder lichteten und das Holz verkauften. Johann Friedrich von Württemberg war 1628 gestorben, für dessen unmündigen Sohn Eberhard III. regierte sein Ohm Ludwig Friedrich, der aus Verdruß über die Plünderungen ebenfalls starb.

Hier ist nöthig, zu bemerken, daß der alte Tilly den Protestanten die größte Schonung angedeihen ließ, daß er namentlich die in Osnabrück gegen den katholischen Bischof Franz Wilhelm in Schutz nahm und öffentlich alle protestantischen Prediger in Nord-

deutschland aufforderte, gegen ihn auszusagen, ob er einen von ihnen vertrieben oder in seinem Amte gehindert habe? Zu dieser öffentlichen Erklärung war er durch Verleumdungen veranlaßt worden. An Kaiser Ferdinand II. war eine solche Humanität, wie sie Tilly bewies, nicht zu rühmen; er hielt sich nur immer streng am Buchstaben des Religionsfriedens und das Restitutionsedict selbst ging nicht darüber hinaus, sondern stellte nur wieder her, was der Religionsfrieden bestimmt hatte und was einseitig von den Protestanten überschritten worden war. Wo er aber in seinem Rechte zu seyn glaubte, zeigte er viele Härte, wie sein Benehmen in Oesterreich und Böhmen darlegte.

Richelieu soll unter der Hand durch seine diplomatischen Künste zur Restitutionsmaßregel in Deutschland mitgewirkt haben, um bei den Protestanten, welche dadurch einen großen Verlust erlitten, den alten Glaubenshaß zu entzünden und sie in einen neuen Krieg gegen den Kaiser zu hetzen, den er hauptsächlich mit Hülfe des Schwedenkönigs führen wollte. Es kam ihm alles darauf an, den Kaiser in einen neuen Kampf mit dem protestantischen Norden zu verwickeln, damit er selbst freie Hand in Italien behalte. Im J. 1627 war der letzte Herzog von Mantua aus dem Hause Gonzaga gestorben und Frankreich unterstützte den Erbanspruch des Herzog von Nevers. Ein französisches Heer ging nach Italien, ließ sich die wichtigsten Grenzplätze von Savoyen abtreten und bedrängte die spanische Statthalterschaft in der Lombardei, die bei der damaligen Schlaffheit der spanischen Regierung ohne Hülfe von Deutschland her zu schwach war, um weder die wichtige Festung Mantua, noch auch die Lombardei selbst zu behaupten, obgleich Spinola die Festung Casale aufs tapferste gegen die Franzosen vertheidigte. Wallenstein wurde daher in Anspruch genommen, einen Theil seiner Truppen nach Italien zu schicken und nöthigenfalls selbst dahin zu gehen. Er verlegte also sein Hauptquartier aus dem nördlichen in das südliche Deutschland, wartete aber noch eine viel wichtigere Entscheidung, als die der italienischen Frage, in Deutschland selbst ab.

Der Kaiser sah sich bewogen, im J. 1630 einen Fürstentag

nach Regensburg einzuberufen, der sich die Befugnisse eines Reichstags anmaßte und auf dem über die gefährdete Zukunft von Kaiser und Reich berathen und endgültige Beschlüsse gefaßt werden sollten. Es handelte sich hauptsächlich darum, die Interessen der Häuser Habsburg und Wittelsbach auszugleichen. Der Kaiser hatte eine Armee von mehr als 100,000 Mann unter Wallenstein, der ihm schon längst zu einem großen Staatsstreiche gegen die katholischen, wie gegen die protestantischen Fürsten und zur Herstellung der vollen Kaisergewalt gerathen hatte. Maximilian von Bayern hatte nur 30,000 Mann unter Tilly beisammen, aber die rheinischen Kurfürsten und die ganze Ligue, der Papst und der Jesuitenorden, die sämmtlichen von Wallenstein so schwer verletzten und noch schlimmer bedrohten protestantischen Fürsten, endlich das mächtige Frankreich standen auf der bayrischen Seite. Richelieu rüstete schon ein Heer in der Champagne, um der Ligue zu helfen, wenn Wallenstein etwas gegen sie unternehme. Aus dieser Sachlage erklärt sich, warum Wallenstein sein Hauptquartier zu Memmingen in Schwaben nahm. Er bewachte von hier aus so wohl Italien als die Champagne und zugleich das nicht weit entfernte Regensburg. Das letztere war ihm die Hauptsache, denn wenn es nach seinem Sinne gegangen wäre, hätte er den ganzen Fürstencongreß in Regensburg aufgehoben und den Kaiser zum Alleinherrn in Deutschland gemacht. Der Kaiser mußte sich nun entscheiden, ob er den großen Plan seines Feldherrn ausführen, oder denselben aufgeben und sich lieber mit der Ligue versöhnen wollte. Gewiß eine schwere Entscheidung. Eine so gute Gelegenheit, die dem Hause Oesterreich immer so lästige, feindlich gesinnte und verderbliche Fürstenoligarchie mit einem Schlage zu vernichten, kehrte vielleicht niemals wieder. Wenn er aber Wallenstein gewähren ließ und sich ganz in dessen Arme warf, war er nicht sicher, ob dieser gewaltige Major Domus nicht ihm und der ganzen habsburgischen Dynastie das Schicksal der Merowinger bereiten würde.

Der Kaiser entschied sich nach seiner bedächtigen Art, und einem gewissen dynastischen Instincte nachgebend, für einen Mittelweg, indem

er zwar der Ligue nachgab, um mittelst derselben seine Erblande sowohl gegen Frankreich als gegen das vom Norden her drohende Schweden zu decken und durch die Fürsten seinem Sohne Ferdinand die römische Königswürde zusichern zu lassen, sich aber vorbehielt, wenn sich die Ligue im Kampf erschöpft haben würde, seine eigene Macht wieder elastisch auszudehnen, weshalb er auch seinen Feldherrn Wallenstein keineswegs in Ungnaden entließ, sondern ihn nur bat, einstweilen zurückzutreten, und fortwährend seinen guten Rath einholte. Wenn er den Klagen über Wallenstein, die von allen Ecken des Reichs her ihn bestürmten, hätte nachgeben wollen, so hätte er demselben wegen seiner Gewaltthätigkeiten und Räubereien den Proceß machen müssen. Wallenstein selbst gab dem Wunsche des Kaisers nach, ohne die mindeste Empfindlichkeit blicken zu lassen, und zog sich nach Prag zurück. Obgleich damals seine Truppen und Generale ihm größtentheils blind ergeben waren, durfte er doch nicht wagen, sich gegen den Kaiser selbst aufzulehnen, weil er alsdann der Menge seiner Feinde doch nicht lange würde haben widerstehen können. Es mußte ihm viel natürlicher und bequemer erscheinen, schadenfroh die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten, indem der größte Theil seiner Armee entlassen oder nach Italien geschickt wurde und die Ligue mit dem alten Tilly allein die ganze Last und Verantwortung des vom Norden her drohenden Krieges übernehmen sollte. Im stolzen Bewußtseyn seiner Größe zog er immer noch die Augen der Welt auf sich durch den unerhörten Glanz seines Hofstaates in Prag. In seinem Festsaal waren alle großen Helden der Vorzeit dargestellt, im Plafond aber er selbst auf dem Triumphwagen mit vier Sonnenrossen, gekrönt von der Victoria, über sich einen hellen Stern. Viele seiner ehemaligen Offiziere lebten fortwährend bei ihm, 60 adelige Pagen bedienten seine Person. Hundert Häuser der Stadt mußten niedergerissen werden, um seinen Gartenanlagen Platz zu machen. Seine Pferde fraßen aus Krippen von Marmor. Niemals schenkte er weniger als tausend Thaler und niemals strafte er geringer als mit dem Tode. In seiner Muße verwaltete er seine vielen Besitzungen mit trefflichem Verstande und sein Cabinet war zugleich ein Aufgangs-

punkt diplomatischer Intriguen, worüber er dem Kaiser regelmäßig berichtete, um ihn von seiner Treue zu überzeugen und ihm die Wichtigkeit seiner Dienste immer zu vergegenwärtigen. Indem er aber nur dem Kaiser zu dienen schien und denselben auch in einen Theil seiner Correspondenzen hineinsehen ließ, trieb er doch zugleich Politik auf eigene Hand und brauchte den Kaiser nur für seine Zwecke, wie dieser ihn für die seinigen.

Ehe der Fürstentag von Regensburg auseinander ging, stellten die protestantischen Fürsten daselbst ihrer Politik noch ein Armuthszeugniß aus, denn sie protestirten, da sie sonst keinen Muth gezeigt hatten, wenigstens — gegen den verbesserten gregorianischen Kalender. Wegen der Gefahr im Norden bewilligte der Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg, um sich seiner Treue zu versichern, die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, die derselbe dem Restitutionsedict gemäß sonst hätte herausgeben müssen.

Zweites Buch.

Gustav Adolf.

1.

Schwedische Vorbereitungen.

Der schwedisch-polnische Krieg wurde durch die Waffenstillstände, welche nach jedem glücklichen Erfolge Gustav Adolfs dem König Sigmund abgedrungen wurden, häufig unterbrochen. Also fand Gustav Zeit sich auch Schweden zu widmen. Er verfuhr dabei, wie alle andern Fürsten seiner Zeit, d. h. er suchte die Staatsgewalt den Ständen zu entwinden, allein zu herrschen, seine Armee zu vergrößern und durch alle möglichen Finanzkünste seinen Schatz zu bereichern. Aber er that das mit mehr Anstrengung seiner Unterthanen, als alle andern Fürsten. Denn Schweden war ein nur schwach bevölkertes und armes Land. Der Adel stimmte ihm zu, weil er denselben steuerfrei ließ, ihm Ehrenstellen im Heere, Beute und reiche Dotationen in den eroberten Ländern gewährte. Die lutherischen Bischöfe stimmten ihm zu, weil er ihnen reiche Pfründen gab. Die Gelehrten stimmten ihm zu, weil er nicht nur Schule und Hochschule begünstigte, neue Gymnasien errichtete und sich darin treuergebene Staatsdiener erziehen ließ, sondern auch die Schriftsteller, die zu seinem Ruhme schrieben, gut bezahlte. Er besoldete viele feile Federn auch in Deutschland, Frankreich, Holland und der

Schweiz. Er wußte, welche Macht die Presse ausübte, wie sie zu falschem Ruhme verhilft und wie viele Uebelthaten durch sie beschönigt werden können. Der Bürgerstand in Schweden war wenig zahlreich und nur durch städtische Beamte vertreten, die der König selbst eingesetzt hatte. Also auch von ihm erfuhr Gustav keine Opposition. Nur der zahlreiche Bauernstand, den er am meisten drückte, konnte ihm gefährlich werden. Da aber die vier Stände in Schweden, Adel, Klerus, Bürger und Bauern in vier Curien getrennt waren, so wurde die Curie der Bauern regelmäßig durch die drei andern überstimmt, konnte also mit ihren Beschwerden auf dem gesetzlichen Wege nicht durchdringen. Zwar gab es während Gustavs ganzer Regierung fast in jedem Jahre größere und kleinere Aufstände der unzufriedenen Bauern, die aber bei der weiten Ausdehnung des Landes vereinzelt blieben und immer wieder unterdrückt wurden.

Gustav Adolf benutzte den polnischen Krieg nur als Kriegsschule für sich selbst, seine Offiziere und Soldaten und ließ Deutschland niemals aus den Augen, seitdem ihm die französische Diplomatie die Rolle angewiesen, die der Dänenkönig ihm zwar vorweggenommen, aber nicht durchzuführen verstanden hatte. Offenbar im Hinblick auf die Vorgänge in Deutschland verlegte Gustav 1626 den Kriegsschauplatz aus Livland nach Preußen, um dadurch den deutschen Grenzen näher zu kommen. In Westpreußen, welches in der Reformation lutherisch geworden war wie Ostpreußen, aber unmittelbar zu Polen gehörte, hatte König Sigmund das protestantische Volk vielfach gedrückt. Jetzt kam Gustav, es von diesem Drucke zu befreien, und nahm zum erstenmal die Miene an, als schwärme er für das Evangelium. Wenn es ihm je gelingen sollte, nach dem französischen Plane und im Solde des katholischen Frankreich den katholischen Kaiser in Deutschland zu bekämpfen, so konnte er das nicht wohl anders, als mit Hülfe der deutschen Protestanten thun und unter dem Scheine, als kämpfe er für den Glauben. Aber damals schon unterschieden die lutherischen Bürger von Danzig den Schein von seinen wahren Absichten und hatten keine Lust, ihn als

evangelischen Ritter und Retter zu begrüßen, sondern hielten ihm die Läufe ihrer Kanonen entgegen, denn sie wußten wohl, er komme nicht ihres Glaubens wegen, sondern nur um sie zu unterjochen, ihnen ihre Schiffe, ihre Waffen und ihr Geld zu nehmen. Die Absichten Gustavs enthüllten sich noch deutlicher, als er durch plötzlichen Ueberfall die preußische Festung Pillau, den Schlüssel zum Hafen der Hauptstadt Königsberg wegnahm. Diese Festung gehörte, wie das ganze Herzogthum Preußen (Ostpreußen) damals dem Kurfürsten von Brandenburg, seinem Schwager. Indem er sie mitten im Frieden eroberte, wollte er nicht nur einen wichtigen Küstenplatz an der Ostsee haben, sondern auch einen Versuch machen, wie viel sich wohl sein Schwager würde bieten lassen. Die Charakterschwäche und Feigheit desselben mußten ihm sehr zu Statten kommen, wenn er später weiter gegen Deutschland operiren wollte. Der Versuch gelang. Brandenburg wagte nicht, ihm den Krieg zu erklären, und Pillau blieb schwedisch. Von hier aus unternahm Gustav einen erbitterten Kampf mit Danzig, unterlag aber zur See und verlor sein Admiralschiff. Ein polnisches Heer unter Koniecpolski kam zum Entsatze Danzigs herbei und lieferte den Schweden eine Schlacht, in welcher Gustav durch einen Schuß in der Schulter verwundet wurde. Aber es kam in Polen zu keiner großen Entscheidung mehr, denn Gustav widmete sich immer mehr den deutschen Angelegenheiten. Die Niederlage der Dänen entzückte ihn. Alles gestaltete sich so, daß Frankreich und Holland, wenn sie den Kaiserlichen das nördliche Deutschland wieder entreißen wollten, seiner Hülfe gar nicht mehr entbehren konnten. Er ließ sich also von ihnen bitten und schrieb ihnen die Bedingungen vor. Während er aber fleißig diplomatisirte, verfehlte er nicht, auch bereits in Deutschland Werbungen zu machen und seine schwedische Armee in Preußen durch deutsche Söldner zu verstärken, die ihm unter andern der Rheingraf Otto Ludwig (Graf von Salm) zuführte. Durch seinen Obersten Peter Baner, den er heimlich an die norddeutschen Fürstenhöfe und Städte abschickte, suchte er auch schon diese alle in sein Interesse zu ziehen, indem er ihnen ein Bündniß zu ihrem Schutze

antrug. Auch ließ er damals, wie schon erzählt ist, Stralsund mit Schweden besetzen.

Am 16. Januar 1628 eröffnete Gustav Adolf dem schwedischen Reichstage, daß er nach Deutschland zu gehen beabsichtige, um den Kaiser und die papistische Liga zu bekriegen, weil sonst zu befürchten stehe, daß sie noch weiter um sich greifen würden. Damals glaubte er noch, oder gab vor, er werde von Polen aus in die österreichischen Erblande einfallen. Das geschah aber nicht und war auch schwerlich je seine Absicht, denn das katholische Polen bot ihm in einem Kriege mit dem Kaiser weitaus die Vortheile nicht, wie das protestantische Norddeutschland. Auch waren Frankreich und Holland eifrig bemüht, einen Frieden zwischen Polen und Schweden zu vermitteln, damit Gustav sich ganz auf Deutschland werfen könne. Der Krieg mit Polen wurde überhaupt nur noch lässig durch Gustavs Generale fortgesetzt. Hermann Wrangel siegte über die Polen bei Gorzno, worauf Wallenstein ihnen den Arnim zu Hülfe sandte. Koniecpolski erfocht nachher noch einen Vortheil über den Rheingrafen, aber schon am 6. September 1629 wurde durch Richelieus Agenten Charnacé ein neuer Waffenstillstand auf 6 Jahre vermittelt. Hierauf ging Charnacé nach Stockholm, um den Einfall Gustavs in Deutschland zu beschleunigen. Frankreich, England und Holland boten dem Schwedenkönig Geld und nöthigenfalls auch Hülfstruppen an. Er übereilte sich jedoch mit seiner Entscheidung nicht, benahm sich kalt gegen Charnacé und machte sich ein wenig kostbar. Das sollte die aufdringlichen Hetzer in Paris und im Haag bewegen, ihm noch mehr Geld anzubieten, während es ihm den Schein eines freien und unabhängigen Auftretens gab, was besonders den deutschen Protestanten gegenüber nothwendig war, denn niemand hatte mehr Mißtrauen gegen ihn, als sie. Es ist höchst merkwürdig, daß ihn die beiden katholischen Parteien lieber kommen sahen, als die protestantische. Die Liga, Frankreich und Bayern, denen sich sogar der Papst anschloß, hofften sich der Schweden zur Schwächung des Kaisers bedienen zu können. Umgekehrt hofften der Kaiser und Wallenstein, die Liga durch die Schweden schwächen zu können, und beide Par-

teien zauderten eben deshalb, kräftige Maaßregeln gegen Gustav zu ergreifen. Dagegen fand er die größten Schwierigkeiten bei den protestantischen Fürsten, als deren Retter er erschien und die doch nichts von ihm wollten. Gewiß konnte die schwedische Herrschaft im Norden Deutschlands nur auf Kosten der Brandenburger, der Welfen und selbst Sachsens ausgebreitet und befestigt werden. Der Argwohn deutscher Fürsten gegen den fremden eroberungssüchtigen Machthaber, der mit Kriegsgewalt ins Reich zog, war also natürlich, und da sie eben erst mit dem Kaiser versöhnt waren, kam ihnen der neue schwedische Feldzug, der alles in Deutschland aufs neue untereinander werfen sollte, sehr ungelegen

Gustavs Einfall in Deutschland wurde am meisten in Schweden selbst mißbilligt, denn Bürger und Bauern sahen neuen schweren Steuern entgegen und einer zunehmenden Entvölkerung des Landes durch die immer neu ausgehobenen zur Schlachtbank gelieferten Rekruten. Auch auf dem schwedischen Reichstage erhoben sich laute Stimmen gegen den Krieg. Man fand es eben so ungerecht als gefährlich, daß sich Schweden in fremde Sachen mischen wolle, es sey zu schwach, um gegen den mächtigen Kaiser zu streiten, und werde nicht einmal von protestantischen Fürsten unterstützt werden. Darauf ließ aber Gustav durch seine Anhänger erwidern, man habe Bundesgenossen genug gegen den Kaiser und was die protestantischen Fürsten betreffe, so wäre es sogar gut, wenn sie sich mitzukämpfen weigerten, denn dann könne Schweden allein handeln und auch die Beute für sich allein behalten. Adler Salvius, eines der talentvollsten Werkzeuge Gustavs, der in seinem Auftrage in Deutschland reiste, schrieb damals an den Reichstag: „Die deutschen Fürsten sind weichliche, außer dem Kriege in gemächlichem Wohlleben erzogene Herren, die selbst keine Soldaten sind, auch keine Soldaten in ihrem Rathe haben, sondern einen Schwarm von Beamten, Schreibern, Juristen, Leute, die alles mit dem römischen Recht ausmachen wollen, auch da, wo blos das Recht der Kanonen entscheiden kann. Solches Schreiberwesen ist allhier in deutschen Landen das gemeine Uebel." Mit solchen Fürsten hoffte der Schwede trotz seiner geringen Macht bald genug

fertig zu werden. Gustav kannte seine Leute, aber nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich. Er rüstete nämlich und brach zu dem großen Kriege in Deutschland auf, ohne irgend eine ihm von Richelieu gestellte Bedingung angenommen zu haben, mit völlig freier Hand. Er wußte wohl, die Millionen aus Paris und aus dem Haag würden um so reichlicher nachfließen.

In Gustavs Kriegserklärung gegen den Kaiser war hervorgehoben, daß derselbe den Polen gegen Schweden geholfen, daß er die Herzoge von Mecklenburg vertrieben, daß er überhaupt alle Fürsten und Stände des Reichs unterdrücke, und daß er sich „zum Herrn der Ostsee“ machen wolle, also in ein Recht eingreife, was von jeher Schweden und Dänemark allein zugestanden habe. Daß es je eine Hansa gegeben, davon schien Gustav Adolf keine Notiz zu haben.

2.

Gustav Adolfs Ankunft in Deutschland.

An dem verhängnißvollen Johannistage, an welchem genau vor hundert Jahren zum erstenmal die augsburgische Confession vor Kaiser und Reich verlesen worden war, landete der Schwedenkönig mit seinen Truppen am deutschen Ufer, auf der Insel Usedom an der Odermündung während eines schrecklichen Ungewitters, am 24. Juni 1630. Man kann es nicht als einen Segen der Reformation betrachten, daß Deutschland hundert Jahre nach Luther nicht im Stande war, jene Hand voll Schweden, die mit Gustav kamen, sogleich kopfüber ins Meer zurückzustürzen. Es waren ihrer nur 16,000 Mann, die das große Deutschland wahrhaftig nicht zu fürchten gehabt hätte, wenn es nicht gerade seit der Reformation durch seine Fürsten so gänzlich demoralisirt und entnationalisirt gewesen wäre. Während nun jedermann vor diesem Schwedenkönig Angst hatte und der Instinct allen Protestanten in Deutschland sagte, der Schwede komme nicht um des Glaubens, sondern nur um der Beute willen, während daher kein Mensch in Deutschland den Schwedenkönig gerufen hatte, noch

ihm entgegen kam, sondern alles vor ihm floh, beging er die Gottlosigkeit, auf deutscher Erde niederzuknieen und zu schwören, er unternehme den Krieg lediglich zu Gottes Ehre. Durch feile Schriftsteller ließ er sich als den Retter Germaniens verkünden, aber es wollte gar niemand von ihm gerettet seyn. Selbst durch das Restitutionsedict war einigen Fürsten nur das weggenommen worden, was sie vom Kirchengut widerrechtlich an sich gerissen hatten; aber der Religionsfrieden war in Kraft geblieben und das Evangelium und die augsburgische Confession in keinerlei Gefahr. Nur mit Entsetzen sahen die norddeutschen Fürsten den Schwedenkönig als Räuber kommen und nur mit Entsetzen auch das Volk, welches unter den Drangsalen des Krieges schon so viel gelitten hatte. Aber die Fürsten hielten nicht zusammen und wurden einer nach dem andern dem Schweden zur Beute.

Zuerst fiel Gustav über den schwachherzigen Bogislaw von Pommern her und zwang ihn in seiner Hauptstadt Stettin, sein Bundesgenosse zu werden. Eine Clausel des Vertrags sicherte dem Schweden sogar nach Bogislaws Tode den Besitz Pommerns, wenn dem Kurhause Brandenburg, welches das nächste Erbrecht besaß, dasselbe bestritten würde. Wohin Gustav nur die Hand ausstreckte, nach Stralsund, Pillau, Pommern, alles behielt er für sich und achtete kein älteres Recht. Zwar stand noch ein kaiserliches Truppencorps unter Tarquato Conti in Pommern, war aber zu schwach um den Schweden aufzuhalten. Wallenstein befand sich damals schon in Memmingen und dachte an andere Dinge, als den Schweden aufzuhalten, der ihm vielmehr ganz gelegen kam und mit dem er sogar in heimliche Correspondenz trat. Tilly mußte seine Aufmerksamkeit auf Regensburg richten und Wallenstein die Waage halten helfen, ehe des letztern Absetzung erklärt war. Also gewann der Schwede Zeit und besetzte einen Theil Pommerns und Mecklenburgs. Aus Mecklenburg ließ Wallenstein, als Herzog des Landes, alles Getreide wegführen und nach Böhmen bringen, so daß Tilly, als er den Oberbefehl übernahm, dort keine Lebensmittel mehr fand. Die vertriebenen Herzoge, die Stände und das Volk von Mecklenburg sahen aber den Schweden

keineswegs als Befreier von Wallensteins Druck an, sondern sträubten sich gegen seine Zumuthungen. Doch kam ihm die Grausamkeit zu Statten, mit welcher der kaiserliche Oberst Götz die Stadt Pasewalk verbrennen und alle Einwohner daselbst ermorden ließ, im Sept. 1630. Solche Greuel ließen immerhin bei den Bedrohten den Schweden als möglichen Retter erscheinen.

Unter den protestantischen Fürsten näherten sich dem Schweden außer den beiden vertriebenen Mecklenburger Herzogen einzig Georg von Lüneburg, der sich von der kaiserlichen Partei mißachtet und verrathen sah und die thörichte Hoffnung hegte, der Schwede werde ihm zum Alleinbesitz aller welfischen Besitzungen verhelfen, und der junge Wilhelm von Hessen-Cassel, der die kaiserfeindliche Politik vom Vater geerbt hatte und überdem tief in Schulden steckte. Endlich auch wieder die kleinen Herzoge von Weimar und Franz Karl von Lauenburg. Alle andern protestantischen Fürsten, wie auch die Städte, wiesen die Aufforderungen des Schweden zurück. Vergebens verkündete er überall mit affectirtem Pathos, „das evangelische Wesen" stehe in Gefahr und er sey zu dessen Rettung ausersehen. Niemand wollte sich von ihm retten lassen. Der Graf von Ostfriesland ließ ihm geradezu antworten, er wolle von „seinem" evangelischen Wesen nichts wissen. Am schlimmsten für Gustav war die Zurückhaltung der mächtigen protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die weit eher geneigt waren, sich gegen ihn als mit ihm zu verbinden, und die nur in ihrer ewigen Besoffenheit und von schlechten Räthen umgeben, keinen Entschluß fassen konnten.

Weil nun Gustav das protestantische Norddeutschland mit seiner lügenhaften Prahlerei nicht übertölpeln konnte, und ihm die Geldmittel fehlten, sein Heer zu unterhalten und zu verstärken, sah er sich endlich gezwungen, die angefangene Rolle im Solde Frankreichs und Hollands fortzuspielen. Er nahm die Anträge Charnacés an und schloß am 13. Januar 1631 zu Bärwalde bei Küstrin einen Vertrag mit Frankreich ab, worin ihm Richelieu bedeutende Geldspenden zusicherte, wofür Gustav versprechen mußte, überall in Deutschland die katholische Kirche zu schonen. Diese Clausel des

Vertrags widersprach geradezu der evangelischen Mission, die sich Gustav beilegte. Aber der Vertrag blieb ja geheim und an Verträge band sich ein Mann wie Gustav ohnehin nur so lange und so weit sie ihm selber nützten. Mit derselben Verschlagenheit bewilligte er in einer andern Clausel des Bärwalder Vertrages der Ligue die Neutralität, sofern sie auch gegen ihn neutral bleibe. Hier betrog einer den andern. Richelieu war heimlich mit Bayern und dem Papste einverstanden, daß dem Katholicismus kein Leid geschehen müsse und daß der Schwede einzig benutzt werden solle, um das Haus Habsburg zu schwächen. Gustav Adolf wollte im Gegentheil, um vom protestantischen Volke in Deutschland unterstützt zu werden, dasselbe gegen den Katholicismus fanatisiren und als Held des Evangeliums auftreten, und wenn ihm das gelänge, wollte er sich gerade mit den Ländern der Ligue, namentlich mit den geistlichen Kurfürstenthümern und Bisthümern bezahlt machen. Sein Angriff war daher viel mehr gegen die Ligue als gegen den Kaiser gerichtet und Ferdinand II. und Wallenstein sahen in einem gewissen Sinne in ihm einen Bundesgenossen gegen die Ligue, Frankreich und den Papst. Unmittelbar nach dem Abschluß dieses Vertrages erschien Tilly als Generalissimus wieder in Norddeutschland und ging gerade auf den Schwedenkönig los, Gustav aber wich ihm geschickt aus, weil er noch nicht stark genug war und nicht alles aufs Spiel setzen wollte. Am 9. März 1631 erstürmten Tillys Truppen die feste Stadt Neubrandenburg und hieben nach dem Kriegsrecht die Besatzung nieder, weil sie die angebotene Capitulation nicht angenommen hatte. Durch trügliche Briefe Gustavs an den Commandanten Kniphausen ist nachgewiesen, daß Gustav jenes Blutbad absichtlich provocirt hatte, um es der katholischen Soldateska Schuld zu geben und das protestantische Volk, was ihm viel zu ruhig blieb, in Wuth zu bringen. Daraus erklärt sich auch, warum Gustav, indem er Frankfurt an der Oder einnahm, daselbst die ganze kaiserliche Besatzung unter dem Rachegeschrei „neubrandenburgisch Quartier“ zusammenhauen ließ. Man glaubt, die Stadt sey durch den

Oberst Fahrensbach an ihn verrathen worden. Das Blutbad aber war ihm die Hauptsache, denn sein ganzer Plan auf Deutschland konnte ihm nur gelingen, wenn er die Gemüther erhitzte. Unterdeß vermied er immer noch eine Schlacht und nahm nur die festen Plätze an der untern Oder und im Mecklenburgischen ein, um eine sichere Basis für seine künftigen Operationen zu gewinnen.

Tilly rechnete auf die Hülfe Sachsens und Brandenburgs, denn er wußte wohl, wie gründlich dieselben den Schweden haßten und fürchteten. Aber Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der schon durch kluge Benutzung der Zeitumstände die Lausitz gewonnen hatte, wollte noch mehr haben und seinem Sohn August das fette Erzbisthum Magdeburg verschaffen, wo bereits Christian Wilhelm, der Sohn des brandenburger Kurfürsten, zum Administrator gewählt worden war. Der Kaiser aber wollte das Erzstift jenen beiden Prinzen entziehen und an seinen eigenen Sohn Leopold bringen. Das ärgerte den sächsischen Kurfürsten, er schrieb daher einen Fürstentag nach Leipzig aus, um wo möglich eine Mittelpartei zwischen dem Kaiser, der Ligue und dem Schweden zu bilden, und hörte die lockenden Anträge Richelieus und Gustavs an. Richelieu beschwor ihn im Namen der „deutschen Libertät," dem Despotismus des Kaisers und Gustav beschwor ihn im Namen des „gemeinen evangelischen Wesens," der katholischen Ligue entgegenzutreten. Allein es kam in Leipzig nichts zu Stande, weder die Bildung einer starken Mittelpartei, noch der Anschluß an Schweden. Die norddeutschen Fürsten hatten nicht Energie genug und mißtrauten einander selber.

Nun kam es Gustav vor allem darauf an, seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, an der Bildung einer Mittelpartei zu hindern, ihn ganz auf seine Seite herüber zu ziehen und zu seinem Werkzeuge zu machen. Sein Plan war mit den Damen des Berliner Hofes verabredet, die er durch seine Gemahlin Eleonore und durch die alte Pfälzer Kurfürstin, Friedrichs V. Mutter, längst hatte bearbeiten lassen. Es galt, den schwachen Kurfürsten zugleich zu überreden und zu erschrecken und den edlen Schwarzenberg zu stürzen. Plötzlich erschien Gustav mit

seiner ganzen Armee vor Berlin. Der Kurfürst mußte zu ihm hinaus nach Köpnik gehen und der Schwede drohte ihm, Berlin in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn er nicht augenblicklich ein Bündniß unterzeichne und die Festungen Spandau und Küstrin von schwedischen Truppen besetzen lasse. In der Angst und von den Frauen überredet willigte der Kurfürst ein.

3.

Magdeburgs Zerstörung.

Die Stadt Magdeburg hatte sich dem Restitutionsedict widersetzt und auch diesmal den Trotz gezeigt, wie im vorigen Jahrhundert gegen das Interim. Daß es ihr damals gelungen war, sich allein gegen Kaiser und Reich zu behaupten, hatte die Bürgerschaft mit Stolz erfüllt und auch diesmal wieder verließen sie sich auf die Festigkeit ihrer Mauern und auf die Zeit, die immer neue Wechsel brachte und sich wieder zu ihren Gunsten gestalten konnte. Aber gerade die Festigkeit und die günstige Lage der Stadt an der Elbe machten ihren Besitz dem alten Tilly wünschenswerth, weil er von hier aus Sachsen, Brandenburg und den Schweden am besten im Schach halten konnte. Er ließ daher die Stadt belagern, aber lange vergebens. Gustav Adolf verfuhr mit Magdeburg ganz so wie mit Stralsund und obgleich er noch keine Truppen dahin schicken konnte, so empfahl er doch einen seiner Offiziere, den Obersten von Falkenberg, der Stadt zum Commandanten. Falkenbergs Ankunft brachte große Zwietracht unter die Bürger. Die angesehenere und verständigere Classe sah voraus, daß der Stadt jede Friedensunterhandlung erschwert, ja daß ihr im eigenen Namen zu unterhandeln unmöglich werden würde, wenn der Schwede Herr in der Stadt wäre. Diese Partei verwarf daher die schwedische Commandantur und forderte, die Stadt solle lieber mit dem Kaiser unterhandeln, der ihr gewiß nur billige Bedingungen stellen würde. Aber Christian Wilhelm, der Administrator des Erzstifts, der alle

seine Ansprüche verloren sah, wenn der Kaiser seinen Sohn ins Erzstift brachte, sich also allein mit Hülfe Schwedens behaupten konnte, befand sich schon längere Zeit in der Stadt und hatte die niedere Classe der Bürger durch die gewöhnlichen Mittel bearbeitet, indem er ihnen als Protestanten vor der grausamen Rache der Katholiken Angst gemacht hatte, wenn sie sich gegen dieselben nicht aufs äußerste wehren würden. Er drang damit durch und Falkenberg erhielt das Commando in der Stadt. Das so sehr fanatisirte protestantische Stadtvolk hing bei alledem noch merkwürdigerweise fest an katholischen Erinnerungen. Nach einem alten Volksglauben sollte man die Gebeine des h. Norbert niemals aus Magdeburg entfernen, weil sonst die Stadt untergehen würde. Als nun der Kaiser während der Belagerung um die Auslieferung jener Gebeine bat, da sie für eine ganz protestantische Bevölkerung doch keinen Werth mehr haben könnten, kostete es viele Mühe, die Bürgerschaft zu beruhigen, welche jene Reliquien nicht fortlassen wollte und endlich nicht ohne Seufzer und Sorgen den s. g. Vernunftgründen nachgab. Allmälig wurde die Stadt enger vom Feinde eingeschlossen und kam Tilly selbst, um ihre Eroberung zu beschleunigen. Falkenberg wandte alle möglichen Listen an, um die mißmuthige Bürgerschaft zur Kampflust aufzuregen, insbesondere dadurch, daß er ihr wiederholt vorlog, Gustav Adolf komme zum Entsatz, ja die schwedischen Fahnen würden schon ganz nahe gesehen. Am 24. April 1631 erhielt die Stadt ein Schreiben von Gustav Adolf selbst, worin er sie versicherte, „so wahr er ein ehrlicher König sey, werde er sie nicht vergessen."

Man darf wohl glauben, daß Gustav die Stadt, die ihm mit ihren starken Festungswerken, mit ihrem Reichthum und ihrer strategisch so wichtigen Lage so viel werth war, gern gerettet und für sich selbst behalten hätte. Allein er konnte nicht zum Entsatz heranrücken, weil er sich von seiner Operationsbasis an den Ostseeufern und an der untern Oder nicht so weit entfernen durfte, so lange er noch das ihm feindlich gesinnte Sachsen nicht für sich gewonnen hatte und seine schwache Kriegsmacht nicht durch Verbündete so weit

angewachsen war, daß er ohne Gefahr dem Tilly eine Feldschlacht bieten konnte. Da er nun voraussah, Magdeburg würde früher fallen, als er es retten könne, trachtete er nur noch, auch von dem Falle Magdeburgs Nutzen zu ziehen. Eine mitleidlose, aber kluge Berechnung. Zunächst mußte Falkenberg der wohlhabenden Stadt Geldsummen ablisten, für deren Rückzahlung Gustav bürgte. Nachher aber, als die Verschreibungen verbrannt waren, leugnete Gustav, daß die Magdeburger je etwas bezahlt hätten, und hatte die Stirn, sich öffentlich zu rühmen, er habe die Magdeburger mit seinem Gelde unterstützt. Nach dieser ersten Geldmanipulation hatte Falkenberg im Auftrag seines Königs nur noch für eine zweite zu sorgen, nämlich für die gänzliche Zerstörung der Stadt, damit sie für Tilly unbrauchbar werde. Zu diesem Zweck terrorisirte Falkenberg mittelst seiner Söldner und des fanatisirten Pöbels die gute Bürgerschaft, ließ alle Vorstädte ohne Noth niederbrennen, damit man sich an das Brennen gewöhne, und verwandte, sobald er sah, daß er die Stadt doch nicht lange mehr würde halten können, alles vorräthige Pulver nur noch zur Anlegung von Minen in der Stadt selbst und zur heimlichen Brandlegung in den dazu ausgewählten Häusern. Er selbst verrieth seinen Plan durch einen erkünstelten Schrecken, als man ihm meldete, es sey kein Pulver mehr vorräthig. Er als Commandant mußte wissen, wie viel Pulver gebraucht worden und wie viel noch übrig war. Sein Schrecken war also nur verstellt. Der Grund aber, warum Gustav Adolf seinem Obersten die Instruction gab, Magdeburg nicht unversehrt dem Eroberer zu überlassen, sondern durch Brand zu zerstören, war nicht blos ein militärischer, sondern auch ein politischer. Er konnte, wenn eine so herrliche deutsche Stadt unterging, die Schuld bequem dem Feinde zuschieben, der erobernd in die Stadt eindrang, und er konnte den protestantischen Fürsten, vor allen dem Kurfürsten von Sachsen zum Vorwurf machen, daß sie zu lange gezaudert hätten. Er würde, sollte alle Welt glauben, Magdeburg gerettet haben, wenn ihm Sachsen geholfen hätte.

In der Nacht auf den 20. Mai drangen die angesehensten

Bürger auf dem Rathhause noch einmal in Falkenberg, er solle doch nun capituliren, da kein Pulver mehr da sey, und die Stadt wenigstens vor den traurigen Folgen einer Erstürmung bewahren. Er versicherte sie mit großem Eifer, es sey gar keine Gefahr vorhanden, denn der Entsatz sey ganz nahe. In derselben Stunde aber ließ Pappenheim seine Croaten heimlich den Wall erklimmen und konnte bis in die Stadt eindringen, weil Falkenberg alle Vorsicht versäumt hatte. Erst die Sturmglocken riefen ihn aus dem Rathhause und auch jetzt noch traf er keine Maaßregel der Vertheidigung. Die Magdeburger Bürger wehrten sich in den Straßen und Häusern, so gut sie konnten, aber ohne Zusammenhang. In dieser allgemeinen Verwirrung loderten mitten in der Stadt bald hier, bald dort Feuer auf. Tilly hatte die Schonung der Stadt befohlen, weil er sie zum Stützpunkt seiner fernern Operationen machen wollte. Seinen Soldaten stand nur nach damaligem Kriegsgebrauch das Recht zu, die von ihnen erstürmte Stadt zu plündern. Aber es lag in ihrem eigenen Interesse, keinen Brand zu stiften, weil ihnen ja das Element des Feuers die gehoffte Beute verschlang und entriß. Sie hatten daher, als Pappenheim ihnen beim ersten Sturm früh am Morgen zwei Häuser anzuzünden befahl, dies nur ungern gethan, und diese beiden Häuser waren verbrannt, ohne daß das Feuer hier weiter um sich griff. Nach allem, was man von Falkenbergs Verhalten weiß, sind die am Vormittag im Innern der Stadt ausbrechenden vielen Feuer nicht vom Feinde angezündet worden, sondern nach der längst ertheilten Vorschrift Falkenbergs. Die Feuer nahmen so überhand, daß sie endlich zu einer einzigen ungeheuren Lohe zusammenwuchsen, welche die ganze schöne Stadt verzehrte. Mitten im Brande wurde immer noch gekämpft und suchten die eingedrungenen Feinde den Flammen die Beute zu entreißen. Dabei kamen entsetzliche Scenen vor. Zwei lutherische Geistliche wurden an ihren Altären ermordet, zwanzig junge Mädchen stürzten sich in die Elbe, um den feindlichen Soldaten zu entrinnen. 23 Frauenzimmern wurden in der Katharinenkirche, wohin sie geflüchtet waren, von den Croaten die Köpfe abgehauen. Die Johanniskirche soll vollgepfropft mit Weibern ver-

brannt seyn. Ein Croat soll sich gerühmt haben, zwanzig Säuglinge aufgespießt zu haben. Die ganze innere Stadt ging zu Grunde bis auf den feuerfesten Dom und 137 zufällig verschont gebliebene kleine Häuser. Im Ganzen sollen 20, nach andern 30,000 Einwohner umgekommen seyn. Falkenberg war nicht so glücklich, wie früher Kniphausen in Neu-Brandenburg, denn er kam im Gedränge ums Leben, der Administrator Christian Wilhelm wurde gefangen. Im Dome wurden 2000, nach andern 4000 Menschen gerettet, weil sie Tilly gleich anfangs durch eine Wache hatte schützen lassen. Aber noch viel mehr Gerettete wurden von den Soldaten als Gefangene ins Lager geschleppt, sonderlich angesehene und ehrbare Männer, die ein Lösegeld herbeischaffen konnten, und junge Frauenzimmer.

Tilly weinte auf den Trümmern der Stadt und erwies den im Dom Geretteten volle Gnade. Da er seit vielen Jahren gegen besiegte Protestanten stets großmüthig gehandelt hatte und die Erhaltung der Stadt Magdeburg ihm selbst nur vom größten Nutzen hätte seyn müssen, war es eine eben so böswillige als lächerliche Verleumdung, die ihn zum Urheber des Brandes machen konnte. Anders verhielt es sich mit dem Grafen Pappenheim, der damals nach Wien schrieb: „daß seit der Eroberung Jerusalems und Trojas keine größere Victorie erfahren und erhört worden, und bedaure Dero kaiserliche Frauenzimmer nicht selbst zu Zuschauern gehabt und von Ihnen den Ritterdank erhalten zu haben.“ Seine Soldaten nannten das entsetzliche Ereigniß muthwillig und in ihrem frivolen Sinne die „magdeburgische Hochzeit“ und schmeichelten dem alten Tilly mit dem Ruhme, der nie besiegten Magd, die selbst Karl V. den Tanz versagt, endlich das Jungfernkränzlein entrissen zu haben. Auch viele katholische Herren diesseits und jenseits der Alpen waren so einfältig, sich über den Brand von Magdeburg wie über die Pariser Bluthochzeit zu freuen.

Niemand hatte Ursache sich darüber zu freuen, als Gustav Adolf allein, denn seine Absicht war vollkommen erreicht und er erlangte dadurch schnell und ganz, was er von Anfang an gewollt hatte.

Zwar glaubte der Kurfürst von Brandenburg, durch die Eroberung Magdeburgs sey Tillys Macht gewachsen, die Gustavs geschwächt, er athmete daher wieder etwas freier und wagte, Spandau von Gustav zurückzufordern. Der Schwedenkönig aber kannte seinen Mann, rückte am 12. Juni rasch wieder vor Berlin und ließ alle seine Kanonen auf das Schloß richten. Da gab Georg Wilhelm wieder nach. Gustav ließ die Kanonen abfeuern und 40 derselben waren geladen und richteten einigen Schaden an. Man glaubt, der Kurfürst selbst habe seine Zustimmung zu diesem Muthwillen gegeben, damit der Kaiser glauben solle, es sey ihm wirklich Gewalt angethan worden. Im ganzen übrigen protestantischen Deutschland verbreitete die Nachricht von Magdeburgs traurigem Untergang nur Schrecken, Mitleid oder Rachlust. „Entsetzen," sagt Riccius, „verbreitete sich in ganz Deutschland und alle bisher unschlüssigen Protestanten fielen jetzt den Schweden zu." Man glaubte nämlich, der Brand sey auch diesmal, wie gewöhnlich in erstürmten Städten, vom Feinde ausgegangen, man sah darin einen furchtbaren Ausdruck des Hasses der Katholiken gegen die Protestanten und gab daher auch allen den Ausstreuungen Gehör, womit Gustav selbst in seinen öffentlichen Erklärungen und die von ihm bezahlten Federn die Thatsachen entstellten und die Absichten verschleierten.

4.

Die Schlacht bei Leipzig.

Im obern Deutschland herrschte unter den Protestanten wegen Magdeburgs Zerstörung ungeheure Aufregung. Unerschrocken ahmte Straßburg Magdeburgs Beispiel nach und machte große Rüstungen. Viel Volk lief ihm aus Schwaben zu und auch der neue Vormund-Regent in Württemberg, Julius Friedrich, der das Herzogthum für den unmündigen Eberhard III. verwaltete, sammelte ein Heer, unterwarf sich aber schnell wieder dem Kaiser, als dieser 15,000 Mann unter Fürstenberg, die in Mantua zurückgeblieben waren, von dort

kommen ließ, um Schwaben zu besetzen. Fürstenberg benahm sich unerträglich übermüthig, setzte sein Wappen über das württembergische und ließ die kaum erst von aus Oesterreich geflüchteten Protestanten gebaute Stadt Freudenstadt im Schwarzwald niederbrennen. Nicht minder große Aufregung herrschte unter der protestantischen Bevölkerung im Harz, wo die Bauern sich dem Durchzug Tillys entgegen setzten, daher auch Wilhelm von Hessen sich jetzt erst zu rüsten wagte, um dem Schwedenkönig beizustehen. Die Holländer nahmen die Festung Wesel ein und hetzten die Feinde des Kaisers eifriger als je zum Kampfe. Endlich schickte auch England 6000 Schotten unter dem Marquis Hamilton den Schweden zu Hülfe nach Deutschland. Gustav wagte aber immer noch nicht, auf Tilly loszugehen, weil er noch zu schwach war, ehe Sachsen sich für ihn entschieden hatte. Er nahm daher einstweilen noch abwartend eine unangreifbare Stellung bei Werben am linken Elbufer, von wo aus er mit Sachsen eifrig unterhandelte.

Nach Sachsen waren jetzt alle Blicke gewendet. Tillys Heer wurde durch die Truppen Fürstenbergs verstärkt, und erhielt Befehl, in Sachsen einzurücken und den Kurfürsten zu einem Bündniß mit dem Kaiser zu zwingen, oder ihm das Land gänzlich zu verwüsten. Dieser ungeschickte und jedenfalls verfrühte Befehl jagte den Sachsen gegen seinen Willen in das aufgespannte Netz des Schweden. Tilly überzog die leipziger Ebene und ließ alle Städte plündern, Halle, Merseburg, Zeiz, Weißenfels, Naumburg rc. Diese greuliche, vom Kaiser befohlene Verheerung des Landes empörte alle sächsischen Herzen und nun erst waffnete man sich dort und freute sich des mächtigen Bundesgenossen von Schweden, der jetzt erst als das erschien, wofür er sich immer ausgegeben hatte, als Retter der protestantischen Welt vor der Ueberwältigung durch die katholische. Johann Georg, äußerst erbittert auf den Kaiser und Tilly, schloß den Bund mit Gustav und stellte sein Heer, 18,000 Mann stark, unter den Befehl Arnims, der wetterwendisch nach seiner Art den kaiserlichen Dienst schon wieder verlassen hatte. Gustav Adolf war unterrichtet worden, die Kaiserlichen wollten einen nächtlichen Sturm auf sein

Lager bei Werben wagen, legte ihnen aber einen Hinterhalt, so daß Tilly seine Truppen schnell wieder zurückzog. Sobald aber der Kurfürst sich entschieden hatte, verließ Gustav Werben und vereinigte sein etwa 21,000 Mann starkes schwedisches Heer, wovon über die Hälfte angeworbene Deutsche waren, mit dem sächsischen Heere bei Düben.

Tilly hatte gerade damals die Stadt Leipzig eingenommen, als er erfuhr, die Schweden und Sachsen rückten vereinigt gegen ihn heran. Er hielt Kriegsrath in einem abgelegenen Hause vor Leipzig und merkte erst nachher, es sey das Haus des Todtengräbers. Das sah man als eine schlimme Vorbedeutung an. Der schlachtenlustige Pappenheim wollte dem Feind entgegenziehen, der besonnene Tilly aber erst eine Verstärkung abwarten, die ihm General Altringer zuführte und die bis nach Jena gekommen war. Da er indeß schon 40,000 Mann beisammen hatte, also ebenso stark war, wie der Feind, mißbilligte Pappenheim Tillys Zurückhaltung und vereitelte sie dadurch, daß er auf der großen leipziger Ebene unfern von Breitenfeld unter dem Vorwand einer Recognoscirung die eben heranrückenden Schweden angriff und sich in einen so ernsten Kampf verwickelte, daß, wenn er nicht der Uebermacht des Feindes erliegen sollte, ihm Tilly mit seinem ganzen Heere zu Hülfe kommen mußte. Der graue Feldherr war heftig gegen Pappenheim erzürnt und rief aus: „der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen.“ Tilly war damals 72 Jahr alt, aber ein wetterharter Soldat vom festesten Charakter und vom reinsten Gewissen. Man rühmte ihm nach, daß er niemals Wein getrunken, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren habe. Als alter Junggeselle war er wohl etwas wunderlich in seinem schwarzen Spitzhut mit rother Feder und in seinem grünseidenen geschlitzten Wammes. Aber seine alten Soldaten ehrten seine hohe Tugend, fügten sich seiner Strenge und entbehrten gern, was er ihnen verbot. Er war der Vater seiner Truppen. Nur die Soldaten und Generale von Wallensteins ehemaligem Heere, die unter seinen Befehl gestellt waren, fanden ihn zu knapp und

pedantisch und sehnten sich nach dem lustigen Leben und der reichen Beute zurück, durch die sie Wallenstein an sich gefesselt hatte. Im übrigen war das gesammte katholische Heer etwas schwerfälliger als das, was Gustav Adolf mitbrachte. Die Kaiserlichen hatten viel schwereres Geschütz, schwerere Harnische, langsamere Bewegungen und einen viel größern Troß, denn die Söldner schleppten auf zahllosen Wagen nicht nur ihr Gepäck und ihre Beute, sondern auch ihre Weiber und Kinder und das, was man sprüchwörtlich Huren und Buben nannte, mit. Gustav Adolf war damals erst 37 Jahr alt und zwar ein wenig beleibt, aber ein ansehnlicher und kräftiger Herr, dessen Miene großen Verstand verrieth. Er trug einen weißen Hut mit grüner Feder und einen einfachen grauen Rock. Sein Heer war sehr verschieden vom kaiserlichen, hauptsächlich viel beweglicher. Er hatte nicht nur kleinere Regimenter, sondern sie waren auch viel leichter gekleidet, meist ohne Harnisch. Er hatte sie im raschen Manövriren geübt und auch viel leichtere Kanonen eingeführt, die er schnell von einem Punkt zum andern bringen konnte, wo er sie gerade brauchte.

Als Tilly die lange Linie seiner Armee entfaltete, um Pappenheim zu helfen und die Armee des Feindes zu überflügeln, dehnte Gustav seine Stellung aus. Herzog Adolf von Holstein, der als Protestant geboren, aber katholisch geworden und in des Kaisers Dienst vier Jahre vorher von den oberösterreichischen Bauern, die er als seine ehemaligen Glaubensgenossen mit bekämpfen half, geschlagen worden war, wurde von Tilly befehligt, in eine Lücke der Schweden einzufallen, kam aber gerade dadurch zwischen ihre Corps; das seinige wurde gänzlich vernichtet, er selbst tödtlich verwundet und lebte nur noch wenige Stunden, um die Vorwürfe zu hören, die ihm die Sieger wegen seines Abfalls machten. Pappenheim, der unbesonnen die Schlacht angefangen hatte, leistete das Unglaubliche, indem er seine ermatteten und zurückgeschlagenen Truppen immer von neuem ins Feuer führte, und mit seinen berühmten Kürassiren siebenmal nach einander in die Schweden einhieb. Aber zuletzt mußte er doch die Flucht geben, und auch Tilly, obgleich er

sich unterdeß auf die Sachsen geworfen und sie geschlagen hatte, wurde jetzt von den siegreichen Schweden überflügelt und verlor sein schweres Geschütz, welches Gustav sogleich gegen ihn selbst richten ließ. Noch niemals besiegt, konnte sich Tilly in seine Niederlage nicht finden. Als man ihn beschwor, sich zu retten, blieb er stehen, starr, das Auge voll Thränen. Schon von drei Kugeln verwundet, gerieth er unter die heranstürmenden Schweden, unter denen ein riesenhafter Rittmeister, der lange Fritz, ihn mit dem Kolben eines Karabiners in den Nacken schlug. Doch rettete ihn Herzog Rudolf von Lauenburg, der den langen Fritz niederschoß, und ein Viereck seines treuen Fußvolks nahm den alten Feldherrn in die Mitte und trug ihn in der allgemeinen Flucht glücklich davon. Das war die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September 1631.

Tilly sammelte den Rest seines Heeres in Halberstadt und ließ seine Wunden pflegen, von denen keine tödtlich war. Er schlug die Richtung nach dem Norden ein, um den Sieger sich nachzuziehen und von Süddeutschland entfernt zu halten. Nach verlorner Schlacht setzte er noch seine Hoffnung auf die diplomatischen Künste seines Herrn, des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Richelieu gab sich die größte Mühe, den König Gustav mit Bayern auszusöhnen, damit er die katholischen Länder der Ligue verschone und sich mit seiner ganzen Macht allein auf den Kaiser werfe, um das Haus Habsburg in Deutschland zu vernichten. Aber Gustav war eben so schlau, wie Richelieu und ging nicht in die Falle. Wenn er mit seinen Schweden gegen Wien gezogen wäre, hätte sich die Ligue bald von der ersten Niederlage Tillys wieder erholt und hätte ihn in Verbindung mit dem unzuverlässigen Kurfürsten von Sachsen und vielleicht mit den Polen den Rückweg abschneiden können. Im günstigsten Falle hätte er Frankreich und der Ligue nur zum Werkzeuge gedient und man hätte nur die Erschöpfung seines Heeres abgewartet, um ihn heimzuschicken, oder ihm neue Befehle vorzuschreiben. Er aber wollte von Anfang an nur im eigenen Interesse handeln und hatte jetzt als Sieger doppeltes Recht dazu. Der Kaiser, der damals gar kein Heer hatte, war ihm nicht gefährlich. Gegen diesen genügte es,

den Kurfürsten von Sachsen marschiren zu lassen, der sich ohnehin von ihm trennen mußte und wollte, weil er ein zu großer Herr war, als daß er unter dem Schwedenkönig hätte dienen können. Gustavs Plan ging dahin, sein siegreiches Heer im protestantischen Deutschland ansehnlich zu verstärken, wie ihm denn auch jetzt alles zulief. Sodann wollte er seine Finanzen dadurch verbessern, daß er sich in allen eroberten Ländern und Städten als Oberherr huldigen und dieselben fortan in seinem Namen verwalten ließ. So verfuhr er zuerst mit dem Erzstift Magdeburg, und obgleich er allen deutschen Fürsten, die sich um ihn drängten, dem Hessen, den Weimaranern ꝛc. freigebig große Gebiete aus den noch zu erobernden katholischen Landen, und dem vertriebenen Böhmenkönig die Wiedereinsetzung in Kurpfalz zusicherte, so waren das doch nur trügerische Lockspeisen, denn er behielt alles zu Erobernde sich allein vor. Nach der großen Schlacht bei Breitenfeld, als die Sieger in heller Freude mit einander bankettirten, war der sächsische Kurfürst in der Freude und Betrunkenheit so unvorsichtig, dem Schwedenkönig geradezu die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Diese auf sein Haupt zu setzen, mochte allerdings der geheimste Gedanke Gustav Adolfs seyn, aber der Weg zum Ziele war noch weit. Er wählte nicht den geraden Weg nach Wien, um sich dort die Krone zu holen, sondern den Umweg zum Rhein und zur obern Donau, um erst Herr im ganzen deutschen Reiche zu werden und den Kaiser in Oesterreich zu isoliren. Er wählte diesen Weg aber auch aus dem Grunde, weil er die Ligue vernichten und Frankreich zurückschrecken wollte.

Man kann nicht leugnen, daß dies ganz im Sinne eines künftigen deutschen Kaisers gedacht war. Er schickte also die Sachsen nach Böhmen gegen den Kaiser und die Hessen, denen er seine Generale Baner und Baudis beigab, in das nordwestliche Deutschland, um alle dort noch zerstreuten kaiserlichen Truppen zu vernichten oder zu verjagen und neue Werbungen für sein Heer zu veranstalten. Er selbst schlug seinen Weg südwärts durch Thüringen nach Franken ein. Es lag ihm alles daran, die fromme Rolle fortzuspielen, um die religiöse Begeisterung unter den Protestanten immer

höher zu steigern und sich denselben in einem Heiligenscheine zu zeigen. Deswegen ließ er in seinem Lager täglich beten und singen. Dies hinderte jedoch seine Truppen nicht, wetteifernd mit den wallensteinischen, wenigstens in den katholischen Ländern zu rauben, zu schänden, zu morden, zu sengen und zu brennen. Arge Proben dieser Art legten die Truppen des Baner und Baudis ab. Indessen waren die geborenen Schweden, die ihr König gern als Mustersoldaten aufstellte, damals noch nicht so verdorben, wie sie es später wurden, und am schlimmsten führten sich die zahlreichen deutschen Söldner auf, denen es immer nur um Sold und Beute zu thun war und die häufig von einem Lager ins andere überliefen.

5.

Gustav Adolfs große Plane.

Gustav sandte geschickte Unterhändler (Chemnitz und Rehlinger) in die großen Städte Süddeutschlands (Nürnberg, Ulm, Augsburg) voraus und rückte rasch in den Thüringerwald. Erfurt sperrte ihm die Thore, aber Wilhelm von Weimar fuhr als Gast ein, ließ seinen Wagen unter dem Thor halten, daß die schwedische Reiterei rasch herbeikommen und das Thor besetzen konnte. Nun wagte die Stadt keinen Widerstand mehr, hörte die Schwindeleien des Schwedenkönigs geduldig an und leistete ihm die geforderte Huldigung. Von da zog er durchs Bambergische weiter, ließ das feste Königshofen stürmen und drang in Würzburg ein, von wo der Bischof geflohen war. Die Stadt vermochte sich nicht zu halten, aber ihre Citadelle, der berühmte Marienberg, war fest und barg alle Kostbarkeiten, die man weither aus der Umgegend vor den Schweden dahin gerettet hatte. Desto begieriger waren die Schweden, ihn zu erstürmen, gelangten wirklich durch einen geheimen Pfad hinauf, drangen ein, mordeten die ganze Besatzung, ja alles Lebendige, was sie fanden, Priester, Weiber und Kinder, zusammen 1500 Personen, und machten ungeheure Beute. Auch hier und in Bamberg ließ sich Gustav als Landesherr

huldigen und vertröstete den armen Herzog Bernhard von Weimar, dem er Franken versprochen hatte, auf ein andermal. Von hier zog er den Main hinab.

Tilly hatte sich unterdeß mit Altringer vereinigt und sein Heer wieder ansehnlich verstärkt, auch Herzog Karl von Lothringen stieß mit vielem Volk zu ihm, und er brach auf, um Würzburg zu retten, oder, wenn das nicht mehr möglich wäre, die Schweden im Spessart aufzufangen und zu vernichten. Da erhielt er gemessenen Befehl vom Kurfürsten Max, keine Schlacht zu wagen, denn Richelieus Agenten quälten sich abermals ab, zwischen Gustav und der Ligue einen Frieden zu vermitteln. Natürlicherweise vergeblich. Tieferbittert, daß alle seine Pläne mißlangen, zog Tilly jetzt hinter den Schweden weg ins Nürnberger Gebiet, aber unterwegs in Gunzenhausen wurde ihm durch Verrath sein ganzer Pulvervorrath in die Luft gesprengt. Eben so ging die kaiserliche Besatzung in Rotenburg an der Tauber verrätherisch zu den Schweden über. Man erkennt daraus, in welche Unsicherheit und Verwirrung seit dem Siege der Schweden alles gerathen war. Sowohl der Kaiser und Max, als Tilly genossen kein Vertrauen mehr.

Gustav nahm Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt am Main, ohne irgend erheblichen Widerstand zu finden. Auch die Frankfurter Besatzung ging zu ihm über. Man bemerkt, daß in dieser alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser seit Karls des Großen Zeit noch niemals ein fremder Eroberer eingezogen sey. Aber was war jetzt noch im deutschen Reiche heilig und unverletzlich? Gustav verweilte hier nicht lange, sondern ging, nachdem er sich mit Wilhelm von Hessen vereinigt hatte, am 7. Dez. bei Oppenheim über den Rhein. An der Stelle seines Uebergangs ließ er eine steinerne Säule aufrichten, auf der ein Löwe steht, dessen Kopf ganz in einem Helm steckt und der in der Tatze ein bloßes Schwert trägt. Hierauf forderte er Mainz auf, sich zu ergeben und die Stadt ergab sich gegen Zusicherung freier Religionsübung. Der Kurfürst war entflohen. Obgleich es Winter war, breitete der Schwede doch seine Eroberungen rasch weiter aus, denn die bisher namentlich in der Pfalz hart ge-

drückten Protestanten jubelten ihm zu. Da gab es Verrath an allen Ecken und Enden und Gustav hatte nicht Truppen genug, um alle vom Kaiser abgefallenen Städte zu besetzen. Nur einige mußte er durch Bernhard von Weimar, der sich damals durch seine große Kühnheit auszuzeichnen anfing, erstürmen lassen, z. B. Mannheim und Bacharach. In Mannheim fand Bernhard 250 Spanier, die er sogleich niederhauen ließ. Zugleich wurde die Kurpfalz besiegt und rückte der schwedische Feldmarschall Horn über Heilbronn in Schwaben ein. Dagegen erhob sich das katholische Landvolk an der Mosel und warf sich Philipp Christoph von Sötern, Kurfürst von Trier, ganz in Frankreichs Arme.

Da hielt es Gustav für klug, damit er nicht in einen Kampf mit der fanatischen katholischen Bevölkerung der rheinischen Erzbisthümer und Lothringens und endlich mit Frankreich selbst verwickelt werde, das ganze linke Rheinufer einstweilen unter dem Einfluß Frankreichs zu belassen, um seine eigene Herrschaft auf dem rechten Ufer zu befestigen. Damals fand sich auch der vertriebene Böhmenkönig bei ihm ein, um die befreite Kurpfalz wieder einzunehmen. Aber Gustav Adolf war weit entfernt, ihm dieselbe zu überlassen, sondern behielt sie für sich. Du hast sie nicht befreit, sagte er, also gehört sie auch nicht dir. Wenn du dich in meinem Dienst anstrengst, etwas leistest, werde ich dich seiner Zeit belohnen. In keinem Fall aber bekommst du die Pfalz eher wieder, als bis England wenigstens 12,000 Mann zu meiner Verfügung stellt. Friedrich V. hatte sich bisher mit seiner Familie im Haag von den Holländern füttern und nicht selten moralisch mißhandeln lassen und war Grobheit und Unverschämtheit schon gewöhnt. Deswegen ließ er sich auch von Gustav nicht zurückschrecken, sondern blieb in dessen Nähe, immer noch hoffend, das harte Herz desselben zu erweichen oder ihm wichtig genug zu erscheinen. Er mag auch wohl an die Wiedereroberung Böhmens gedacht haben.

Gustav erfüllte keines der den deutschen Fürsten gegebenen Versprechen und vertröstete sie fort und fort auf die Zukunft. Nur dem Hessen Wilhelm, den er von Frankreich abziehen wollte, gab er Fulda,

Paderborn und Corvey, alle andern, auch Georg von Lüneburg, mußten sich mit leeren Zusagen genügen lassen. Die Mecklenburger Herzoge hatten seine Gunst dadurch erkauft, daß sie ihm als ihrem Lehnsherrn huldigten. Dasselbe verlangte er von allen deutschen Fürsten, wenn er ihnen einen Gegendienst leisten sollte, aber sie waren doch zu stolz oder noch zu mächtig, um ihm zu willfahren. Hätte er ihnen die katholischen Eroberungen Preis gegeben, so würden sie noch mächtiger geworden seyn und ihm noch mehr getrotzt haben. Er behielt also alles für sich. So auch wieder Kurmainz. Von Mainz ließ er die alte kostbare Büchersammlung wegschleppen nach Stockholm, aber sie ging unterwegs mit dem Schiffe zu Grunde.

Um die Macht der Ligue vollends zu brechen, wollte Gustav Bayern erobern, ging aber vorher noch einmal nach Nürnberg, wo er an die reichen Patricier schöne Reden hielt, die auf das ganze protestantische Deutschland berechnet waren. Er verlangte vor allem „Beständigkeit bei dem evangelischen Wesen". Er versicherte die einfältigen Deutschen, die deutsche und spanische Linie der Habsburger und der Papst hätten sich miteinander verschworen, das evangelische Wesen auszurotten. Es gelte also, auf Leben und Tod mit ihnen für die Sache Gottes zu kämpfen. Unter diesen Umständen tauge die alte deutsche Reichsverfassung nichts mehr. Die Protestanten müßten sich vom katholischen Kaiser trennen und sich ein eigenes Haupt wählen. Die Nürnberger antworteten, „daß sie kein besseres Subjectum zum Oberhaupt wüßten, als Ihro Majestät selbst." Gustav bewunderte ihre Stadt, sagte, er habe noch nie eine größere und schönere gesehen und ließ durchblicken, er werde sie zur Hauptstadt des künftigen protestantischen Reiches machen. Gleichzeitig ließ Gustav durch seine feilen Federn, die das protestantische Volk mit Flugschriften überschwemmten, sich ausposaunen als Gideon mit dem Schwerte Gottes, als der Löwe von Mitternacht, als der Jüngling aus Mitternacht, von dem der Prophet Jeremias geweissagt habe. In der That schien Gustav Adolf dem Ziele, das er sich vorgesetzt, nahe gekommen zu seyn. Das ganze protestantische Deutschland gehorchte ihm. Frankreich wagte ihn nicht zu hindern,

die Ligue lag vor ihm besiegt. Der Kaiser hatte in der Hoffnung, Schweden und die Ligue würden sich gegenseitig aufreiben, zu lange gezaudert und die nöthigen Rüstungen versäumt. Nun wurde auch noch Gustavs ältester Feind, König Sigmund von Polen, todtkrank und Gustav hatte als sein nächster Verwandter einen Anspruch auf die polnische Krone. Die Polen wählten zwar ihren König, allein Gustav schmeichelte ihnen mit der Hoffnung, er werde, wenn er erst den Kaiser überwältigt habe, Ungarn mit Polen vereinigen.

So öffneten sich ihm weite, glänzende Aussichten. Obgleich er selbst nur eine einzige Tochter hatte, die noch junge Christine, so gedachte er sie doch mit seinem Neffen, dem kraftvollen und feurigen Friedrich Wilhelm, Kurprinzen von Brandenburg, zu vermählen und demselben ein Reich zu hinterlassen, welches Schweden, Finnland, die deutschen Ostseeländer, Polen, das ganze deutsche Reich und Ungarn umfaßt haben würde. Er hatte indessen seine katholischen Feinde in Deutschland noch keineswegs vollständig überwunden und die ihm anhängenden protestantischen Fürsten dienten ihm nur gezwungen oder trauten ihm nicht, weil sie merkten, daß er sie täusche. Da die Kriegsmacht, die er aus Schweden mitgebracht hatte, nur klein war, hing er doch zuletzt vom guten Willen seiner deutschen Verbündeten ab, die er wohl überraschen, im ersten Augenblicke schrecken, durch falsche Versprechungen gewinnen, aber schwerlich auf die Dauer an sich fesseln konnte. Deshalb war sein ganzes Spiel ungeheuer gewagt. Deshalb thut man ihm aber auch Unrecht, wenn man ihm vorwirft, er habe aus bloßer Habgier gehandelt und alle seine schlauen Berechnungen hätten nur Länderraub oder am Ende nur die Vergrößerung Schwedens durch die gegenüber liegenden deutschen Küsten zum Zwecke gehabt. Das hätte Gustav erreichen können, ohne sich so tief nach dem Süden zu verirren und auch ohne die Rolle des Glaubenshelden zu spielen. Man muß vielmehr annehmen, Gustav sey von seiner dämonischen Natur hingerissen worden, wie später Napoleon. Er selbst, als man ihm einmal schmeichelte, er sey zum Heil der Menschheit geboren, erwiderte mit düsterer Miene, dem sey nicht so. „Sagt vielmehr, der Herr habe mich im Zorne gesendet, denn der

Krieg, den ich euch bringe, ist unerträglicher als das Uebel selbst, von dem er euch befreien soll. Wenn Gott die Völker liebt, gibt er ihren Königen gewöhnliche Seelen. Solche, die keinen hochfliegenden Geist haben und keine übertriebenen Anschläge machen, die von keiner Ehr- und Ruhmbegier ergriffen sind, stören die Ruhe der Völker nicht. Ihr größtes Unglück ist ein Fürst, der selbst keine Ruhe hat und sie seinen Unterthanen raubt, der von seines gleichen gehaßt wird, weil er sie überragt, und selbst wieder jeden als Feind behandelt, der sich ihm nicht unterwirft. Er ist ein Strom, der die Länder verwüstet, durch die er sich ergießt, und wenn sich seine Waffen so weit ausbreiten wie seine Pläne, so erfüllt er die Welt mit Schrecken und Elend." Diese Worte, die man aus seinem Munde aufgezeichnet hat, wie er sie in einem erregten Augenblicke sprach, lassen tief in seine Seele blicken. Er gehörte ohne Zweifel zu den großen Männern, denen Ruhe und das Gewöhnliche unerträglich ist und die, wenn sie auf einem Throne sitzen, eine unwiderstehliche Lust ergreift, die Ueberlegenheit ihres Geistes zu erproben und alle Fürsten ihrer Zeit zu demüthigen. Zuweilen müssen solche Fürsten aufstehen, um daran zu erinnern, daß die Herrschaft doch immer nur dem gebührt, der zu herrschen versteht, und nicht blos Schwachköpfen und Weichlingen, die im Purpur geboren sind.

6.

Wallensteins zweites Commando.

Mittlerweile war der Kurfürst von Sachsen gegen den Kaiser zu Felde gezogen und war in Böhmen, Arnim in Schlesien eingedrungen. Sie fanden fast keinen Widerstand. Auch Prag ergab sich, indeß Wallenstein sich nach Znaim zurückzog. Der Sachse schickte schon Agenten nach Oberösterreich, um die Bauern daselbst wieder aufzuregen, was jedoch mißlang. In Ungarn war Bethlen Gabor 1629 gestorben, aber als Fürst von Siebenbürgen folgte ihm der neu gewählte Rakoczi, der den Kaiser jetzt ebenfalls bedrohte. Fer-

dinand II. sah nun kein anderes Heil, als bei Wallenstein, den er gleich nach der Schlacht von Breitenfeld ersuchen ließ, das Commando der kaiserlichen Armee wieder zu übernehmen, d. h. eine ganz neue Armee zu schaffen, denn die alte war längst aufgelöst und ihr kleiner Rest zerstreut. Wallenstein bedauerte, er leide am Podagra und könne nicht mehr commandiren. Erst nachdem Prag schon gefallen und der Kaiser in der größten Bedrängniß war, beliebte Wallenstein, den dringenden Bitten nachzugeben, erst am 20. December. Er versprach dem Kaiser, eine neue Armee von wenigstens 40,000 Mann herzustellen, ließ augenblicklich die Werbetrommeln rühren und sah bereits in wenigen Wochen viele Tausende seiner alten Söldner um sich, die von allen Seiten mit Jubel zu seinen Fahnen eilten. Auch störte ihn bei der weitern Ausrüstung seines Heeres niemand, denn Gustav Adolf war entfernt und Arnim, mit dem Wallenstein viel diplomatisirte, zog die Sachsen aus Böhmen zurück, um sie, im Einverständniß mit dem Kurfürsten, zu schonen. Wenn sich Wallenstein und Gustav Adolf die Hälse brachen, war es für Sachsen bequemer, zuzusehen.

Somit hatte Wallensteins bloßer Name hingereicht, ein neues Heer erstehen zu lassen und Böhmen vom Feinde zu befreien. Aber dieser Helfer in der Noth kostete dem Kaiser viel. Wallenstein hatte das Commando nur unter folgenden Bedingungen übernommen: „Er allein sollte alle kaiserlichen und spanischen Heere befehligen, er allein Ernennungen, Belohnungen und Strafen verfügen; weder der Kaiser noch sein Sohn dürften sich beim Heere blicken lassen. Wallenstein allein dürfe Confiscationen vornehmen, ohne Rücksicht auf das Reichskammergericht und den kaiserlichen Hofrath. Nicht der Kaiser, sondern Wallenstein erhalte die Oberlehnsherrlichkeit über alle eroberten Länder. Mecklenburg fällt an Wallenstein zurück und der Kaiser sichert ihm noch überdieß ein österreichisches Erbland zur Belohnung zu.“ Erst in neuerer Zeit ist aus geheimen Acten nachgewiesen worden, daß sich Wallenstein vom Kaiser auch noch ein Kurfürstenthum, und zwar Brandenburg habe versprechen lassen, was aber im offenen Vertrage verschwiegen blieb. Alle Welt war über diesen Vertrag zwischen dem Kaiser

und seinem Feldherrn erstaunt und daß Ferdinand Wallensteins Forderungen bewilligt habe, schien fast noch wahnsinniger zu seyn, als es diese Forderungen selbst waren. Chemnitz, Gustav Adolfs Organ, sagte mit Recht: „Hier ist der Herr Knecht und der Knecht Herr geworden." Es versteht sich von selbst, daß der Kaiser niemals im Sinne haben konnte, den Vertrag einzuhalten, und daß es ihm nur darauf ankam, für den nächsten Augenblick durch den berühmten Generalissimus aus einer augenblicklichen und dringenden Noth herausgerissen zu werden. Aber auch Wallenstein mußte wissen, daß ein so unnatürliches Verhältniß des Dieners zum Herrn nicht dauern könne und daß ihm der Kaiser diesen ihn so tief demüthigenden Vertrag niemals verzeihen werde. Er mußte daher gewärtig seyn, nachdem er dem Kaiser seinen Dienst würde geleistet haben, von ihm aufgeopfert zu werden, oder er mußte zum Aeußersten entschlossen seyn und seine neue große Streitmacht zur Vernichtung des Kaisers selbst benutzen, um ihm zuvorzukommen. Den Winter über und im Frühjahr blieb er in Böhmen, eifrig mit Rüstungen beschäftigt, und verrieth gegen niemand, was er weiter thun werde.

In Norddeutschland behauptete sich immer noch eine kleine kaiserliche Schaar unter Grousfeld gegen den Lüneburger Georg und Pappenheim, der sich von Tilly getrennt hatte, zog nach den Niederlanden, um den Holländern Mastricht zu entreißen, erlitt aber beim Sturme großen Verlust, weil ihn die hochmüthigen und trägen Spanier nicht unterstützten, und kehrte zornig wieder um. In Oberschwaben organisirte Ossa einen Aufstand der katholischen Bauern gegen die Schweden, unterlag aber den Schlägen Baners und Horns. Der letztere belagerte Constanz. Bernhard von Weimar erschlug 500 Bauern im Kloster Weingarten und etliche tausend in Bregenz. Der Schwede stand hart am Fuß der Alpen, und das alles konnte der arme Tilly nicht hindern, der mit seinem geschwächten Heere nur darauf bedacht seyn mußte, Bayern zu schützen und deshalb ein festes Lager bei Rain am Lech aufschlug. Sowohl er als Maximilian baten, als das Frühjahr immer weiter vorrückte, Wallenstein dringend um Hülfe. Dieser versprach sie auch und schrieb am 12. März an Tilly, er habe

dem Oberst Maradas befohlen, mit 5000 Reitern zu ihm zu stoßen. Als aber Tilly an Maradas schrieb und ihn um Eile bat, erwiderte dieser am 3. April, er habe gar keinen Befehl erhalten. So rächte sich Wallenstein jetzt an dem Kurfürsten Max, dem vorzüglichsten Urheber seiner frühern Absetzung.

Gustav Adolf verließ Nürnberg erst im Beginn des April und nahm am 5. dieses Monats Donauwörth ein. Gerade um diese Zeit hätte Maradas dem Tilly zu Hülfe kommen sollen, kam aber nicht. Gustav ging über die Donau und rückte rasch gegen Tilly vor. Der Lech trennte ihn vom feindlichen Lager, aber ein Nebel deckte die Gegend und Gustav half demselben noch durch den Rauch eines heftigen Kanonenfeuers nach, unter dessen Schutze er eine Brücke über den Fluß schlagen ließ. Vergebens suchte Tilly den Brückenbau zu hindern. Gustav täuschte ihn, indem er auf verschiedenen Punkten, als wolle er hier übergehen, Lärm machen ließ und Nebel und Rauch den wahren Uebergangsort verhüllten. Nachher war es zu spät. Die tapfern Bayern, die sich den herübergekommenen Schweden entgegenstemmten, erlagen dem fürchterlichen Kanonenfeuer. Der alte Tilly ergriff eine Fahne, wurde aber von einer Falconetkugel tödtlich verwundet. Auch Altringer wurde durch eine Kugel schwer verletzt und Kurfürst Max, der im Lager anwesend war, mußte das Commando übernehmen und sich mit dem geschlagenen Heere zurückziehen. Tilly starb in den Armen seines Herrn, dem er bis zum Tode treu gedient hatte und den er noch sterbend ermahnte, Regensburg zu schützen, das letzte Bollwerk Bayerns und Oesterreichs. Tilly hinterließ kein Vermögen. Er hätte Gelegenheit gehabt, sich unermeßliche Schätze zu sammeln, wie Wallenstein, aber er übte nur uneigennützig seine Pflicht und opferte sich, ohne etwas für sich anzusprechen, immer nur dem gemeinen Besten auf.

Nach dem Siege bei Rain öffnete die naheliegende Stadt Augsburg dem Schwedenkönig freiwillig die Thore und huldigte ihm, aus altem Nachbarhaß gegen Bayern und aus Furcht, der Bayer wolle allen freien Reichsstädten so übel thun, wie er Donauwörth gethan hatte. Das feste Ingolstadt sollte, wie früher Frankfurt an

der Oder, durch Fahrensbach dem Schweden verrathen werden, der Anschlag aber mißlang und Fahrensbach wurde hingerichtet. Max beeilte sich, Regensburg zu besetzen, um sich hier zu halten und auf Wallenstein zu stützen. Seine eigene Hauptstadt München mußte er, da es keine Festung war und er keine Feldschlacht mehr wagen konnte, dem Feinde überlassen. Die Stadt bat um Schonung und erhielt sie. Gustav Adolf forderte von den Münchnern nur eine Brandschatzung von 400,000 Thalern. Er verglich die schöne, aber in einer unfruchtbaren Ebene liegende Stadt mit einem goldenen Sattel auf einem magern Pferde. Als er in München einritt, bemerkte man an seiner Seite den vertriebenen Böhmenkönig und die schwedische Königin mit einem Affen, den man in eine Kapuzinerkutte gesteckt hatte. Der pfälzische Vetter, dem Maximilian die böhmische Krone und den Kurhut zugleich entrissen hatte, wurde hier im Triumph aufgeführt, um dem Bayer anzudeuten, daß man an ihm vielleicht das Wiedervergeltungsrecht üben werde. In der Stadt wurden dem Schwedenkönig 140 vergrabene Kanonen verrathen, in deren Läufen 30,000 Dukaten und viele andere Kostbarkeiten verborgen waren.

Wallenstein schien sich gar nicht um Gustav Adolf zu bekümmern und blieb gegen die flehentlichen Bitten des Kurfürsten Max, er möge doch wenigstens Regensburg schützen helfen, fortwährend taub. Nachdem er die Sachsen aus Böhmen vertrieben hatte, schickte er ihnen den berüchtigten Parteigänger Holk nach, der das Voigtland aufs greulichste verwüstete, bis vor Dresden drang und die Dörfer umher verbrannte, um dem Kurfürsten, der gerade ein Fest feierte, Fackeln aufzustecken. Allmälig gegen den Sommer hin schob Wallenstein seine große Armee ebenfalls nach Sachsen vor. Max kam zu ihm nach Eger und umarmte ihn im Angesicht der Truppen, wobei man bemerkte, „daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernt habe." Dieser belehrte übrigens jenen, anstatt den Schwedenkönig in Bayern anzugreifen, sey es klüger, ihn aus Bayern hinweg zu manövriren. Indem Wallenstein von Eger nach Leipzig zog und ganz Norddeutschland bedrohte, sah sich Gustav

Adolf allerdings gezwungen, Bayern zu verlassen, um ihm nachzurücken und seine weitern Fortschritte im Norden zu hemmen.

Gustav suchte die Vereinigung der bayrischen mit den wallensteinischen Truppen vergebens zu hindern. Er kam zu spät und bezog bei **Nürnberg** ein festes Lager, am 21. Juni 1632. Er wollte nämlich das südliche Deutschland im Auge behalten und sich von Wallenstein nicht nach dessen Willen fortziehen lassen. Wallenstein erkannte, wie gut Gustav seine Stellung gewählt habe, und wußte nichts Besseres, als sich dicht neben ihn zu legen, um jeder seiner Bewegungen in jeder Richtung sogleich zu folgen und um ihm diese Stellung durch Abschneiden der Zufuhren und durch Aussaugung des Landes zu verleiden. Gustav hatte damals nur 16,000 Mann bei sich, verschanzte sich aber in der Nähe der reichen, ihm ganz ergebenen Stadt aufs festeste und erwartete die Verstärkungen. Wallenstein hatte 60,000 Mann, griff aber nicht an, sondern schlug nur dicht neben dem schwedischen sein eigenes Lager auf, das er ebenfalls bis zur Unangreifbarkeit befestigte. Er selbst hauste in einem wüsten Schlosse auf der Höhe. In dieser Lage verharrten beide Heere beinahe drei Monate. Aber nicht nur in Nürnberg, sondern auch im Lager Wallensteins riß bald Noth und Mangel ein. Gustav fing einen Transport von Lebensmitteln auf, die für Wallenstein bestimmt waren, und für die Soldaten gab es noch zur Noth zu essen, aber das nach Nürnberg geflüchtete Landvolk verhungerte auf den Straßen und in beiden Lagern brachen Krankheiten aus.

Rings umher war das Land ausgeplündert und verödet, denn die Soldaten hatten alles geraubt und die Bauern waren geflüchtet. Da die Räubereien meist von den deutschen Soldaten und Offizieren verübt wurden, rief Gustav Adolf alle deutschen Obersten und Offiziere zusammen und donnerte sie an: „Ihr Fürsten, Grafen, Herren, Edelleute, Obersten und Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, ihr seyd die, welche stehlen und rauben. Ihr bestehlt eure eigenen Glaubensgenossen. Ich habe einen Ekel an euch. Ihr vergeßt, was ich an euch gethan habe und noch thun will. Würdet ihr mein Gebot in Acht nehmen, so wollte ich alle eroberten Länder unter euch aus-

getheilt haben. Wollt ihr euch aber gegen mich empören, so will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden also gegen euch herum hauen, daß die Stücke davon fliegen sollen. Mir ist so wehe unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen." Er war so im Zorn, daß er einen deutschen Corporal, der Kühe geraubt hatte, bei den Haaren riß und eigenhändig dem Henker übergab. Indem aber die deutschen Söldner einem fremden Könige, welcher räuberisch ins Reich eingefallen war, gegen ihren eigenen Kaiser dienten, war es lächerlich, ihnen Moral zu predigen. So faßten sie auch Gustavs Herzensergießung auf, trieben es so muthwillig wie zuvor und weigerten sich bald darauf, ihm zu dienen, wenn er ihnen nicht den rückständigen Sold bezahle. Da hatte er kein Geld oder gab vor, keins zu haben, und borgte bei der Stadt Nürnberg, welche wirklich zwei Tonnen Goldes zusammenbrachte, mit denen er die Soldaten beruhigte.

7.

Gustav Adolfs Tod.

Der Herbst kam heran und immer noch standen sich die Heere in beiden Lagern bei Nürnberg gegenüber, ohne daß eines das andere anzugreifen wagte, weil Wallensteins Lager außerordentlich stark befestigt war, Gustav aber mehr Truppen hatte. Sein Heer wuchs durch Zuzug neuer Regimenter, die der Kanzler Oxenstierna seinem König aus Schweden zuführte und durch die Ankunft Bernhards von Weimar auf 70,000 Mann an. Diese wurden aber durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen dermaßen gelichtet, daß Gustav um jeden Preis sein Hungerlager verlassen mußte, aber nicht schimpflich weichen wollte, sondern erst einen allgemeinen Angriff auf Wallensteins Lager befahl. Am Bartholomäustage (24. August) stürmten Gustavs Regimenter vom Morgen bis in die Nacht ununterbrochen die kaiserlichen Schanzen, wurden aber durch die feuerspeienden Batterien Wallensteins niedergestreckt oder zurückgeworfen. Nachher blieb

Gustav noch vierzehn Tage lang bei Fürth stehen, ohne angegriffen zu werden, und dann erst brach er auf und zog nach Winsheim, um hier abzuwarten, ob Wallenstein etwa sein Lager verlassen und Nürnberg angreifen würde, denn dann wäre er ihm in den Rücken gefallen. Wallenstein aber merkte die List, zog nicht gegen Nürnberg, sondern verbrannte plötzlich sein Lager und wandte sich nach Forchheim. Nun schickte Gustav den Herzog Bernhard mit 8—9000 Mann nordwärts, um Sachsen zu decken, zog aber selbst mit der Hauptarmee wieder südwärts nach Donauwörth, denn er wollte sich durchaus im Süden behaupten und Wallenstein dorthin ziehen. Dieser aber kümmerte sich nicht um ihn, sondern fiel in Thüringen und dann in Sachsen ein und vereinigte sich am Ende des October bei Merseburg mit Pappenheim. Während er das arme Sachsenland aufs entsetzlichste verheerte, war Bernhard viel zu schwach ihm zu wehren, und der lüneburger Georg, der zu Bernhard stoßen sollte, weigerte sich, weil er von Gustav nicht hinreichend belohnt worden war und sich jetzt auch nicht mehr vor ihm fürchtete, seitdem er vor Wallenstein hatte weichen müssen. In der größten Noth war der sächsische Kurfürst, dessen Heer unter Arnim noch in Schlesien stand. Vergebens rief er seinen Feldherrn zurück, Arnim gehorchte nicht, aber wie man glaubt im geheimen Einverständniß mit dem Kurfürsten, weil dieser die schwedische Sache auch für bedenklich ansah und die Waffen nicht mehr gegen den Kaiser führen wollte. Wallenstein war ohne Zweifel davon unterrichtet, hielt sich daher für stark genug, um Pappenheim mit seinem Corps entbehren zu können. Pappenheim sollte über das kleine Heer des Herzog Bernhard herfallen und dasselbe vernichten.

Nachdem Wallenstein und Gustav den ganzen Sommer und Herbst über gegen einander manövrirt hatten, war nun doch der erstere seinem Gegner überlegen geblieben. Gustav wurde gegen seinen Willen genöthigt, seine Stellung im Süden aufzugeben und nach Sachsen zu eilen, um Bernhard zu retten und den Abfall des sächsischen Kurfürsten zu verhüten. Es gelang ihm, sich mit Bernhard zu vereinigen, ehe dieser von Pappenheim angegriffen war. In

Erfurt nahm Gustav Abschied von seiner Gemahlin Eleonore und eilte, mit Bernhard vereinigt, Wallenstein in der großen Ebene von Leipzig anzugreifen, so lange noch Pappenheim von demselben getrennt war. Wallenstein war in der That nicht frühe genug vom raschen Heranzug der Schweden unterrichtet worden und schickte schnelle Boten an Pappenheim, der noch in Halle war, mit dem Befehle, er solle alles stehen und liegen lassen und mit seinem ganzen Volk und Geschütz wo möglich morgen zu ihm stoßen.

Wallenstein hielt seinem Gegner Stand bei Lützen. Hier begann früh am 6. November 1632 die blutige Schlacht. Ein dichter Nebel, der bis 11 Uhr anhielt, verhinderte die Entfaltung der Truppen, wodurch Pappenheim so viel Zeit gewann, daß er noch vor dem Ende der Schlacht anlangen konnte. Wallenstein litt sehr am Podagra, hatte sich aber die Füße dick mit Tüchern umwinden lassen und saß fest zu Pferde, unter den heftigsten Schmerzen doch Lenker der Schlacht. Er hatte sein Heer in ungeheuren Vierecken aufgestellt, Reiterei zur Seite, vor sich den Floßgraben mit Kanonen bespickt. König Gustav, wegen einer leichten Verwundung, die er bei Dirschau erhalten, ohne Harnisch, ließ die lutherische Melodie: Ein feste Burg ist unser Gott! mit Trompeten blasen und hub das berühmte Lied an: „Verzage nicht, du Häuflein klein.“ *) Dann rief er den Namen Jesu an, schwang den Degen über sein Haupt und führte seine Regimenter an den Graben. Das Fußvolk drang hinüber und nahm die Batterie, die Reiterei kam schwerer über den Graben nach. Ihr gegenüber standen die Reiter Wallensteins in schwarzen Kürassen. Greift sie an, die schwarzen Bursche, rief der König dem Obrist Stalhantsch zu. In diesem Augenblick aber wurde das tapfere Fußvolk, das schon zwei der großen Vierecke zersprengt, von Wallensteins Reiterei des entgegengesetzten Flügels in die Flanke genommen, und wie Gustav ihm zu Hülfe eilen wollte, setzte sich auch der ihm nächste Flügel der feindlichen Reiterei in

---

*) Zwar Gustavs Feldliedlein genannt, aber nicht von Gustav, sondern von dem thüringischen Magister Altenburg verfaßt.

Bewegung. Unglücklicherweise fiel gerade jetzt wieder Nebel, und der König sah weder, daß ihm die schwedische Reiterei noch nicht folgte, noch auch die Nähe der Kaiserlichen, und so gerieth er mitten unter die Schwarzen. Ein Schuß fährt seinem Pferd durch den Kopf, ein anderer zerschmettert seinen linken Arm. Er bittet den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der bei ihm ist, ihn fortzubringen und wendet sich, da schießt ihn ein kaiserlicher Offizier in den Rücken, er sinkt, bleibt am Steigbügel hängen, und das vor Schmerz rasende Pferd schleift ihn fort. Der Herzog flieht, aber sein Stallmeister Luchau erschießt den Offizier, der den König traf. Die gemeinen Kürassiere fallen über den noch lebenden König her, bei dem jetzt niemand mehr ist, als sein deutscher Page, der achtzehnjährige Leubelfing, der nicht sagen will, wer der König ist, daher selbst auf den Tod verwundet wird. Der König wird beraubt, entkleidet. Da ruft er noch: „ich bin der König von Schweden.“ Sie wollen ihn fortschleppen; aber schon nahen sich die Schweden, die schwarzen Kürassiere fliehen, und der letzte schießt den König, da er ihn nicht mitnehmen kann, durch den Kopf. Das reiterlose Pferd des Königs, mit Blut bedeckt, jagt die schwedische Front entlang und verkündet durch diesen schmerzvollen Anblick sein Ende. Als das große Unglück nicht mehr zweifelhaft war, dachte ein Theil der schwedischen Generale auf Rückzug, namentlich Kniphausen, der auch wirklich mit seinen Leuten in Reserve blieb. Aber der junge Herzog Bernhard von Weimar rief feurig aus, hier könne von keinem Rückzug die Rede seyn, sondern nur von Rache. Einen schwedischen Obersten, der sich weigerte, ihm zu gehorchen, stach er vor der Front nieder, führte selbst das Regiment an, und drang, nicht achtend, daß ihm der Hut vom Kopfe geschossen wurde, mit solcher Wuth, von der Begeisterung des gemeinen Mannes trefflich unterstützt, in den Feind, daß der Graben und die Batterie zum zweitenmal genommen und Wallensteins Fußvolk und Reiterei in die wildeste Verwirrung gebracht wurden. Schon floh die letztere, Pulverwagen sprangen mitten im Gewühl, Bernhard hatte gesiegt. Da auf einmal kam Pappenheim mit seiner Reiterei an, stellte so-

gleich die Schlacht her und stieß auf Stalhantsch, der so eben des Königs Leiche gefunden. Im Kampf um diese theure Beute stürzte Pappenheim von zwei Kugeln durchbohrt. Aber seine Regimenter fochten nun um so wüthender, Wallenstein sammelte sich wieder, der Kern des schwedischen Heeres verblutete in stundenlangem Verzweiflungskampf, Graben und Batterie wurden wieder verloren, Bernhard mußte zurückweichen. Da sah er hinter sich Kniphausen stehen mit seinem ausgeruhten Volk, und der rückte jetzt vor, erneuerte die Schlacht zum drittenmal, und drang über den Graben mit allen Schweden, denn auch die ganz Ermatteten rafften sich auf, umarmten sich und riefen: noch einmal dran! Diese letzte Bewegung vorwärts war unwiderstehlich. Grollend floh der Friedländer über die böhmischen Berge. Als er aber die Trümmer seines Heeres wieder sammelte, hielt er schreckliches Gericht, und ließ die Offiziere hinrichten, die zuerst geflohen waren.

Man fand des Königs blutige Leiche und daneben den noch lebenden Edelknaben. Man hat nachher einen großen Stein an die Stelle setzen wollen, wo der König gefallen war; der Stein war aber zu schwer und man konnte ihn nur bis vierzig Schritte von der betreffenden Stelle wälzen, wo er noch jetzt liegt und der Schwedenstein genannt wird. Der heldenmüthige Pappenheim starb an seinen Wunden und seine letzte Freude war zu hören, daß auch sein großer Feind, der Schwedenkönig, gefallen sey. Pappenheim unterschied sich von Tilly durch seine wilde Hitze. Er hatte schon zwei rothe Striemen über die Stirn mit auf die Welt gebracht, die wie zwei gekreuzte Schwerter aussahen und woraus man ihm seinen Kriegsruhm vorhersagte. Im Getümmel der Schlacht war ihm am wohlsten, und er hatte sich auch so oft herumgehauen, daß sein Leib mit hundert Narben bedeckt, sein Gesicht durch Hiebe ganz entstellt war. Er sah den Truppen Raub und Frevel viel mehr nach als Tilly, war aber eben so uneigennützig wie dieser und gab alles, was er hatte, seinen Soldaten. Wie er sich nun sterbend doch noch über den Untergang seines Feindes freute, war die Freude über Gustavs Tod auch anderwärts sehr groß und tröstete die Kai=

serlichen über ihre Niederlage. Das Haus Habsburg fühlte, daß es von dem Druck eines schweren Alps befreit worden sey. In Madrid gab man Freudenfeste, und stellte den Tod Gustav Adolfs zum Ergötzen der Gläubigen im Schauspiel dar. Kaiser Ferdinand wußte sein Glück besser zu schätzen, äußerte keine laute Freude, sondern dankte Gott im stillen Gebet, und zeigte sogar beim Anblick des blutigen Kollers, den Gustav Adolf getragen hatte, einiges Mitleid. Aus einem ganz andern Grunde war Papst Urban VIII. betrübt und ließ eine stille Messe für den gefallenen König lesen. Dieser König nämlich hatte die Macht des Kaisers eingeschränkt, und allezeit waren die Feinde des Kaisers heimlich geliebt von den Päpsten.

Drittes Buch.

Deutschlands Selbstzerfleischung im fremden Solde.

1.

Der Heilbronner Bund.

In Schweden übernahm nach Gustav Adolfs Tode der ihm vertrauteste Freund, Kanzler Oxenstierna, für seine noch unmündige Tochter Christine die Regentschaft und wußte die Reichsstände zu überreden, daß sich Schweden nach so glänzenden Erfolgen jetzt nicht zurückziehen, und nicht eher mit dem Kaiser Frieden schließen dürfe, als bis es sich für seine Unkosten wenigstens mit Pommern und andern deutschen Landstrichen an der Ostsee bezahlt gemacht habe. An die Durchführung der großen Plane Gustavs konnte natürlich nicht mehr gedacht werden. Gustav hatte das ganze Deutschland haben wollen, Oxenstierna verlangte nur ein Stück. Dadurch änderte sich die ganze Politik des großen Krieges. Oxenstierna mußte fühlen, die Deutschen würden sich seit Gustavs Tode doch nicht mehr so sehr vor den Schweden fürchten und sich mächtiger gegen ihn erheben. Deshalb war ihm ein enges Bündniß mit Frankreich nothwendig. Hatte Gustav die Franzosen fern gehalten, weil er selbst Alleinherr in Deutschland werden wollte, so fiel dieses Motiv jetzt weg, und Oxenstierna mußte im Gegentheil wünschen,

durch den Einfall französischer Heere unterstützt zu werden, mit denen er dann die deutsche Beute theilen wollte.

Da es diesen beiden äußeren Feinden, wovon der eine lutherisch, der andere katholisch war, offenbar nicht um die Religion, sondern nur um die Beraubung und das Verderben des protestantischen, wie des katholischen Deutschland zu thun war, hätten auch natürlicher- und vernünftigerweise alle Deutschen, katholische, lutherische und calvinische, wie ein Mann zusammenhalten sollen, um die schamlosen Räuber aus dem Reiche hinauszuwerfen. Aber die Politik ihrer Fürsten hatte die armen Deutschen längst an das Unnatürliche gewöhnt, und das theologische Gezänk, die Juristerei und die neue classische Schule hatten mit dem Nationalbewußtseyn auch alle gesunde Vernunft bei ihnen erstickt. Es fiel daher gar nicht auf, daß sich deutsche Fürsten offen mit dem Reichsfeind verbanden, und daß deutscher Adel, deutsche Bürger, deutsche Bauern zu Myriaden der schwedischen und französischen Werbetrommel folgten, um ihr eigenes Vaterland zu zerfleischen.

Der dreißigjährige Krieg, wie er von nun an geführt wurde, war nicht sowohl ein Krieg Schwedens und Frankreichs gegen den deutschen Kaiser, als vielmehr eine großartige Selbstzerstörung Deutschlands, ein Selbstmord der deutschen Nation. In den s. g. schwedischen und französischen Heeren, welche noch sechszehn Jahr hintereinander das deutsche Reich verwüsteten, ausbrannten und ausmordeten, befanden sich oft kaum ein Paar hundert wirkliche Schweden und wirkliche Franzosen, die ungeheuren Heeresmassen bildeten hier wie dort Deutsche nur in fremden Farben und bezahlt mit fremdem Gelde, welches aber zuvor aus Deutschland selber geraubt worden war. Dieses selbstmörderische Treiben der deutschen Nation ist der eigentlich welthistorische Charakter des dreißigjährigen Krieges. Die Handvoll Schweden und selbst die französischen Heere hätten nie etwas gegen Deutschland ausrichten können, wenn Deutschland seiner selbst bewußt gewesen wäre. Sie haben Deutschland nicht besiegt, sondern glichen nur den Raben, welche herbeifliegen, um ihre Schnäbel in die Leiche des Riesen zu hacken, der sich selbst gemordet.

Oxenstierna versammelte alle deutschen Schwedenfreunde in **Heilbronn** in der Nähe Frankreichs und hier wurde die eifrige Fortsetzung des Kriegs berathen und Deutschlands Verderben ausgebrütet. Die deutschen Fürsten, die sich bisher an den Schweden gehängt hatten, durften von Oxenstierna eine viel größere Freigebigkeit erwarten, als früher von Gustav. Sie athmeten freier, seit er todt war. Bernhard von Weimar, der bei Lützen den Sieg entschieden hatte, rechnete jetzt sicher, sich ein fränkisches oder rheinisches Herzogthum aus dem alten deutschen Reich herauszuschneiden. In ähnlicher Weise hofften alle die Fürsten, Grafen und Herren, die Gustav Adolf in Nürnberg so übel gescholten hatte, auf ihren Antheil an der großen Beute und des Zudrangs zu den schwedischen Fahnen war jetzt noch mehr als vorher. Die Hauptsache für Oxenstierna und Richelieu war, die mächtigeren protestantischen Kurfürsten und Fürsten beim Bunde zu erhalten. Mit Brandenburg gelang das leicht, weil man dem Kurprinzen auf die Hand Christinens Hoffnung machte und Frankreich Geld nach Berlin schickte. Mit Sachsen gelang es nur durch große Schmeicheleien und gleichfalls durch französisches Geld. Georg von Lüneburg wurde wieder durch die Hoffnung bestochen, daß er das ganze welfische Erbe bekommen solle. Hessen und Weimar bekamen französisches Geld. Als kund wurde, wie gern und viel Richelieu Geld hergebe, drängten sich schändlicherweise die kleinern deutschen Fürsten (Baden, Anspach, Baireuth) zu ihm und hielten die Hände offen, bekamen aber nichts. Der württembergische Kanzler Löffler erwarb sich das traurige Verdienst, bei der reichs- und vaterlandsverrätherischen Versammlung in Heilbronn dem schwedischen Kanzler am dienstfertigsten zur Hand zu seyn.

Ganz im Sinne Gustav Adolfs setzte Oxenstierna auch die Bestechung der Publicisten, Pamphletisten und Geschichtschreiber fort, unter denen sich mehrere von bedeutendem Talent befanden, die bis auf unsere Tage als Autoritäten gegolten haben, weil sie dem Protestantismus schmeichelten, und weil die actenmäßige Wahrheit in

unzugänglichen Archiven begraben lag. Schon Gustav Adolf selbst bestach den Genfer Professor Spanheim, der 1633 den berühmten soldat Suedois herausgab, zu dem ihm Gustav das Material angab und die Tendenz vorschrieb. Spanheim hat doch nicht umhin gekonnt, zuweilen durchblicken zu lassen, daß ihm das, was er schreiben müsse, selbst unwahr und erlogen vorkomme. Oxenstierna etablirte in Frankfurt a. M. das berühmte Theatrum europaeum, eine referirende Zeitschrift, die eine außerordentliche Ausbreitung und dadurch großen Einfluß gewann, aber verlogen ganz und allein im schwedischen Interesse geschrieben war (seit 1635). Etwas später (1642) schrieb Chemnitz in Oxenstiernas Sold seine Geschichte des deutschen Kriegs, die eben so schädlich wirkte, weil sie die Wahrheit gänzlich entstellt hat. Sogar die damaligen holländischen Geschichtschreiber blieben der Wahrheit treuer und berichteten unbefangener. Jene von Oxenstierna besoldeten deutschen Schriftsteller begingen die ungeheure, unsühnbare Schändlichkeit, alles was zum Verderben ihres deutschen Vaterlandes damals durch Schweden und Franzosen geschah, zu loben und zu rühmen, als sey es alles zum Besten des evangelischen Wesens und der deutschen Libertät geschehen.

Oxenstierna und seine Verbündeten entwarfen zu Heilbronn während des Winters den Feldzugsplan für das Frühjahr 1633, aber man sah sich genöthigt, einstweilen das Eroberte festzuhalten, und konnte noch nicht in einer bestimmten Richtung weiter operiren, weil man mit dem Hauptfeinde, den man zu bekämpfen hatte, nämlich mit Wallenstein, vorerst noch unterhandelte, weil man noch nicht wußte, in wie weit sich Spanien, welches diesmal starke Rüstungen machte, an dem Kriege betheiligen werde, und weil die Truppen des schwedisch-deutschen Bundes überall tumultuirten, um den rückständigen Sold bezahlt zu erhalten. Hinter diesen Tumulten steckten die Offiziere und Obersten, die sich nicht eher beruhigen ließen, bis ihnen der Heilbronner Bund aus den eroberten katholischen Ländern eine Menge größere und kleinere Lehen als Dotationen zugeschnitten hatte. Die größten empfingen die beiden obersten Feldherrn, Bernhard von Weimar die vereinigten Bisthümer

Würzburg und Bamberg, als neues Herzogthum Franken, in welchem er sich am 28. Juli wirklich huldigen ließ, der schwedische Feldmarschall Horn das Deutschmeisterthum Mergentheim.

Endlich begann der Krieg wieder und zwar in Oberschwaben, denn dorthin zog Altringer mit einem Theile des wallensteinischen Heeres, um sich mit dem alten Feria zu vereinigen, der mit einem spanisch-italienischen Heere über die Alpen kommen sollte. Um diese Vereinigung zu verhindern, besetzten französische Truppen unter Rohan von Graubündten aus den Splügenpaß und rückte Feldmarschall Horn an den Bodensee. Allein Feria kam durch Tirol und vereinigte sich mit Altringer. Nun zog sich Horn auf Bernhard zurück und beide boten dem Spanier bei Tuttlingen eine Schlacht an, die derselbe jedoch nicht annahm. Bernhard wandte sich sofort nach Regensburg, um dieses Bollwerk einzunehmen und Wallenstein und die Sachsen zu beobachten, Feria aber zog in entgegengesetzter Richtung ins Elsaß, um sich mit Karl von Lothringen zu vereinigen, die Verbindung mit den Niederlanden herzustellen und eine Scheidewand zwischen Frankreich und den Deutschschweden aufzuwerfen. Hier auf dem linken Rheinufer hausten der Rheingraf Otto Ludwig und der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld aufs grausamste unter dem katholischen Landvolk. Aber jetzt wurden sie durch Feria verscheucht. Horn blieb einstweilen in Schwaben stehen, um sich nicht zu weit von Bernhard zu entfernen, indem er es den Franzosen überließ, sich der Spanier zu erwehren. In Norddeutschland schlugen sich der Lüneburger Georg und der hessische General Holzapfel mit dem kaiserlichen General Gronsfeld herum, dem die Niederländer unter dem Grafen Merode und die kurkölnischen Truppen unter Geleen beistanden. Die letztern wurden bei hessisch Oldendorf geschlagen. In Thüringen wüthete der wallensteinische Parteigänger Holk und übte unerhörte Schandthaten aus, aber in Zwickau entstand in Folge des Hungers und des Gestanks der auf den Straßen liegen gebliebenen Leichen eine Pest, an der Holk sterben mußte. Da rührte ihn das Gewissen und er bot dem 600 Thaler, der ihm einen lutherischen Prediger bringen würde, von dem er das

h. Abendmahl empfangen könnte, denn unter den Protestanten mordend, war er selbst Protestant. Weil er aber vorher alle lutherischen Prediger im Lande hatte umbringen lassen, fand sich keiner und er starb in Verzweiflung. — Obgleich in diesem Jahr 1633 keine großen Schlachten geliefert wurden, gab es doch viele kleine Gefechte und übten sich die Parteigänger und leichten Truppen im s. g. Quartieraufschlagen, d. h. nächtlichen Ueberfällen und wurden von der unbändigen Soldateska an Bürgern und Bauern unsägliche Greuel verübt. Raublust und Grausamkeit nahmen mit jedem Jahre mehr überhand, damit aber auch die Verarmung und Verödung der vorher so blühenden deutschen Lande.

2.

Wallensteins Tod.

Wallenstein blieb in Böhmen, wohin er sich nach der Schlacht von Lützen zurückgezogen hatte, das ganze folgende Jahr über stehn und machte mit seinem großen Heer, welches er bald wieder ergänzt hatte, nur eine Bewegung nach Schlesien hinüber, um Arnim und die Sachsen von dort wegzuscheuchen. Schlesien wurde damals ohne alle Noth blos durch den Muthwillen der Soldaten aufs fürchterlichste verheert. Weil ein Theil des Landes katholisch, der andere protestantisch war, sollte die Religion jeden Frevel entschuldigen. In Wallensteins Heer ging der Italiener Octavio Piccolomini seinen Soldaten mit dem Beispiel der schändlichsten Ausschweifungen und Räubereien voran. Von schwedischer Seite erfrechte sich Oberst Duval, in Breslau die katholischen Kirchen und Priester zu plündern, die herrliche Bibliothek des Doms zu verbrennen und seine Pferde in der Bartholomäuskirche einzustallen, daß der Mist fußhoch darin liegen blieb. Nimptsch wurde von den Kaiserlichen verbrannt, in Strehlen die ganze kaiserliche Besatzung von den Schweden niedergehauen. Nach Arnims Vertreibung ging Wallenstein wieder nach Böhmen zurück.

Bernhard von Weimar zog unterdeß nach Regensburg und der tapfere Reitergeneral Johann de Werth, ein wallonischer Bauernsohn, der aus Spinolas Dienst in den bayrischen kam, war zu schwach, ihn aufzuhalten. Vergebens flehte der Kurfürst von Bayern abermals den hartköpfigen Wallenstein um Hülfe an. Dieser rührte sich nicht und Regensburg fiel im November in Bernhards Hände. Diese Fahrlässigkeit Wallensteins, ein Bollwerk, welches Böhmen und Oesterreich zugleich schützte, dem Feinde zu überlassen, ohne einen Entsatz zu versuchen, kam einem Verrathe gleich und wurde auch von allen Betheiligten dafür gehalten.

Es ist indeß schwer, alle Fäden der Intrigue zu verfolgen, die bei diesem berühmten Wallensteinischen Verrathe angesponnen wurden. Man muß sie sich vor allen Dingen nicht einseitig, sondern so allseitig als möglich vorstellen. Welche der damaligen Mächte hätte nicht perfid gehandelt? Keine hatte der andern in Treulosigkeit etwas vorzuwerfen. Man weiß, daß Wallenstein, wie schon früher während seines ersten Commandos, so auch jetzt noch mit den Feinden des Kaisers insgeheim verkehrte. In einem ganz ähnlichen geheimen Verkehr stand aber auch Max von Bayern und die römische Kurie selbst hatte nicht verschmäht, dem Schweden Muth zu machen gegen den Kaiser. Wallenstein that also gar nichts außerordentliches, wenn er durch Thurn und Arnim mit Schweden und Sachsen und durch Kinsky mit Frankreich unterhandelte. Man weiß, daß er den Kaiser selbst in einen Theil seiner geheimen Correspondenz hinein blicken, ja sich sogar vom Kaiser damit beauftragen ließ. Dennoch herrschte das tiefste Mißtrauen zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn und jeder wollte den andern nur brauchen, um ihn hinterdrein zu verderben. Es ist jetzt actenmäßig ermittelt, was Wallenstein durch Kinsky mit Richelieu unterhandelt hat. Wallenstein sollte König von Böhmen, nach des Kaisers Beseitigung sogar römischer König, Richelieu Kurfürst von Trier, Oxenstierna Herzog von Mainz, die Lombardei sollte mit Savoyen vereinigt werden. In Spanien war man so wenig von diesen Intriguen unterrichtet und hegte man allein so große Besorgniß vor dem Papst und vor den Jesuiten, die

immer dem Hause Habsburg entgegenwirkten, daß König Philipp IV. den Grafen Onnate nach Wien schickte, um den Kaiser zu warnen und vor allem um ihn für Wallenstein günstig zu stimmen, der allein im Stande sey, das Haus Habsburg gegen so viele Feinde zu beschirmen. — Ferner ist erwiesen, was Wallenstein mit Sachsen verhandelte. Auch von Sachsen forderte er, als König in Böhmen anerkannt zu werden, sicherte dem Sachsen den Besitz von Magdeburg und Halberstadt zu und wollte Mecklenburg aufgeben, wenn er dagegen Mähren bekäme. Der Grundgedanke dieser geheimen Verhandlungen war also eine Verständigung Wallensteins mit Frankreich zur Herstellung einer deutschen Mittelpartei, an deren Spitze Wallenstein treten sollte. Sowohl der Kaiser, als Schweden sollten ausgeschlossen, ihr Einfluß in Deutschland vernichtet werden. Wenn auch Wallenstein dabei noch heimlich mit Schweden verkehrte, so geschah es nur, um sich noch eine Wahl offen zu halten, wenn ihn Frankreich betröge, und wahrscheinlich auch, um den Kaiser zu täuschen.

Der Kaiser selbst war am übelsten berathen und auch dießmal rettete ihn mehr sein dynastischer Instinkt, als der Eifer seiner vermeintlichen Freunde. Sein eigener Beichtvater, der Jesuit Lamormain (Lämmermann), diente dem Papst und seinem Orden im kaiserfeindlichen Interesse und verkehrte heimlich mit Frankreich und Schweden, um die Macht Habsburgs schwächen zu helfen.

Wenn Frankreich und Sachsen ein Bündniß mit Wallenstein eingingen, setzten sie dabei voraus, er sey ein mächtiger Herr und gebiete über eine große Armee. Die Hauptaufgabe für Wallenstein war daher, sich seiner wirklich großen Armee zu versichern. Sie diente zwar gern unter ihm, sie war ihm Dank schuldig, weil sich der Soldat unter ihm alles erlauben durfte und sich bereicherte, und die Offiziere konnten, je länger und treuer sie ihm dienten, um so gewisser auf reiche Dotationen und hohe Titel rechnen. Aber sie hatten doch nicht ihm, sondern dem Kaiser den Eid geleistet und die Soldatenehre forderte, dem geschwornen Eide treu zu bleiben. Wallenstein rechnete auf die Mehrheit der Generale und Obersten, deren Beispiel die niedern Offiziere und der gemeine Mann wohl folgen

würden. Er hatte schon lange dafür gesorgt, sich diese Herrn persönlich zu verpflichten. Der geldarme Kaiser hatte ihnen den Sold nicht zahlen können und nur Wallenstein bürgte ihnen die Nachzahlung oder eine Entschädigung. Viele von ihnen hatten aber auch schon in seiner Schule die Reichsinstitutionen als alten Plunder zu verachten und alles allein auf die Spitze ihres Degens zu setzen gelernt; viele hatten, wie das in Wallensteins Lager Sitte wurde, über den Wiener Hof geschimpft und gespottet und sahen sich compromittirt, wenn Wallenstein sie nicht mehr schützte. Als nun dieser, ihr Feldherr, in dem großen Lager zu Pilsen, welches er seine Truppen hatte beziehen lassen, die Miene annahm, er sey der ewigen Verdächtigungen und Zumuthungen von Wien her müde, auch zu alt und podagrisch, wolle daher wieder abdanken und sich ins Privatleben zurückziehen, geriethen die Obersten in große Bestürzung und beschworen ihn, er solle sie nicht verlassen. Er versprach das, wenn auch sie sich verbindlich machten, ihn nicht zu verlassen. Bei einem Gastmahl seines Vertrauten, des Feldmarschalls Illow, ging eine Schrift um, worin diese Verbindlichkeit ausgesprochen war, und alle unterzeichneten. In Bezug auf diese Schrift sind viele Lügen in die Welt geschickt worden. Um die Obersten, welche sich dadurch gegenüber dem Kaiser compromittirt hatten, zu schonen, gab man später vor, sie seyen trunken gemacht worden und hätten nicht gewußt, was sie unterschrieben. Wallenstein übte dabei keinen Trug aus, sondern wurde nur selbst betrogen, denn auch die Obersten unterschrieben, die ihrem Feldherrn feindlich gesinnt waren, ihm aufpaßten und dem Kaiser alles berichteten. Das waren vorzugsweise Ausländer, vor allen Octavio Piccolomini, dem Wallenstein aus einem gewissen Aberglauben das unbedingteste Vertrauen schenkte. Sobald der Kaiser Gewißheit hatte, daß Wallenstein ihm das Heer abspenstig machen wolle, ließ er ein Decret abfassen, durch welches er ihn absetzte, und ein zweites, welches den Unterzeichnern der Schrift an jenem verhängnißvollen Gastmahl volle Amnestie zusicherte, wenn sie dem Kaiser treu blieben. Beide Urkunden wurden dem General Gallas anvertraut, um davon im Lager bei Pilsen den geeigneten

Gebrauch zu machen. Derselbe zog zunächst nur die nichtdeutschen Offiziere, Italiener, Engländer, Croaten ꝛc. ins Geheimniß. Mit ihm vereingt bearbeiteten nun Piccolomini, Colloredo, Butler, Isolani ꝛc. die Offiziere und Truppen, bis sie der Mehrheit sicher zu seyn glaubten. Dann erst wurden die beiden Decrete plötzlich bekannt gemacht, nachdem man das Amnestiedecret vorher noch verfälscht und die eifrigsten Anhänger Wallensteins, meist deutsche und böhmische Obersten, davon ausgenommen hatte. Die Hauptsache war, daß kein guter Soldat seinen dem Kaiser geleisteten Eid brechen wollte. Die Mehrheit der Offiziere, welche diese Stimmung des gemeinen Mannes kannten, sah sich durch die Amnestie gesichert und fiel von Wallenstein ab. Nur wenige Regimenter, die von seinen intimsten Freunden commandirt waren, harrten bei ihm aus und mit diesen mußte er eilig flüchten, wenn sich nicht Gallas seiner Person bemächtigen sollte.

Er floh in westlicher Richtung nach Eger und da er nach seinem Bruch mit dem Kaiser als natürlicher Verbündeter Schwedens erscheinen mußte, forderte er sogleich vom Herzog Bernhard Hülfe, der nicht weit davon in Regensburg stand. Bernhard war sehr erstaunt und zauderte noch, aber seine Hülfe wäre jedenfalls zu spät gekommen. Denn Wallenstein war in Eger schon von Verrath umgeben. Oberst Butler und die Offiziere Lesley und Gordon, die erstern beide Irländer, der letztere ein Schotte, hatten sich verschworen, Wallenstein zu ermorden, ehe er sich mit den Feinden des Kaisers verbinden könne. Und sie schritten rasch zur That, wählten in den mit nach Eger gekommenen Regimentern ihre Landsleute aus und überfielen zuerst Wallensteins Generalität beim Abendessen. Illow, Terzky, Kinsky und Hauptmann Neumann wehrten sich zwar verzweifelt, aber alle wurden niedergestoßen. Dann drangen die Mörder in Wallensteins stille und abgelegene Wohnung und stießen die Thür seines Schlafzimmers ein. Er sprang im Hemd aus dem Bette heraus, aber ein gewisser Deveroux schrie ihn an: „bist du der Schelm, der das Heer zum Feinde überführen und dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will?“ Wallenstein breitete, ohne

zu antworten, die Arme aus und Deverour stieß ihm die Hellebarde tief in die Brust, in der Nacht des 25. Februar 1634.

Die Mörder wurden reich belohnt, der Kaiser erhob Butler und Lesley zu Grafen. Die reichen Güter Wallensteins und seiner Gefährten wurden an die vertheilt, die ihn verrathen hatten. Gallas erhielt Friedland, Piccolomini Nachod, Colloredo Opotschno, Altringer Töplitz, Trautmannsdorf Gitschin. Der Kaiser selbst nahm Sagan. Alles übrige Geld Wallensteins, sofern es Piccolomini nicht schon gestohlen hatte, wurde an seine Soldaten vertheilt, um diese zu versöhnen. Butler bekam die Herrschaft Neustadt, Lesley die Terzkyschen, Gordon die Kinskyschen Güter. Die Obersten und Offiziere, welche für die eifrigsten Anhänger Wallensteins galten, zum Theil ehrliche und ungefährliche Deutsche, in deren Stellen sich nur Ausländer drängen wollten, wurden zu Pilsen hingerichtet, 24 an der Zahl. Gleiches Loos erlitt Graf Schafgotsch, der im Auftrag Wallensteins noch mit seinem Corps in Schlesien stand. Einen recht gemeinen Streich beging der sächsische Kurfürst, indem er, um dem Kaiser jetzt seine Devotion zu beweisen, die zu ihm geflüchtete Wittwe Kinsky mit ihren Kindern an den Kaiser auslieferte, nachdem er ihr 30,000 Dukaten weggenommen hatte.

3.

Der Prager Frieden.

Herzog Bernhard hätte die erste Verwirrung nach Wallensteins Sturze benutzen können, um sein Lager in Pilsen zu sprengen, aber er zauderte und sah sich auch von Sachsen zu wenig unterstützt. Gallas blieb ruhig in Böhmen. Bernhard hatte sich nur der Neckereien Johann de Werths zu erwehren. Horn schlug sich am Bodensee herum und wollte hier wieder ein spanisches Heer aufhalten, welches von Italien herüber erwartet wurde. Eben so balgten sich noch der Rheingraf mit dem Lothringer auf dem linken Rheinufer, der lüneburger Georg und Holzapfel mit Geleen und Bönning-

hausen in Niedersachsen herum. Der kleine Krieg aber wurde dem armen Landvolk immer verderblicher, so daß die gänzlich verarmten Bauern sich in Räuberbanden zusammenthaten und als s. g. Schnapphähne so übel hausten, wie die Soldaten selbst.

Die Schweden strengten sich diesmal in der That nicht sonderlich an und die Franzosen scheuten noch die großen Kosten, eigene Heere aufzustellen, deshalb konnte der Kaiser hoffen, im Besitz eines so großen Heeres, wie es ihm Wallenstein hinterlassen hatte, und unterstützt von einem beträchtlichen spanisch-italienischen Heere, welches Philipp IV. über die Alpen schickte, endlich wieder Meister in Deutschland zu werden. Zum Beweise, daß es das gemeinschaftliche Interesse Habsburgs gelte, wurde des Kaisers Sohn Ferdinand an die Spitze des deutschen, Philipps IV. Bruder, der Infant Don Fernando, an die Spitze des spanisch-italienischen Heeres gestellt und beide zogen einander entgegen, um sich zu vereinigen und Horn und Bernhard zunächst aus Oberdeutschland zu vertreiben. Bernhard war allein zu schwach, dem großen kaiserlichen Heere zu widerstehen und rief Horn zu Hülfe, dieser aber war sein Nebenbuhler und gönnte ihm seinen Ruhm und sein hohes Commando nicht. Also ließ er ihn im Stich und Regensburg fiel nach einer äußerst tapfern Vertheidigung der Schweden unter Lars Kagge den Kaiserlichen in die Hände. Endlich kam Horn und vereinigte sich mit Bernhard bei Augsburg. Nun wollten sie noch in Eilmärschen Regensburg retten, aber es war zu spät. Wüthend stürmten sie Landshut. Altringer wollte es retten, fand aber den Tod im allgemeinen Brande der Stadt, den das Auffliegen des mit Pulver angefüllten Schlosses noch schrecklicher machte. Ein schwedisches Corps unter Baner und die Sachsen unter Arnim rückten vor Prag und Bernhard und Horn konnten sich mit ihnen vereinigen. Auch hofften sie, das kaiserliche Heer werde sich dadurch zurückhalten und an der Vereinigung mit dem spanischen Heere verhindern lassen. Aber Erzherzog Ferdinand, oder eigentlich Gallas, der in dessen Namen befehligte, kümmerten sich nicht um die Gefahr im Rücken, sondern zogen kühn die Donau aufwärts, um sich mit Don Fernandos Heere zu vereinigen, was

jetzt ganz leicht war, denn die Spanier kamen durch Tirol, aber auch der Kurfürst von Bayern und der Lothringer vereinigten ihre Truppen mit dem katholischen Hauptheer bei Nördlingen.

Nun galt es, daß die schwedische Partei Schwaben, die Pfalz, den Rhein schütze. Bernhard und Horn, in deren Lager auch Kratz, Graf von Scharfenstein, der ihnen Ingolstadt hatte überliefern wollen und aus Ehrgeiz von des Kaisers Partei abgefallen war, eine Rolle spielte, hatten nur 30,000 Mann beisammen, die Kaiserlichen wenigstens die Hälfte mehr. Horn verlangte daher mit Recht, man solle erst den Rheingrafen abwarten, doch Bernhard drang auf eine Schlacht, weil er nicht durch neue Säumnisse die hart bedrängte Stadt Nördlingen verlieren wollte, wie früher Regensburg, und weil er auf den Sieg allzukühn vertraute. Wirklich machte er am 26. August 1634 einen glücklichen Angriff, aber am folgenden Tag erlag er der Uebermacht und dem Mißgeschick, indem sein Pulvervorrath in die Luft flog und tausend seiner Tapfern auf einmal hinriß. Horn wurde gefangen und auch der Ueberläufer Kratz, dem man zu Wien den Kopf abschlug; 12,000 wurden getödtet. Bernhard entfloh mit Verlust seiner Schätze und seiner Kanzlei. Der Rheingraf, der mit 7000 Mann heranzog, wurde nun auch von Johann de Werth und Karl von Lothringen überrascht, geschlagen und in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Heilbronn wurde noch 1634 in der Geschwindigkeit von den Schweden, ehe sie davonflohen, geplündert.

Die Rache der Kaiserlichen war schrecklich, und Schwaben mußte alle die Greuel entgelten, die vorher in Bayern waren begangen worden. Was fliehen konnte, floh. Herzog Eberhard III. von Württemberg vergaß die Noth seines Landes in den Armen der schönen Rheingräfin von Salm hinter den Mauern von Straßburg. In Waiblingen wurden alle Einwohner bis auf 145 ermordet, in Nürtingen schleppten die Croaten Frau Ursula, die greise Wittwe Herzog Ludwigs von Württemberg, bei den Haaren herum. Auch Calw, wo Johann de Werth noch ein flüchtiges Corps aufrieb, Kirchheim, Böblingen, Besigheim und fast alle Dörfer in jenen Ge-

genden wurden zerstört, Heilbronn großentheils verbrannt, das Volk unmenschlich behandelt. Besonders wütheten die Bayern aus Rache über die frühere Verheerung ihres Landes, und die Spanier des Cardinals, weil sie zum erstenmal in das Land der Ketzer kamen. Man mordete so systematisch, daß selbst die Brunnen vergiftet wurden. Das ganze Ketzervolk sollte ausgerottet werden. Große Züge von Beutewagen wurden rückwärts nach Bayern und Oesterreich geschickt, aber durch die tapfern Bürger von Ulm, die öfters Ausfälle machten, zum Theil den Räubern wieder abgenommen. Ganz Würtemberg wurde vom Kaiser confiscirt, dessen Günstlinge große Dotationen erhielten, der Minister Trautmannsdorf das Amt Weinsberg, Schlick Balingen und Tuttlingen ꝛc. Nach Tübingen kamen Jesuiten. Auch in Augsburg, was damals 60,000 Einwohner an der Pest verlor, wurde alles wieder katholisch gemacht. Nur Ulm hielt sich. Nach der Niederlage bei Nördlingen konnte die schwedische Partei auch die Pfalz und den Mittelrhein nicht mehr schützen. Alles fiel den Kaiserlichen in die Hände, außer Mainz, Heidelberg und Coblenz.

Nun kam wieder eine gute Zeit für Frankreich, denn die Heilbronner Bundesgenossen dienten, seitdem die Schweden geschlagen waren, unter Löfflers Leitung von jetzt an nicht mehr Oxenstiernas, sondern Richelieus Interesse. Der Rheingraf, der übrigens bald darauf starb, übergab nun auch das Elsaß den Franzosen, wie früher schon der Trierer das Mosellamd. Hessen hing schon lange mehr an Frankreich, als an Schweden. Auch Eberhard von Würtemberg nahm jetzt französischen Sold, während er zugleich den Kaiser um Gnade bat, und beauftragte den Commandanten Wiederhold von Hohentwiel heimlich, seine Veste aufs äußerste zu vertheidigen, während er vorgab, derselbe vertheidige sie gegen seinen Willen und Befehl.

Die Schweden konnten ihre Eroberungen im Süden und Westen Deutschlands nicht retten, sie suchten daher wenigstens Norddeutschland festzuhalten und Baner lagerte sich in Sachsen, dem Schweden nicht ganz traute. Der sächsische Kurfürst befahl ihm, sein Land zu verlassen. Baner wurde grob und drohte, „ihn auf

die Finger zu klopfen.“ Das war für den Sachsen ein erwünschter Vorwand, mit Schweden zu brechen. Er rief: „ihr Schweden sollt euch aus Deutschland fortpacken, oder ich werde euch Beine machen.“ Er unterhandelte deshalb sogleich mit dem Kaiser und schloß mit ihm am 10. Mai 1635 den Prager Frieden ab. Sachsen behielt alles, was es dem Restitutionsedict gemäß hätte verlieren sollen, nebst der Lausitz. Eine sächsische Prinzessin heirathete den dänischen Kronprinzen Christian, um auch Dänemark in den Bund zu ziehen. Brandenburg trat dem Frieden bei und erhielt dafür die Anwartschaft auf das Erbe von Pommern, dessen Herzog Bogislaw kinderlos und dem Tode nahe war. Auch Mecklenburg und Anhalt und die Städte Nürnberg, Erfurt, Augsburg und Ulm traten dem Frieden bei. Das war endlich einmal ein Act der Selbstvertheidigung Deutschlands gegen das Ausland, nachdem man in der Selbstvernichtung schon so weit vorgeschritten war. Der Heilbronner Bund allein versündigte sich damals noch schwer am Vaterlande, indem er das linke Rheinufer von vorn herein den Franzosen Preis gab und den unglücklichen Krieg der Deutschen in fremdem Solde gegen die Deutschen fortzusetzen beschloß.

Oxenstierna eilte nach Paris, um die schwedischen Interessen mit den französischen auszugleichen und ihren Bund zu erneuern, weil er sonst fürchten mußte, Frankreich werde alles an sich reißen, was Schweden verlöre. Die Bedingung dieses neuen Bundes zu Deutschlands Verderben war natürlich auch eine neue größere Anstrengung Schwedens gegen die Prager Friedensgenossen, während es Frankreich auf sich nahm, mehr die Ligue und die Spanier zu bekämpfen. Indessen wollte sich Frankreich immer noch nicht dazu verstehen, eigene Heere nach Deutschland zu schicken. Es schien ihm dort an lebendigem Material für den Krieg noch gar nicht zu fehlen. Es brauchte nur die deutschen Truppen des Heilbronner Bundes, die nicht unmittelbar unter schwedischem Befehl standen, also zunächst den Herzog Bernhard mit seiner Armee in Sold zu nehmen und durch Geldmittel die Verstärkung derselben zu ermöglichen.

Die kaiserlichen und spanischen Truppen warfen sich indeß mit

Macht auf das linke Rheinufer, um Frankreich abzuschrecken und von Deutschland fern zu halten. Piccolomini, der im Namen Don Fernandos befehligte, vertrieb die Holländer und Franzosen aus den Niederlanden. Graf Rittberg, ein Bruder des Grafen von Ostfriesland, eroberte mit kaiserlichen Truppen Trier und nahm den alten Kurfürsten daselbst gefangen. Johann de Werth drang siegreich aus der Pfalz in Lothringen ein und wollte sich mit Piccolomini verbinden; Gallas ging auf Bernhard los, den jetzt zum erstenmal ein französisches Heer unter dem Cardinal de la Valette unterstützte. Aber dieser geistliche Herr war furchtsam und seine Soldaten waren es auch. Die Franzosen hatten schon lange keine großen Kriege mehr geführt und brauchten Zeit, ehe sie den Schrecken vor der rasenden Kriegswuth der damaligen deutschen Heere überwanden. Bernhard entkam der Uebermacht des Gallas nur durch die angestrengtesten Eilmärsche und Gallas blieb im Herbst 1635 in Lothringen stehen, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln sein Winterquartier nach Elsaß-Zabern verlegen, wo er täglich besoffen in orientalischer Ueppigkeit mit Weibern schwelgte, während sein Heer in der Umgegend durch Hunger und Pest gelichtet wurde. Mainz mußte sich damals aus Hungersnoth den Kaiserlichen ergeben.

Im Winter ging Bernhard nach Paris. Ludwig XIII. empfing ihn feierlich, ärgerte sich aber, daß derselbe als deutscher Reichsfürst den Hut aufbehielt. Bernhard besuchte die hugenottische Familie des noch im Veltlin stehenden Duc de Rohan und blieb nicht unempfindlich gegen die Schönheit seiner Tochter. Das sollte eine Schlinge für ihn werden, als es aber Bernhard merkte, verschloß er sein Herz. Nun behandelte auch Richelieu ihn kälter. Die Hauptsache war, Frankreich wollte keine eigenen Kriegsanstrengungen machen, sondern die Deutschen durch Deutsche selbst bekriegen. Bernhard sollte als französischer General doch nur mit deutschen Truppen fechten. Bernhard dagegen wollte als freier Reichsfürst auch bloß der Bundesgenosse Frankreichs seyn, nicht ein Untergebener. Endlich kam man überein, daß Bernhard von Frankreich jährlich 4 Millionen Livres empfangen und dafür ein Heer von

18,000 Mann stellen solle. Das Elsaß solle an Bernhard fallen mit allen Rechten, mit denen es bisher dem Hause Habsburg gehört hatte. Insgeheim wurde ausbedungen, Bernhards Truppen sollten keinen Auftrag von Schweden annehmen, sondern sich nur nach dem Wunsche Frankreichs richten. Bernhard kehrte nun im Frühjahr 1636 zurück und schlug sich in Lothringen und Elsaß ziemlich glücklich mit Gallas, doch ohne eine große Entscheidung herum. Johann de Werth vereinigte sich unterdeß mit Piccolomini und zog nach Paris. Auf allen Punkten, wo sich ihm die Franzosen widersetzen wollten, wurden sie geschlagen. Ein panischer Schrecken ging durch ganz Frankreich. Die Städte brachten dem kühnen spanischen Reitergeneral ihre Schlüssel entgegen, der Adel flehte um Schutzwachen und bezahlte sie mit großen Summen. König Ludwig selbst mußte zu seinem Schrecken einem fremden Reiter begegnen, der als Sauvegarde bereits ganz nahe bei Paris im Quartier lag. Paris war in Verzweiflung. Die Straßen nach Chartres und Orleans waren mit Flüchtigen und Kostbarkeiten aller Art bedeckt, die man zu retten suchte. In der ersten Ueberraschung hätte Johann de Werth ohne Zweifel Paris erobern können, aber seine Reiter hielten sich zu lange mit der Plünderung des Landes auf, das kaiserliche Fußvolk konnte nicht rasch genug nachrücken und Piccolomini fand überhaupt das Unternehmen auf Paris zu bedenklich. Dadurch gewann Richelieu Zeit, beruhigte das Pariser Volk, bewaffnete es und warf alle verfügbaren Truppen dem Feind entgegen. Dazu fiel herbstliches Regenwetter ein und de Werth mußte sich zurückziehen.

4.

Die Kriegsfurie, der Hunger und die Pest.

Während nun die Franzosen im Westen glücklich zurückgeschreckt wurden, vermochten auch die Schweden wenig gegen die Prager Friedensgenossen auszurichten. Georg von Lüneburg war 1634 durch

den Tod des kinderlosen Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel Haupt des welfischen Hauses geworden und schwankte nach seiner Art jetzt wieder, wem er sich anschließen sollte. Oxenstierna traute ihm nicht und ließ ihm seine besten Regimenter entführen. Erzürnt darüber, trat nun Georg dem Prager Frieden bei. Daß eine Hand voll Schweden mächtige deutsche Fürsten wie die Wettiner, Zollern und Welfen in ihren eigenen Ländern terrorisiren wollte, war denn doch unerträglich und die deutschen Offiziere und Soldaten, die unter schwedischen Fahnen dienten, fühlten endlich selber, wie vaterlandsvergessen sie handelten. General Speerreuter, der eben erst dem Welfen die niedersächsischen Regimenter entführt hatte, ging nun zum Kaiser, Baudissin zum Sachsen über. In allen deutschen Regimentern des sog. schwedischen Heeres brach Gährung aus und sie wären alle zum Kaiser oder zum Sachsen übergetreten, wenn diese nur Geld hätten aufwenden wollen. Ohne Geld war der deutsche Soldat damals zu nichts zu bringen, was ihm auch seine bessere Ueberzeugung rathen mochte. Daher gelang es Kniphausen, die deutschen Regimenter durch Geldspenden zur rechten Zeit noch länger an das schwedische Interesse zu binden. Er eilte hierauf nach dem Rheine, um dort den Kaiserlichen den Sieg zu entreißen und zugleich den französischen Einfluß durch den schwedischen zu neutralisiren, wurde aber von Geleen aufgehalten und fiel in einer Schlacht bei Haselüne, im Januar 1636. Zum großen Unglück für Deutschland machte nach Sigmunds Tode der neue Polenkönig Wladislaw wieder mit Schweden Frieden, und das schwedische Heer, welches unter Torstenson Livland und Preußen gehütet hatte, kam nach Deutschland, um Baner zu verstärken, der seit dem Prager Frieden in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war und sich bis nach Pommern hatte zurückziehen müssen. Nun drang er wieder vor und siegte über den Kurfürsten von Sachsen und den kaiserlichen General Hatzfeld bei Wittstock am 24. September 1636, worauf er Sachsen aufs entsetzlichste verheerte und alle Städte und Dörfer verbrennen ließ. Endlich verschanzte er sich in Torgau und häufte hier ungeheueren Raub und Proviant zusammen. Wollte der Kaiser nicht, daß unter diesen Um-

ständen Sachsen und Brandenburg wieder von ihm abfielen, so mußte er ihnen helfen. Also wurde Gallas vom Rhein herbeigerufen.

Im Herbst 1636 konnte in Folge des Prager Friedens Kaiser Ferdinand II. einen Reichstag in Regensburg abhalten und daselbst seinen Sohn Ferdinand zum römischen König wählen lassen. Bald nach seiner Rückkehr starb er, am 15. Februar 1637. Man darf ihn nicht beschuldigen, daß er etwa durch seinen religiösen Fanatismus das ganze grenzenlose Elend dieses Krieges veranlaßt habe. Daran waren vielmehr, wie gezeigt worden ist, ganz andere Mächte und Interessen Schuld. Man muß vielmehr an ihm rühmen, daß er im unausgesetzten Kampf gegen Schweden und Frankreich mit seinem eigenen Interesse zugleich das des deutschen Reichs, der deutschen Nation verfochten hat. Aber man darf eben so wenig verkennen, daß er an Hartherzigkeit und politischer Arglist von seinen Feinden kaum übertroffen worden ist. Es war eine Zeit ohne Treue und ohne Erbarmen. Noch kurz vor seinem Tode ließ der Kaiser eine Bauernempörung in Krain, wo ein gewisser Laimbaur als Prophet aufgestanden war, auf die barbarischeste Art unterdrücken und die Schuldigen unter greulichen Martern hinrichten. Die Entvölkerung seiner Erblande hat er doch zum Theil selbst verschuldet. Das vorher volkreiche und blühende Oesterreich ward erst durch die massenhafte Ermordung der Bauern im Jahr 1627 und durch Vertreibung der lutherischen Edelleute und Bürger verödet. Ebenso Böhmen und Schlesien erst seit dem Schnitt durch den Majestätsbrief. Böhmen zählte vorher 3 Millionen Einwohner in blühenden Städten und Dörfern; jetzt waren nur noch 780,000 übrig, verarmt und nur noch Sklaven der großen Herrn, unter welche die confiscirten Güter vertheilt worden waren. Ebenso, wie die kaiserlichen Erblande, Tirol ausgenommen, war das ganze deutsche Reich durch den Krieg und in dessen Folge durch Hunger und Seuchen ins gräßlichste Elend gestürzt worden. Man kann damals schon rechnen, daß Deutschland kaum noch die Hälfte seiner frühern Einwohner zählte. Viele Städte waren schon niedergebrannt und doch widerstanden die festen und

größern Städte allein noch den Fluthen der Vernichtung, die sich schonungslos über die kleineren und die wehrlosen Dörfer ergossen.

Der größte Feind Deutschlands waren damals die Soldaten, gleichviel von welcher politischen oder religiösen Partei, denn alle lebten gleichmäßig vom Raube und vernichteten den Wohlstand nicht blos aus Raubgier und Muthwillen, sondern auch aus Noth, weil sie in den verwüsteten Landschaften je länger, je weniger Genüsse, ja nur die nöthigsten Lebensmittel fanden. Da die Soldaten nach damaliger Sitte einen großen Troß von Weibern und Kindern mitschleppten, wurde ihre Einquartierung überall, wo sie einfielen, doppelt lästig. Viele Soldaten ließen sich nur anwerben, um einen Vorwand zu haben, einquartiert zu werden und gut zu leben, oder um zu rauben und zu stehlen. Sie blieben auf den Märschen gern als Nachzügler zurück und vermieden den Kampf mit dem Feinde, quälten aber desto mehr die wehrlosen Einwohner. Man nannte sie damals Merodebrüder, woraus der noch jetzt übliche Name der Marodeurs entstanden ist. Das Regiment des niederländischen Grafen von Merode nämlich wurde durch seine vielen Nachzügler zuerst berüchtigt. Wenn man irgend einen hinter dem Zaune fand und frug, von welchem Regiment er sey? hieß es immer: von Merode. Die verwilderte Soldateska preßte den Bürgern und Bauern durch ungeheure Martern das Geständniß aus, wo sie etwa noch Lebensmittel versteckt oder Geld vergraben hätten. Roh und viehisch war der Schwede mit seinem sog. Schwedentrank, Mistwasser, das den unglücklichen Einwohnern so lange in den Mund geschüttet wurde, bis sie gestanden, wo sie ihr Geld vergraben hatten. Raffinirt grausam dagegen waren die von den Spaniern und Italienern bei den Kaiserlichen eingeführten, zum Theil aus Westindien entlehnten Martern. Sie schossen z. B. dem Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, drei Kugeln ins Kniee und drehten ihm den untern Theil des Beines ab oder strichen Salz an die Fußsohlen und ließen es durch Ziegen ablecken, oder schnitten Riemen aus dem Rücken. Kinder wurden in Menge in Backöfen geschoben und die Soldateska erfreute sich des Geschreies der kleinen Gebratenen.

Nicht viel besser wie die Soldaten machten es die Schnapphähne oder Landstörzer, brodlos gewordenes Landvolk, das sich bewaffnete und auf Raub ausging. Sie kamen besonders häufig aus Wäldern, die ihnen Sicherheit darboten. In Schlesien übte der Bauer Melchior Hedlof 15 Jahre lang Rache an allen Soldaten, von welcher Armee sie immer seyn mochten, und schoß deren nach und nach 251 nieder.

Die Felder blieben unbebaut, die Reben im Weinlande wurden boshaft abgeschnitten. Von Jahr zu Jahr wuchs die Hungersnoth. Oft kämpfte man um das Aas eines Pferdes. Eicheln und Nesseln, Baumrinde wurden gegessen. Endlich fraß ein Mensch den andern auf. Der Cannibalismus aus dringendster Noth wird durch viele Nachrichten der Zeitgenossen bezeugt. In der Pfalz brach man, wie Kayser im Schauplatz von Heidelberg erzählt, Gräber auf, um mit dem Fleische der Leichen den Hunger zu stillen, und holte die Leichen von Galgen und Rad herunter. Der Bruder verzehrte die todte Schwester, die Tochter ihre verstorbene Mutter. Bei Kaiserslautern schlachtete ein Weib ein Mädchen und verkaufte das übrige Fleisch. Zu Bergzabern schlachtete ein elfjähriges Mädchen einen fünfjährigen Knaben. Im Würzburgischen fand man, wie Gropp in seiner Chronik erzählt, Verhungerte auf den Wiesen, noch Gras im Munde, und wurde Menschenfleisch gegessen. Das nämliche berichtet Mikrälius aus Pommern, wo man auch Kinder fand, welche die Brust der todten Mutter angebissen hatten. In Lothringen sah man ganze Dörfer menschenleer und Wölfe in den Häusern. Unter den überlebenden Menschen war der Hunger so entsetzlich, daß der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, die Mutter das Kind schlachtete, um sie zu essen. Hön erzählt in seiner Coburger Chronik, eine Mutter habe ihre zwei Kinder wie Schweine geschlachtet und Würste davon gemacht. Gottfried Andreä schreibt aus Worms, er selbst habe gesehen, wie an einem todten Pferde ein altes Weib und Raben gemeinschaftlich genagt hätten. Zu Colmar im Elsaß mußte man den Kirchhof verschließen, damit die frischen Leichen nicht gestohlen würden. Daselbst zehrten vier elfjährige Mädchen von einem fünften, das vor

ihnen gestorben war. Im Nassauischen schleppten, wie Vogel erzählt, die Hunde abgerissene Menschenglieder auf den Straßen herum. Im Dorf Endlichhofen fand man kein lebendes Wesen, außer zwei wilde Hunde vor einem Hause, in dem halbverzehrte Leichen lagen. In Rupertshofen, wo ebenfalls alles ausstarb, hatte die Kuhhirtin ihren Mann geschlachtet, gekocht und mit ihren Kindern gefressen, auch ihrem Vater die Schenkel abgehauen, gekocht, dergleichen den Kopf aufgehauen, gesotten und gefressen; als sie gefragt worden, wie es geschmeckt, geantwortet, wenn sie nur ein wenig Salz dazu gehabt hätte.

Das Theatrum Europaeum schrieb: „Der elende, betrübte und jämmerliche Zustand in und umb Worms, weit und breit continuirte, große und unerträgliche Hungersnoth, welche dann die eingelägerte Soldateska unglücklich vermehrte, dann die unbarmherzige Kriegsleuthe nahmen alle Nahrung und Lebensmittel. Umb das Pferdefleisch haben sich die Menschen gerupfft, geschlagen und gar ermordet, in Summa, es war eine solche Noth, daß auch kein Mensch deß andern verschonet, sondern mit vortheil todt schlugen und verzehrten, die Gottesäcker durchsucheten, Gräber aufbrachen, die Hochgericht erstiegen, und die Todten zur Speise nahmen. Ein Bruder die todte Schwester, ein Tochter die todte Mutter angewendet und davon gezehrt, also, daß weder die Samarisch-, noch die Hierosolymitanisch-, noch Saguntinische Hungersnoth gegen derselben etwas zu rechnen. Wem ist unbekannt, was seythero Eingangs dieses 1637. Jahrs in und umb die hochbedrängte Statt Wormbs sich begeben, indeme man nahe bey derselben, an einer ödestehenden Mühlen, eine gute Anzahl Bettler beysammen gefunden, welche bey einem Fewer unter dem hellen Himmel das Fleisch derjenigen erwürgten Menschen, deren sie im vorübergehen mächtig werden können, gekocht und gantz begierig gefressen, welches man dann, nachdem man sie verschewet, also an Arm, Händen und Füssen in den Töpfen noch augenscheinlich befunden." Von Basel meldet Ochs aus jener Zeit, daß 1637 vor den Thoren dieser Stadt 1700 arme Flüchtlinge aus Schwaben und Elsaß verhungert seyen, weil der Magistrat sie der Pest wegen nicht einließ. In einer Ausgrube vor dem St. Johannisthor schlug man sich um die

Cadaver. Auch in Bern erhielt kein deutscher Flüchtling Brod, die Regierung behielt alles den Schweizerbürgern vor. Ebenso benahm sich Zürich, das einmal 7500 verhungerte Schwaben von seinen Thoren zurücktrieb.

Die Pest richtete durch ganz Deutschland ungeheure Verheerungen an. In vielen Städten sank die Bürgerschaft auf eine nur geringe Zahl hinab. In Schaffhausen starben in einem Jahre 1400 Jungfrauen, denen zu Ehren man eben so viele Kränze in der Kirche aufhing. In Ulm starben 15,000 Menschen und Kinder spielten auf der Gasse mit harten Thalern, weil die Todten so viel Geld hinterließen.

5.

Bernhard von Weimar.

Nachdem Gallas mit dem kaiserlichen Hauptheer den Rhein hatte verlassen müssen, um Sachsen und die Prager Friedenspartei gegen die siegreichen Schweden zu schützen, bekam Frankreich wieder freie Hand am Rhein und suchte sich von nun an hier der Lage zu bemeistern. Herzog Bernhard ging zum zweitenmal nach Paris und erhielt Geld für den Feldzug des Jahres 1637. Karl von Lothringen und der bayrische General Mercy, ein geborener Lothringer, hatten sich in Burgund festgesetzt. Bernhard vertrieb sie von da durch kühne Märsche und Flußübergänge und geniale Ueberraschungen. Aber von einem Fieber ergriffen, von Johann de Werth mit Uebermacht verfolgt und aller seiner Pferde durch eine Seuche beraubt, konnte er sich nicht halten und rettete sich ins Bisthum Basel, um von hier aus dem armen Rohan beizustehen, der von Frankreich im Stiche gelassen, in Graubündten endlich mit den Spaniern capituliren mußte. Rohan fiel in Frankreich in Ungnade, wurde aber von Bernhard geschützt und in seinem Lager behalten. Offenbar that Richelieu für Bernhard nur deshalb so wenig, weil er ihn zur Annahme von Bedingungen zwingen wollte, die derselbe bisher nicht

hatte eingehen wollen. Bernhard sollte ein willenloses Werkzeug werden und nicht mehr auf eigene Hand Politik treiben. Da er ein so erprobter Feldherr und bei den Soldaten in hohem Grade beliebt war, ergriff Oxenstierna, von dem holländischen Gesandten Hugo Grotius unterstützt, die Gelegenheit, ihn von Frankreich ab wieder zu Schweden hinüberzuziehen. Es war sogar von einer Vermählung Bernhards mit der jungen Königin von Schweden die Rede, denn Bernhard war noch jung. Allein dieser Handel zerschlug sich wieder. Bernhard wollte so wenig den Schweden, wie den Franzosen dienen, sondern als deutscher Reichsfürst eine selbständige Stellung bewahren. Aber er hatte keine Partei in Deutschland. Der sächsische Kurfürst, sein Vetter, haßte ihn tödtlich. Welcher Kurfürst oder Fürst hätte sich diesem kleinen nachgebornen Prinzen unterwerfen wollen?

Er sah sich genöthigt, Norddeutschland, wo er zu Hause war, zu meiden, weil ihn hier der Schwede nur als Mittel gebrauchen, die Wettiner, Zollern und Welfen nicht aufkommen lassen wollten, und er mußte sein Glück im südwestlichen Deutschland versuchen, wo die einheimischen Fürsten weniger mächtig waren und wo er als Eroberer großer katholischer Gebiete leichter als Herr auftreten und sich zuletzt doch immer auf Frankreich stützen konnte. Er hatte damals nur noch 5000 Mann übrig, aber die verwegensten Abenteurer von der Welt. Ihre Degen, sagt ein Zeitgenosse, waren immer bloß und hatten nur die Leiber ihrer Feinde zur Scheide. Unter den Anführern glänzten der jüngere Rheingraf Johann Philipp, Graf Johann von Nassau, der unermüdliche Taupadel, die beiden Brüder Rosen. Auch ein Prinz Roderich von Wüttemberg trat in Bernhards Dienste und nur einen Treulosen verbarg dieses wilde Heer, den Schweizer Erlach. Schon im Januar 1638 brach Bernhard auf und überfiel die Stadt Rheinfelden am Oberrhein. Johann de Werth kam zum Entsatz und schlug am 28. Februar den schwächern Feind, wobei Johann Philipp fiel und Rohan eine Wunde erhielt, wurde aber drei Tage später, als er sich keines Angriffs mehr versah, plötzlich wieder von Bernhard überfallen und beinah mit seinem ganzen

Heere gefangen. Denn die flüchten wollten, fielen in einen Hinterhalt Taupadels. Weil Johann de Werth kurz vorher den Parisern so große Angst gemacht hatte, glaubte Bernhard, ihnen kein größeres Vergnügen bereiten zu können, als wenn er ihnen diesen gefürchteten Feind gefangen zuschickte. Er that es zugleich in der Hoffnung, Richelieu werde ihn fortan besser unterstützen. Doch sein Verfahren war unehrenhaft, denn er hätte als Deutscher den Deutschen niemals an Frankreich ausliefern sollen. Die Franzosen waren närrisch vor Freude und empfingen den berühmten Gefangenen mit ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Seine Reise nach Paris war ein Triumphzug; vor den Thoren der Städte kamen ihm die Magistrate entgegen. In Paris machten ihm die schönen Damen und der König selbst tausend Liebkosungen. Er benahm sich sehr würdig. Als man ihn frug, was ihn am meisten Wunder nähme in Paris? antwortete er: daß ich die Heiligen im Kerker und die Bischöfe in der Comödie fand. Er hatte nämlich einen edlen Geistlichen kennen gelernt, der unverdient ins Gefängniß kam, und sah bei allen Hoffesten die Cardinäle, Bischöfe und Abbés der weltlichsten Sittenlosigkeit fröhnen.

Bernhard erhielt wirklich eine kleine Hülfe aus Frankreich unter dem tapfern Guebriant, der schon unter ihm gedient hatte. Dadurch gelang es ihm, wie Rheinfelden, so auch Freiburg im Breisgau einzunehmen. Aber das feste Breisach, der Sitz der vorderösterreichischen Regierung und der Schlüssel zum ganzen Oberrhein, widerstand ihm. Um dieses wichtige Bollwerk zu retten, erschienen nach einander vier kaiserliche Heere zum Entsatz, aber sie wurden alle nach einander von Bernhards heldenmüthiger Schaar zurückgeschlagen. Zuerst Götz bei Benfeld. Savelli vereinigte sich mit Götz und griff mit weit überlegener Macht die Weimaraner bei Wittenweyer an. Bernhard unterlag und verlor sein Geschütz, aber Guebriant mißleitete den Feind durch Trommeln und Trompeter, die er in einen Wald versteckt hatte, als ob da ein ganzes Heer wäre. Da eroberte Bernhard seine Kanonen wieder. Im wildesten Getümmel wechselten die Parteien zweimal ihre Stellung. Endlich schoß man gar nicht mehr,

sondern kämpfte fünf Stunden lang im Handgemenge, Bernhard mitten darunter, der mit eigener Hand Feinde tödtete und einige Obersten gefangen nahm. Nachdem Savelli schon geflohen war, stritt Götz doch immerfort, bis auch er der unwiderstehlichen Tapferkeit Bernhards weichen mußte. Mit den hier eroberten Fahnen wurde die Wiege des neugeborenen Ludwig XIV. geschmückt. Ein böses Omen für Deutschland. Taupadel, der wieder zu kühn im Verfolgen war, fiel dem Savelli in die Hände, der ihn in harter Gefangenschaft hielt, und ihm, als er krank wurde, sogar den Arzt verweigerte, bis Bernhard mit furchtbaren Repressalien drohte. Breisach hielt sich inzwischen noch immer, und Bernhard verlor viele Leute durch die Bauern des Schwarzwalds. Horst mit einigen kaiserlichen Regimentern suchte Mehl und Pulver nach Breisach zu bringen, aber Bernhard ließ ihn abfangen und ihm einen großen Theil des Vorraths entreißen. Nun kam Karl von Lothringen zum Entsatz herbei. Bernhard aber, obgleich fieberkrank, schlug ihn bei Thann. Bernhard wurde todtkrank im Wagen in sein Lager vor Breisach zurückgebracht. Dies benutzte Götz, heimlich heranzuschleichen, und schon war er bis auf die Rheinbrücke gedrungen, als Bernhard, wie immer den Tod verachtend, aus dem Bette sprang und sein Schlachtroß bestieg, während gerade über ihm ein Adler schwebte. Dies befeuerte den Muth der Seinen. Alles drängte nach der Brücke, und nun entstand ein gräßliches Morden, das nach acht Angriffen mit Götzens Flucht endete. Eine Menge Kaiserliche wurden in den Rhein gestürzt. Breisach konnte sich nun nicht länger halten. Trotz der strengsten Befehle vom Kaiser mußte der Commandant Reinach endlich die Stadt übergeben, weil ihn der Hunger zwang. Bernhard gestattete der tapfern Besatzung freien Abzug und erquickte sie mit Speise. Erst hinterdrein erfuhr er, daß die in der Stadt gefangenen Weimaraner theils verhungert, theils gezwungen worden waren, einander selbst aufzufressen. Reinach erwartete zitternd und bebend die Strafe, aber Bernhard bezwang sein Herz und hielt den Vertrag.

Richelieu verlangte, Breisach solle an Frankreich abgetreten

werden, Bernhard aber weigerte sich und unternahm jetzt einen neuen Feldzug in Burgund, ohne Zweifel, um durch diese Provinz das oberrheinische Reich, welches er sich gründen wollte, abzurunden. Dieser burgundische Feldzug war sehr blutig, weil sich die katholischen Bauern aufs verzweifeltste wehrten. Richelieu kam dem Herzog aufs neue entgegen, bot ihm seine Nichte und Erbin, Maria von Vignerot, zur Ehe an, erhielt aber eine ausweichende Antwort, die ihn persönlich beleidigte. Von diesem Augenblick an scheint Bernhards Verderben beschlossen worden zu seyn. Erlach, der sein ganzes Vertrauen hatte, wurde zu Paris mit einem Jahrgehalt von 12,000 Livres bestochen, und verrieth seinen edelmüthigen Gebieter. Es war klar, daß Bernhard von Frankreich unabhängig bleiben wollte. Er besetzte alle festen Plätze blos mit Deutschen; er empfing Bittschriften als Landesherr im Elsaß; er unterhandelte mit Schweden und suchte sich mit den Hessen zu verstärken, ohne Frankreichs Zuziehung. Sein Freund Guebriant, der nichts von den Umtrieben in Paris wußte, suchte ihn zu versöhnen; aber Bernhard erklärte ihm freimüthig, Frankreich wolle nur einen Theil vom deutschen Reich abreißen, und das wolle er nicht dulden. Richelieu überreichte dem König von Frankreich schriftlich die Gründe, aus welchen Bernhard aufgegeben und sogar seiner bisherigen Eroberungen beraubt, mit einem Wort vernichtet werden müsse. Der vornehmste dieser Gründe war, daß Bernhard, wenn er festen Fuß am Oberrhein behalte, eine Schutzmauer des deutschen Reichs gegen Frankreich bilden werde, die es Frankreich unmöglich mache, sich deutscher Provinzen, zunächst Lothringens zu bemächtigen. Man weiß nicht, was Frankreich gethan haben würde, wenn nicht Bernhard ohnehin gestorben wäre. Der beweinenswerthe Held hatte eine Ahnung seines nahen Untergangs. Als ein Regiment, und namentlich die Franzosen, die noch bei ihm waren, Pontalier gegen seinen ausdrücklichen Befehl plünderten, rief er aus: „Mich verdreußt, länger zu leben, denn ich kann bei solchem gottlosen Wesen mit gutem Gewissen nicht länger bleiben.“ Als sich das Volk auf seinem Wege nach Pfirt um ihn drängte, rief er: „Ich fürchte, es wird mir gehen, wie dem Schwe-

denkönig; denn als das Volk mehr auf ihn sah, als auf Gott, mußte er sterben." Und noch unterwegs befiel ihn plötzlich eine heftige Krankheit. Man brachte ihn noch bis Neuburg, wo er starb, am 18. Juli 1639. „Deutschland," schrieb Hugo Grotius, „verlor seine Zierde und seine letzte Hoffnung, fast den Einzigen, der des Namen eines deutschen Fürsten würdig war." Fast alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß er französisches Gift empfangen, weil er sich Frankreich nicht hatte verkaufen wollen: „Und weil er sich ganz nicht bewegen ließ, sie mochten ihm vorpfeifen, was sie wollten, ließen sie ihm endlich ein Süpplein geben, darauf er zu Neuburg am Rhein starb." Pufendorf dagegen spricht, daß in derselben Zeit, in welcher Bernhard starb, in Paris d'Oissonville noch mit Aufträgen an ihn abgefertigt wurde.

Bernhards Charakter ist schwer zu zeichnen, weil ihn die Schmeichler viel zu sehr idealisirt haben. Er ahmte seinem Meister Gustav Adolf darin nach, daß er große Frömmigkeit zur Schau trug und nicht nur einen Hofprediger, sondern ein ganzes wanderndes Consistorium mit sich führte. Dennoch sah er seinen wilden Soldaten jeden Greuel nach und schonte die Nonnenklöster erst, nachdem ihn eine zarte Dame in Paris darum gebeten hatte. Trotz aller Verwilderung und böser Praktik des Ehrgeizes muß man an ihm doch rühmen, es rollte edles deutsches Blut in seinen Adern und sein gutes Naturell sträubte sich gegen die französische Herrschaft. Er setzte in seinem Testamente nur seine Brüder zu Erben seiner Eroberungen und seiner Fahrhabe ein und schloß Frankreich ausdrücklich aus. Aber der Schweizer Erlach (aus dem berühmten Berner Geschlecht), dem er Breisach anvertraut hatte, überlieferte diese Festung den Franzosen, raubte den ganzen Nachlaß Bernhards, eignete sich seine Preciosen zu und zahlte von dem gestohlenen Gelde 200,000 Thaler den Soldaten einstweilen als französischen Sold aus, um sie an Frankreich zu binden. Die deutschen Obersten und Offiziere des Heeres, welches Bernhard bisher befehligt hatte, warteten noch auf eine Vollziehung des Testamentes, aber die Herzoge von Weimar hatten nicht den Muth, die Erbschaft anzutreten, weil

sie kein Geld hatten, um die Truppen zu besolden. Auch Schweden machte keine Anstrengung, das Heer der Weimaraner in seinen Sold zu nehmen. So blieb am Ende nur Frankreich übrig, in dessen Dienst Bernhards Truppen treten konnten und wirklich traten, als ihnen Guebriant lebhaft zuredete. Dieser tapfere Franzose, der sich längst bei ihnen beliebt gemacht hatte, wurde an ihre Spitze gestellt.

Ein Versuch, den Karl Ludwig, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, von England aus machte, um sich an die Spitze der Weimaraner zu stellen, mißlang kläglich. Nachdem er mit einer kleinen Schaar an der norddeutschen Küste erschienen war, wurde er im October 1638 bei Vlotho von Hatzfeld geschlagen, floh nach England zurück und reiste durch Frankreich, um schnell nach Breisach zu kommen und sich an die Spitze der Weimaraner zu stellen, ehe sich dieselben der Krone Frankreichs vereidet haben würden. Aber Richelieu fing ihn auf, setzte ihn gefangen und ließ ihn erst wieder los, als die Truppen den Eid geleistet hatten.

6.

Baner.

Das nördliche Deutschland war in einem heillosen Zustande. Der aus Hessen vertriebene Landgraf Wilhelm starb 1637 in Ostfriesland und seine entschlossene und listige Wittwe Amalie Elisabeth forderte keck vom Kaiser ihr Land und die Freiheit des calvinischen Bekenntnisses zurück. Das letztere war im Prager Frieden nicht garantirt worden. Der Kaiser gab ihr ein Jahr lang keine Antwort und sie setzte den Krieg gegen ihn fort, obgleich die hessischen Landstände und Holzapfel einen Waffenstillstand schlossen. Geleen hatte in Hessen allein 300 Dörfer verbrannt. — Georg von Lüneburg lavirte und suchte, obgleich er den Prager Frieden angenommen, doch auch die Schweden zu begütigen. Bogislaw, der letzte Herzog von Pommern aus dem alten slavischen Geschlecht, starb

1637 und Schweden machte dem Brandenburger das ihm durch alte Verträge zustehende Erbrecht streitig. Da erst ermannte sich Georg Wilhelm und fand an Klitzing einen tüchtigen General, der den Schweden warm machte. Arnheim, der abgedankt in Boitzenburg lebte, wurde von den Schweden verhaftet.

Baner saß mit der schwedischen Hauptmacht fest in Torgau, wo ihn Gallas mit der kaiserlichen Hauptmacht angriff und durch Uebermacht endlich zwang, sich nach Norden zurückzuziehen. Gallas war scharf hinter ihm her, Baner aber viel schneller und gewandter. Endlich kam Baner doch bei Landsberg in eine große Bedrängniß, aus der er sich nur durch Ueberschreitung der polnischen Grenze retten konnte. Diese Grenze durfte er aber nicht überschreiten, ohne Polen aufs neue zum Kriege zu reizen. Er half sich also mit einer List, stellte sich nur, als wolle er sich nach Polen retten, lockte die Kaiserlichen nach sich, schwenkte dann aber rasch um und entkam. „Sie haben mich im Sack gehabt," rief er, „aber den Sack nicht zugeschnürt." Das geschah im Juli 1637. Baner zog sich nun in die festen Städte an der Ostsee zurück, das offene Feld gegen Gallas zu halten, war er nicht mehr im Stande. Aber Gallas selbst lieferte ihm im folgenden Jahre das Material zur Fortsetzung des Krieges, denn indem er unthätig nun in seinem Hauptquartier sein schwelgerisches Leben fortsetzte und seine Truppen hungern ließ, lief ihm ein großer Theil derselben davon und zu den Schweden über, wo sie in den Städten besser verpflegt wurden. Gallas empfing den Spottnamen des „Heerverderbers."

Im J. 1638 geschah von schwedischer Seite nicht viel. Oxenstierna schloß nun mit Richelieu einen neuen Vertrag, damit sie einander gegenseitig besser hülfen. Sie schlossen ihn ohne Rücksicht auf ihre deutschen Bundesgenossen zu dem ausdrücklichen Zweck, den Krieg nur noch in ihrem beiderseitigen Interesse und rein auf Kosten Deutschlands fortzusetzen. Nachdem sich Baner gehörig verstärkt und mit dem Lüneburger Georg und der kriegslustigen Hessin in Verbindung gesetzt hatte, schlug er erst 1639 wieder los und griff den faulen Gallas an, dessen Heer sich in einem so aufgelösten

Zustand befand, daß er gar keine Schlacht wagen konnte. Rasch drang Baner vor, schlug die Sachsen unter Marzin bei Chemnitz, nahm ein kaiserliches Corps unter Hofkirch und Montecuculi gefangen, drang in Böhmen ein, lagerte auf dem weißen Berge vor Prag und plünderte das Land weitum aus, nachdem es sich kaum seit einigen Jahren vom frühern Jammer ein wenig erholt hatte. Schlesien wurde von einem fliegenden schwedischen Corps unter Stahlhantsch besetzt. Dort war das Elend so groß, daß z. B. in der Stadt Hirschberg alle Einwohner verhungerten und nur ein kleiner Rest übrig blieb, der bettelnd ins schwedische Lager flüchtete.

Im folgenden Jahr 1640 zog Baner aus dem gänzlich ausgehungerten Böhmen nach Westen, um sich mit Guebriant zu vereinigen und in der Mitte des deutschen Reichs demselben die französisch-schwedischen Gesetze vorzuschreiben. Baner hatte damals durch den Krieg und Krankheiten alle seine Schweden verloren bis auf 500, alle übrigen Truppen seines s. g. schwedischen Heeres waren Deutsche. Auch Guebriant an der Spitze der Weimaraner hatte nur 300 Franzosen bei sich, alle übrigen Truppen seines s. g. französischen Heeres waren Deutsche. Und alle diese Deutschen fochten für eine fremde Sache zu Deutschlands Verderben. Das ist das schmachvollste Blatt der deutschen Geschichte.

Der Kaiser, Spanien und die Ligue erkannten die Gefahr und machten eine neue Anstrengung. Der elende Gallas, der seinen großen Feldherrn Wallenstein nur verrathen, aber nicht ersetzen konnte, wurde abgesetzt und Piccolomini, zum Herzog von Amalfi erhoben, trat an seine Stelle. Erzherzog Leopold, Bruder des jungen Kaisers Ferdinands III., erhielt dem Namen nach den Oberbefehl. Durch dieses kaiserliche Heer nun wurde Baner in Thüringen aufgehalten, bevor er sich mit Guebriant vereinigen konnte. Beide feindliche Hauptheere lagerten einander gegenüber bei Saalfeld, vier Wochen lang, ohne anzugreifen, eine Wiederholung des Lagers bei Nürnberg, wo Wallenstein und Gustav Adolf einander nur belauert hatten. Das arme Thüringen war aber längst ausgesogen und es war bald nicht mehr möglich, Lebensmittel für die Heere aufzutreiben. Baner war

ein Prasser wie Gallas, ohne darüber seiner Pflicht als Heerführer zu vergessen. Dabei war er eitel auf vornehme Vermählungen. Damals starb im Lager seine deutsche Gemahlin, eine Gräfin Erbach, die ihn überallhin hatte begleiten müssen und die ihm einmal im Reisewagen ein Kind geboren hatte. Er war in Verzweiflung und das ganze schwedische Heer mußte ihre Leiche nach Erfurt begleiten, wo er sie feierlich beisetzen ließ, sich aber mitten in seinen Thränen schon wieder in die schöne Prinzessin Johanna von Baden-Durlach verliebte, die hier zufällig zugegen war. Piccolomini verließ „das Hungerloch“ von Saalfeld, um sich mit den Bayern unter Mercy zu vereinigen, die bisher die Weimaraner in Schwaben und der Pfalz beobachtet hatten. Bei Neustadt an der fränkischen Saale begegneten sich die beiden Hauptheere noch einmal, wie bei Saalfeld, ohne zu schlagen. Aber Hunger und Seuchen lösten die Reihen auf. Da legte Holzapfel, nachdem er sein deutsches Herz vor der hessischen Wittwe ausgeschüttet, in tiefer Entrüstung sein Commando nieder. Er vorzüglich hatte die Bildung einer starken deutschen Partei mit Ausschluß der Franzosen und Schweden gewünscht. Sein Austritt scheint einigermaßen gewirkt zu haben, denn Amalie und Georg näherten sich und schlossen ein Separatbündniß. Unterdeß beging der alte Baner die jüngsten Thorenstreiche und jagte, unbekümmert um die Kaiserlichen, mit seiner ganzen Armee der schönen Durlacherin ins Waldeck'sche nach und bewarb sich um ihre Liebe. Guebriant war in Verzweiflung, denn Graf Wilhelm Otto von Nassau machte Miene, den größten Theil der alten Weimaraner mit den Hessen und Lüneburgern zu vereinigen und von Frankreich zu trennen. Doch Piccolomini nöthigte die so locker verbündeten Feinde, ihm noch einmal vor Fritzlar zu begegnen, um sein Vordringen im Norden zu verhüten. Das dritte große Hungerlager. Auch diesmal schlug man nicht. Baner vollzog in Jubel seine Hochzeit mit der Durlacherin und stellte sie, als man beiderseits Winterquartiere nahm, in Hildesheim dem Herzog Georg vor. Daß bei den Festen hier Georg und Baner vergiftet worden seyen, ist nicht erwiesen. Beide kränkelten seitdem, aber jener aus Sorge, dieser wegen Strapazen und

Lüderlichkeit. Reinhold Rosen siegte noch in einem Gefecht bei Ziegenhayn und der gefangene Taupadel wurde gegen Speerreuter ausgetauscht.

Der Kaiser berief noch im Winter auf 1641 einen Reichstag nach Regensburg, um die deutschen Fürsten zur Eintracht gegen den äußern Feind zu mahnen. Da umging Baner das kaiserliche Heer und zog in Eilmärschen nach Regensburg, um den Kaiser wegzufangen. Aber es fiel Thauwetter ein und die Donau schwoll dermaßen an, daß Baner nicht hinüber konnte. In Gemeinschaft mit Guebriant würde derselbe wohl noch viel haben ausrichten können, dieser letztere aber zog sich an den Rhein zurück aus Furcht, seine deutschen Truppen könnten ihm abspenstig gemacht werden, wenn er sich zu weit von Frankreich entfernte. Baner mußte sich nun vor der Uebermacht der Kaiserlichen zurückziehen und bei Wald-Neuburg drei schwedische Regimenter unter Oberst Slangen aufopfern, um nach Sachsen zu entkommen. Er war damals schon todtkrank, commandirte aber immer noch aus einer Sänfte heraus und wehrte bei Merseburg dem kaiserlichen Heere den Uebergang über die Saale. Als aber Piccolomini bei Bernburg überging, mußte sich Baner noch weiter zurückziehen und sich bis Halberstadt tragen lassen, wo er starb, im Mai 1641. Kurz vorher war auch Georg von Lüneburg gestorben, wie auch Arnim.

Die Stadt Wolfenbüttel war von Kaiserlichen besetzt, welche sie schon jahrelang behauptet hatten. Aber jetzt erst wurde die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet, da es sich darum handelte, zu welcher Partei die Welfen, Georgs Söhne, treten würden. Die Schweden belagerten Wolfenbüttel und Piccolomini rückte zum Entsatz heran. Es war ein hochwichtiger Zeitpunkt. Die deutschen Offiziere in Baners verwaistem Heere wurden schwierig und nur mit Mühe konnte man sie bei den schwedischen Fahnen halten. Alles schien verloren, wenn nicht Guebriant rasch zu Hülfe kam. Obgleich die Weimaraner kurz vorher durch den bayrischen Reitergeneral Spork eine Schlappe erlitten hatten, kamen sie jetzt herbei und halfen den Schweden, welche Baners Sarg in ihrer Mitte trugen, unter den Mauern von Wolfenbüttel einen glänzenden Sieg über Piccolomini erfechten.

Viertes Buch.

Der westphälische Frieden.

1.

Der Friedenscongreß.

Deutschland war entsetzlich erschöpft und sehnte sich nach Frieden. Der wohlwollende Kaiser Ferdinand III., der alte kampfmüde Maximilian von Bayern, die katholischen Fürsten der Ligue sowohl, als die protestantischen, die bereits den Prager Frieden geschlossen hatten, wünschten das Ende des Jammers herbei und hätten gern den allgemeinen Frieden geschlossen, aber die Fremden wollten nicht. Frankreich und Schweden wollten jedes allein den Herrn in Deutschland spielen. Zu Hamburg saßen zwei Gesandte, Avaux von Frankreich und Salvius von Schweden beisammen und würfelten um die Haut des geschundenen deutschen Reichs, wie einst die Soldaten um den ungenähten Rock Christi, und suchten einander unaufhörlich zu betrügen, ohne daß es zu einem Abschlusse kam. Frankreich wollte lange nicht erlauben, daß Johann de Werth gegen Horn ausgewechselt werde, was endlich doch geschah.

Im Jahr 1640 starb Georg Wilhelm von Brandenburg, der unter der Leitung seines Günstlings Burgsdorf bis an seinen Tod „ein wüstes Wohlleben in Fressen, Saufen, Huren, Spielen und anderer Ueppigkeit" geführt hatte. Ihm folgte sein genialer Sohn

Friedrich Wilhelm, welcher später den Ehrennamen des großen Kurfürsten erhielt. Ihm war von Gustav Adolf seine Tochter zugedacht worden, allein Oxenstierna und die schwedische Aristokratie hatten nicht im Sinne, sie einem Herrn zu geben, der einen so starken Geist besäße und der am Ende mehr dem deutschen, als schwedischen Interesse dienen würde. Sie wiesen ihn also ab und verweigerten ihm auch das Erbe Pommerns. Er mußte einen Rückhalt in Polen suchen bei König Wladislaw IV., von dem er Preußen zu Lehen empfing. Wenn die Welfen und Sachsen ihm beigestanden wären, hätte er die Schweden wohl aus Deutschland hinauswerfen können. Allein die norddeutschen Dynastien waren niemals einig und nach so langer Kriegsnoth ohne Geldmittel. So gelang es dem Leonhard Torstenson, an der Spitze des schwedischen Heeres noch einmal wunderbare Siege zu erfechten. Er war vom Podagra geplagt und mußte beständig in einer Sänfte getragen werden und doch war kein Feldherr je so blitzesschnell wie er. Das mußte er freilich seyn, weil er in den verödeten Ländern keine Lebensmittel fand und daher dieselben nur durchflog, um erst wieder in Gegenden auszuruhen, die noch nicht ausgesogen waren und in denen der Soldat noch etwas zu leben fand. Torstenson stieß mit kaum 7000 Mann im Spätherbst 1640 zu Baners verwaister Armee, von welcher sich Guebriant mit seiner Armee wieder trennte. Frankreich nämlich besorgte, die immer schwierigen Weimaraner würden sich bei den Schweden anwerben lassen, die weimarischen Obersten aber fürchteten sich vor Torstensons Strenge, da sie nur zu oft die Subordination verletzt hatten. Ueberdies erwarteten sie von Frankreich mehr Geld als von Schweden und so folgten sie Guebriant an den Niederrhein, um hier die Kaiserlichen unter Lamboy zu bekämpfen. Torstenson wartete die gute Jahreszeit ab, aber Piccolomini lagerte sich ihm bei Stendal gerade gegenüber. Das gab nun wieder ein Hungerlager ohne Schlacht, bis Torstenson plötzlich auf und davon zog, in Schlesien und Mähren einfiel, die Kaiserlichen, die ihm im Wege standen, schlug, und sich mit Racoczy in Siebenbürgen verbinden wollte, um Wien selbst zu überfallen.

Aber er wurde vor Brünn aufgehalten, das er nicht erobern konnte, und weil auch Racoczy keine Lust hatte, begnügte er sich, das bisher geschonte Mähren grausam auszuplündern, und ging dann wieder zurück. Die Kaiserlichen folgten ihm und begingen ungeheure Greuel an den protestantischen Schlesiern, die voreilig über Torstensons Ankunft gejubelt hatten. Unterdeß verbrannte Torstenson die Stadt Bunzlau und belagerte Leipzig. Da zog Piccolomini mit der kaiserlichen Hauptarmee zum Entsatz heran und lieferte ihm auf der Leipziger Ebene bei **Breitenfeld** eine große und blutige Schlacht, am 2. November 1642. Die Kaiserlichen erlitten hier, wie früher unter Tilly, eine furchtbare Niederlage und verloren ihr ganzes schweres Geschütz. Piccolomini und Erzherzog Leopold selbst entgingen kaum der Gefangenschaft. In dieser Schlacht zeichnete sich auf schwedischer Seite Karl Gustav, Pfalzgraf von der Nebenlinie Birkenfeld aus. Torstenson ging hierauf, nachdem er Freiberg im Erzgebirge vergebens belagert hatte, wieder nach Mähren, weil es noch nicht ganz von Lebensmitteln erschöpft war und weil er immer noch hoffte, von hier aus einen Schlag gegen Wien ausführen zu können.

Mittlerweile waren die diplomatischen Friedensversuche fortgesetzt worden. Der Kaiser, der Reichstag in Regensburg und auch Spanien hatten angefangen, sich mit Frankreich zu verständigen, und man beschloß, erst in Lübeck und Köln, nachher in **Osnabrück** und **Münster** einen **Friedenscongreß** niederzusetzen, im Dezember 1641. Nun bot aber der alte König Christian IV. von Dänemark dem Kaiser seine guten Dienste an, um die Schweden zu günstigeren Friedensbedingungen zu zwingen, wobei verabredet wurde, daß die niedersächsischen Bisthümer Bremen und Verden, auf die, nach dem Restitutionsedict der junge Erzherzog Leopold Anspruch erhalten hatte, dem dänischen Prinzen Friedrich bleiben sollten. Dieselben Bisthümer aber wollte Schweden haben und überhaupt die Einmischung der Dänen nicht dulden. Deswegen widersetzte sich Oxenstierna nicht nur dem allgemeinen Frieden, sondern fing auch noch einen neuen Krieg mit Dänemark an. Sofort erhielt Torstenson Befehl, im Jahr 1643 von Brünn, das er eben wieder belagerte, augenblicklich nach Holstein

aufzubrechen, um Dänemark zu Lande anzugreifen, indeß die schwedische Flotte es auch zur See angriff. Torstenson machte sein ganzes Fußvolk beritten und jagte so pfeilschnell durch Schlesien, daß niemand wußte, woher das wilde Heer komme und wohin es ziehe. In 15 Tagen war er bereits in Holstein, welches er, wie auch ganz Jütland, im Flug eroberte, da die Dänen sich seiner nicht versehen hatten. Hier, in einem bisher noch geschonten Lande, nahm er behaglich seine Winterquartiere.

Das gänzlich geschlagene Hauptheer der Kaiserlichen wurde, nachdem Piccolomini sich in spanische Dienste zurückgezogen hatte, unglücklicherweise wieder dem alten Gallas anvertraut, der 1643 genug zu thun hatte, es wieder zu ordnen und zu vermehren. Da auch Racoczy von Ungarn her beständig drohte, konnte der Kaiser erst 1644 dem dringenden Hülferuf Dänemarks Folge leisten und Gallas dem Torstenson nachschicken, während Götz den Racoczy abhielt. Eine dänische Landarmee vereinigte sich bei Kiel mit Gallas, und Torstenson wurde wie in einem Sacke in Jütland eingeschlossen. Der kecke Schwede hatte jedoch noch seine vielen Pferde bei sich, machte wieder sein ganzes Fußvolk beritten und jagte plötzlich an einer schlecht bewachten Stelle an den Kaiserlichen und Dänen vorüber, ohne daß sie ihn einholen konnten. Er wurde zwar von Gallas verfolgt, umging ihn aber bei Bernburg, schloß ihn ein und suchte ihn auszuhungern. Wirklich verlor Gallas viel Volk, bis es ihm gelang zu entkommen. Enkevort, der ihm zu Hülfe kam, wurde bei Jüterbogk von Torstenson geschlagen und gefangen. Da mußte mitten im Winter auf 1645 der in seiner Noth immer betrunkene Gallas mit 2000 Mann, die er allein noch übrig hatte, nach Böhmen flüchten. Auch über die Dänen siegten die Schweden unter Gustav Wrangel zur See. Alles gestaltete sich so günstig für Schweden, daß Torstenson im Frühjahr 1645 endlich den Zug nach Wien ausführen wollte. Aber dem bedrängten Kaiser zog Götz aus Ungarn, der zurückgekehrte Johann de Werth aus Bayern und Hatzfeld aus Niederdeutschland zu, welches er bisher gegen die Hessen und gegen ein schwedisches Corps unter Königsmark vertheidigt hatte und jetzt vom Kaiser an

des Gallas Stelle zum Generalissimus ernannt wurde. Diese vereinigten Truppen stellten sich bei Jankau in Böhmen den Schweden entgegen. Die Schlacht war mörderisch. Schon siegten die Kaiserlichen, als sie sich beim Plündern aufhielten und wieder überwältigt wurden. Torstensons Gemahlin fiel dem Feind in die Hände, wurde aber gleich wieder befreit. Johann de Werth wurde zweimal gefangen und riß sich jedesmal wieder los. Dem Pfalzgrafen Karl Gustav wurden Hut, Rock und Hemd durchschossen, ohne daß er selbst eine Wunde erhielt. Endlich errang Torstenson den glorreichsten seiner Siege und nahm Hatzfeld selbst gefangen. Nun stand ihm ganz Oesterreich offen. Er nahm Iglau, Krems, Kornneuburg und ließ bis vor die Thore Wiens das Land ausplündern. Aber er hatte nicht Mittel genug, die Kaiserstadt, aus der die Kaiserin und alles, was reich war, in die Gebirge flüchtete, förmlich zu belagern. Raczy zog es vor, anstatt die Schweden zu unterstützen, sich vom Kaiser Geld geben zu lassen. Graf Buchheim, der bisher gegen die Ungarn gekämpft, rückte zum Entsatz von Wien heran. Da zog Torstenson wieder ab und verließ endlich auch Mähren, da jeder seiner Versuche vor Brünn scheiterte. Unterdeß rückte sein rastloser Unterfeldherr Königsmark (der überall und nirgends bald den Franzosen und Hessen half, bald wieder dem schwedischen Hauptheer beisprang, bald auf eigene Hand nur raubte und Schätze häufte) im August vor Dresden und zwang den von allen Mitteln erschöpften sächsischen Kurfürsten zu einem Waffenstillstand, also zum Rücktritt von der kaiserlichen Partei. Nach diesen wichtigen Erfolgen ruhten die Schweden. Torstenson litt unerträglich am Podagra und trat endlich im Winter das Commando an Gustav Wrangel ab, um nach Schweden heimzukehren.

In demselben Jahre erkaufte Dänemark den Frieden von Schweden durch die Abtretungen von Gothland, der Insel Oesel rc., sowie auch seiner Ansprüche auf Bremen und Verden. Jener Waffenstillstand und dieser Friedensschluß kamen indeß dem allgemeinen Friedenswerke in Osnabrück und Münster nicht zu gute, denn wie Frankreich früher zum Frieden geneigt gewesen war, da seine Sache besser stand

als die schwedische, eben deshalb aber Schweden den Frieden nicht wollte, so wollte wieder jetzt, als die schwedische Sache besser stand, Frankreich den Frieden nicht, denn jeder dieser beiden Raubstaaten wollte einen größern Theil der deutschen Beute an sich reißen. Der alte Richelieu starb 1642 und sein König Ludwig XIII. 1643. Für den jungen Ludwig XIV. übernahm Cardinal Mazarin die Regierung und setzte nicht nur Richelieus bisherige Politik gegen Deutschland fort, sondern war auch entschlossen, jetzt erst eigentlich den Krieg anzufangen, wenigstens hatte Frankreich bisher nur fremde Söldner bezahlt, aber noch kein großes französisches Nationalheer über den Rhein geschickt. Nach so großen Erfolgen, wie sie Torstenson mit verhältnißmäßig wenig Truppen erfochten hatte, durfte Mazarin hoffen, größere französische Heere würden in Deutschland noch viel mehr ausrichten. Deshalb wollte er jetzt noch keinen Frieden und stürzte Deutschland in den alten Jammer zurück.

Der kriegerische und eifrig katholische Herzog Karl von Lothringen hätte als der Vorkämpfer Deutschlands im Westen eine größere Rolle spielen können, wenn nicht auch er in den Lastern der Zeit befangen gewesen wäre. Er haßte seine Gemahlin Nicolea (eine Muhme von ihm, durch die er in den Besitz des Herzogthums gekommen war) und lebte mit seiner Maitresse, einer Frau von Castecroir in Bigamie. Beide Linien des Hauses Habsburg mißbilligten das, weshalb er 1641 zu Frankreich übertrat, in der Hoffnung, Richelieu werde ihm die Scheidungserlaubniß vom Papst auswirken. Erst als er dieselbe doch nicht erhielt, trat er wieder zur kaiserlichen Partei über. Da er nun aber nur einen illegitimen Sohn (einen Grafen von Vaudemont) hatte, so beabsichtigte Richelieu, der Nicolea Schwester Claudia mit einem französischen Prinzen zu vermählen, um Lothringen an Frankreich zu bringen. Aber Karls jüngerer Bruder Franz, den man zum Cardinal gemacht hatte, warf das geistliche Gewand von sich und vermählte sich feierlich mit Claudia, die ihn liebte. Zwar ließ ihn Richelieu gefangen setzen, aber als Page verkleidet schlich sich Claudia zu ihm und entführte ihn glücklich. Aus ihrer Ehe stammt die jetzt in Oesterreich regierende Dynastie.

2.

Die Franzosen in Deutschland.

Da die Spanier erschlafften, kam eine Theilung der spanischen Niederlande zwischen Frankreich und Holland zur Sprache, aber die Generalstaaten selbst waren dagegen, weil Amsterdam die Concurrenz Antwerpens besorgte, wenn beide Städte holländisch würden. Nun entstand in den Niederlanden selbst eine deutsche Partei, welche sich von Spanien losreißen und an Deutschland anschließen wollte. Zu ihr gehörte der gelehrte Jansen, Stifter des jesuitenfeindlichen Jansenismus, der später in Frankreich eine große Rolle spielte, und Heinrich von Berg, spanischer General und Verwüster der Welau, der seinem König untreu ein Heer der unabhängigen katholischen Niederlande bildete, aber keine ausreichende Unterstützung fand, worauf sein Heer holländischen Sold nahm. Nun schienen die Niederlande verloren, die Holländer nahmen Breda wieder, die Franzosen Alain. Nach dem Siege bei Nördlingen aber kam Piccolomini und stellte das spanische Ansehen wieder her. Ein holländischer Angriff auf Antwerpen wurde 1637 abgewiesen, ein großer Sieg von Piccolomini bei Thionville 1639 erfochten. In den nächsten Jahren schützte Johann de Werth die Niederlande. Erst 1643 erfochten die Franzosen wieder einen Sieg bei Rocroy unter dem jungen Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen von Condé (und später selbst der große Condé genannt). — Auch zur See wurde gekämpft, aber von Seite der Spanier immer unglücklich. Die Holländer entfalteten damals die ganze Stärke ihrer Marine. Admiral Peter Hein nahm 1628 die spanische Silberflotte, die aus Amerika kam, weg; 1631 wurde die ganze spanische Flotte unter Johann von Nassau am Ausfluß der Schelde wieder genommen; 1639 erfocht der holländische Admiral Tromp einen glänzenden Seesieg über die Spanier bei Dover.

In Frankreich selbst erhob sich eine dem Cardinal Richelieu feindliche Partei, um ihn zu stürzen, an deren Spitze Ludwigs XIII.

Gemahlin und der Graf von Soissons standen. Der kaiserliche General Lamboi verfehlte nicht, Vortheil davon zu ziehen, unterstützte die Opposition in Frankreich und erfocht 1641 über die königlichen Truppen einen Sieg bei Sedan, Soissons aber kam im Kampf um, weshalb das Unternehmen stockte. Guebriant eilte herbei und siegte über Lamboi bei Krempen. Erst Johann de Werth erschien wieder als Retter der katholischen Partei in Köln. Nun fiel Guebriant, um ihn zur Umkehr zu zwingen, in Bayern selbst ein, wurde aber von Mercy, dem Werth zu Hülfe eilte, an den Rhein zurückgejagt. Durch diese Heerzüge wurde Schwaben vollends zur Wüste gemacht, 1642.

Mittlerweile war der alte Richelieu gestorben und sein Nachfolger Cardinal Mazarin brachte neues Leben in den Krieg, indem er das erste nationalfranzösische Heer, wenn auch noch von einem Deutschen, dem Holsteiner Grafen Ranzau, geführt, über den Rhein schickte. Ranzau war einer der schönsten Männer seiner Zeit, aber durch Schlachten und Duelle so zugerichtet, daß er von allen Gliedern, die der Mensch zweimal hat, nur noch eines übrig hatte. Mit ihm verbunden begann Guebriant 1643 die feste Stadt Rottweil im Schwarzwald zu belagern und wurde tödtlich verwundet, aber die Stadt fiel durch Verrath. Die Vorhut der Weimaraner wurde in Geislingen von Spork überfallen und übel zugerichtet. Die Weimaraner und Franzosen, von Ranzau befehligt, wollten in Schwaben überwintern und nahmen ihr Hauptquartier in Tuttlingen. Da beschloß Mercy, den nicht nur Johann de Werth und Karl von Lothringen zu diesem Zweck unterstützten, sondern dem auch Hatzfeld in Person zuzog, die ganze französische Streitmacht in Deutschland mit einem Schlage zu vernichten. In aller Stille zogen die Bayern, Johann von Werth voran, die Donau aufwärts, und am 25. November 1643, bei dichtem Schneegestöber, drangen sie so schnell in Tuttlingen ein, daß sie sich im Mittelpunkt der Stadt und der ganzen feindlichen Stellung befanden, ehe der Feind es hindern konnte. Nun griffen sie die außerhalb der Stadt gelagerten Franzosen von hinten an, während Hatzfeld, der die Stadt umgangen hatte, die Flucht von der andern Seite hemmte. Ranzau und

die Blüthe des französischen Adels wurden gefangen. Nur die deutschen Reiter unter Rosen entkamen, der auch den kranken Taupadel aus Rottweil flüchtete. In dieser Stadt war am Abend vor der Schlacht auch Guebriant an seiner Wunde gestorben, das Unglück der Seinen vorahnend. Der geniale Mercy verfolgte seinen Weg und säuberte Schwaben vom Feinde, konnte aber Hohentwiel nicht einnehmen, welches Wiederhold immer noch festhielt.

Die geflüchteten Weimaraner schlugen sich in Burgund mit den Bauern um Lebensmittel herum. Erst im Sommer 1644 erschien Turenne, der wie Guebriant unter Bernhard von Weimar den Krieg gelernt hatte, an der Spitze eines neuen französischen Heeres, um Freiburg im Breisgau zu entsetzen, welches Mercy belagerte, wagte aber nicht, den gefürchteten Mercy anzugreifen, bis der Herzog von Enghien ihm mit einem zweiten Heere zu Hülfe kam. Die Franzosen griffen nun an und erlitten eine blutige Niederlage. Wenig Ehre macht dem großen Condé (Enghien) das frivole Wort, was er damals hinwarf: „Unser Verlust hat nichts zu bedeuten, denn in Paris werden in einer Nacht wieder so viele Menschen gezeugt, als hier gefallen sind.“ Mercy, obgleich Sieger, mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln zurückziehen. Johann de Werth nahm Mannheim und Höchst und behauptete die Bergstraße, während die Franzosen sich am Oberrhein setzten. Im Jahr 1645 zog zwar Johann de Werth nach Böhmen ab, um Hatzfeld zu unterstützen, Turenne aber benutzte seine Abwesenheit nicht, sondern griff Mercy erst im Mai an, als Werth schon wieder zurück war. Diese Zögerungen, die sich damals bei allen Kriegsparteien wiederholten, erklären sich theils aus der immer zunehmenden Schwierigkeit, Armeen in verödeten Ländern zu unterhalten, theils aus dem wechselnden Gange der Friedensverhandlungen. Turennes Angriff wurde abermals von dem unvergleichlichen Mercy in einem nur einstündigen Kampfe bei Herbsthausen unweit von Mergentheim total abgeschlagen. Viele Franzosen ertranken bei Wertheim im Maine, viele andere wurden im Spessart und Odenwalde von den Bauern erschlagen. Nun aber kam Enghien mit einem neuen großen französischen Heere an, noch verstärkt durch

die Hessen unter General Geis. Mercy wurde nur von dem kurkölnischen General Geleen unterstützt und sein Heer war viel kleiner als das französische. Dennoch, als ihn Enghien am 3. August bei Allerheim im Ries angriff, schlug er denselben wieder zurück, wurde aber von einer Kugel getödtet. Zugleich jagte Johann de Werth mit seinen Reitern die französische Reiterei in wilde Flucht und nahm ihren Anführer Grammont gefangen. Aber die Hessen stellten die Schlacht her, indem sie das durch Mercys Tod bestürzte bayrische Fußvolk angriffen und zurückwarfen. Geleen wollte helfen und wurde gefangen. Johann de Werth kam zu spät zurück, um den Sieg der Bayern herzustellen. So wurde die Schlacht auf beiden Seiten gewonnen und verloren.

In demselben Monat August 1645 war der sächsische Kurfürst vom Kaiser abgefallen und hoffte durch schwedische Gunst beim allgemeinen Frieden bessere Bedingungen für sich herauszuschlagen. Dieses Beispiel ahmte nun der bayrische Kurfürst nach, sofern er durch die französische Gunst am Ende mehr zu gewinnen hoffen durfte, als durch die Treue, mit der er bisher an der Seite des Kaisers verharrt hatte. Während noch seine Bayern unter Mercy und Johann de Werth ihr Blut zu ihrem unsterblichen Ruhm für die deutsche Sache vergossen, stand Maximilian schon in eifriger Correspondenz mit Frankreich. Der Kaiser war damals so ohnmächtig, daß er den Bayern nur 5000 Mann zu Hülfe schicken konnte. Daraus erklärt sich, warum Grammont von Maximilian aufs ehrenvollste empfangen, gegen Geleen ausgewechselt und mit Freundschaftsversicherungen nach Paris geschickt wurde, und warum von nun an der Kampf zwischen Bayern und Frankreich aufhörte. Enghien und Turenne gingen zurück; über die Bayern setzte Max nicht den siegreichen Johann de Werth, sondern den besiegten Geleen, weil der erstere zu kaiserlich gesinnt war.

Im Jahr 1646 kam wieder eine Vereinigung der beiden dem deutschen Reiche so verderblichen Hauptarmeen, der französischen unter Turenne und der schwedischen unter Wrangel zu Stande. Hierauf vereinigten sich auch die Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold wieder

mit den Liguisten unter Geleen im Hessischen und beide Heere lagerten einander gegenüber. Aber es kam zu keiner Entscheidungsschlacht, weil Geleen vom Kurfürsten Max geheimen Befehl hatte, nicht anzugreifen. Hunger und Seuchen zwangen nun den Erzherzog, sich zurückzuziehen, aber Wrangel und Turenne gewannen ihm die rechte Flanke ab und drängten ihn nach Schwaben hinein, so daß ihnen das Bayerland unvertheidigt offen lag. Das diente nun dem alten Max zum Vorwand, um förmlich zu Frankreich überzutreten. Daß ihn der Kaiser nicht geschützt habe und daß er nicht abermals Bayern vom Feinde habe wollen verheeren lassen, mußte ihn entschuldigen, als er im November 1646 zu Ulm seinen Frieden mit Frankreich schloß. Dieser Abfall des Bayern vom Kaiser und Reiche war noch schmählicher als der des Sachsen und Brandenburgers, weil er mehr Ehre zu verlieren hatte, als jene. Das hatten die braven Bayern, die mehr als alle andern deutschen Volksstämme zur Erhaltung des deutschen Reichs und der deutschen Nationalehre geleistet hatten, wahrlich nicht verdient, daß auch ihr Kurfürst jetzt die deutsche Sache aufgab und dem Reichsfeind an die Hand ging. Es wurde auch tief empfunden. Geleen, den der Kurfürst mißbraucht hatte, dankte voll Unwillen ab. Johann de Werth konnte sich nicht darein finden, jetzt an der Seite derselben Franzosen fechten zu sollen, die er so oft geschlagen hatte, und glaubte vollkommen in seinem Recht zu seyn, wenn er die ganze bayrische Armee zum Kaiser hinüberführe, weil sie dem Kaiser und Reich verpflichtet sey. Aber die Bayern blieben ihrem Stammfürsten gehorsam und dem edlen Johann de Werth folgten nur 9 Regimenter und auch diese verließen ihn, so daß ihm nur Spork mit wenigen Reitern blieb und sie sich nur durch einen schnellen Ritt nach Böhmen retten konnten. Der Kaiser nahm ihn in seine Dienste und rechtfertigte ihn, als der seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich redlich nachgekommen sey.

Niemals vorher war Deutschland in einer schmählicheren Lage gewesen, da zwei siegreiche Feinde mitten im Reiche standen und alle deutschen Fürsten mehr oder weniger gemeine Sache mit ihnen gemacht hatten, der Kaiser aber besiegt und völlig isolirt war.

3.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Man begreift nicht recht, warum Wrangel und Turenne nicht jetzt schon gegen Wien vorrückten, um den Kaiser zu einem schimpflichen Frieden zu zwingen, bevor er neue Rüstungen machen konnte. Vielleicht geschah es nur der Lebensmittel wegen, daß Wrangel mit dem schwedischen Heere im Winter auf 1647 ins Allgäu zog, wo ihm zu Kempten und in der bregenzer Klause das Landvolk einen wüthenden Widerstand entgegen setzte. Turenne mit der französischen Armee lag im Darmstädtischen und verheerte dieses Land mit Mord und Brand, weil der Fürst desselben, Landgraf Georg, der einzige und letzte Reichsfürst war, der dem Kaiser noch treu blieb. Unterdeß entwickelte Piccolomini in den Niederlanden wieder eine größere Thätigkeit und machte sogar einen Einfall in Frankreich, wodurch Turenne zum Rückzug über den Rhein genöthigt wurde. Die Weimaraner wollten ihm nicht nach Frankreich folgen, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet hielten. Nachdem er sie vergeblich gebeten hatte, setzte er ihnen nach, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, 2000 deutsche Reiter aber, von Wilhelm Hempel geführt, entkamen ihm und gingen zu den Schweden über.

Jetzt erst griff Wrangel im Sommer 1647 die kaiserlichen Erblande an und eroberte Eger. Ferdinand III. machte den Melander von Holzapfel, der voll Unwillen über Amaliens undeutsche Politik den hessischen Dienst verlassen hatte, zum Generalissimus seiner Truppen und zog mit ihm und Johann de Werth vor Eger. Allein es kam hier nur zu blutigen Gefechten, zu keiner Hauptschlacht. Man lagerte sich gegenüber und manövrirte sich nach Bayern hinein. Dadurch gewann der Kaiser wenigstens, daß sich im September der alte Max wieder für ihn erklärte. Offen mit dem Reichsfeinde mochte er doch gegen den Kaiser nicht kämpfen; blieb er aber neutral und unthätig, wer sollte dann beim Friedenscongreß seine Interessen be-

achten? Doch auch jetzt noch blieb seine Politik zweideutig und perfid, denn obgleich er sein Heer unter dem neuen General Gronsfeld zu den Kaiserlichen stoßen ließ, gab er ihm doch den geheimen Befehl, jedem Kampf mit den Franzosen auszuweichen, weil er immer noch mit Mazarin vertraulich correspondirte. Auch mußte ihm der Kaiser den rechtschaffenen Johann de Werth zum Opfer bringen und verabschieden, denn ein deutscher Fürst, der sich mit einer fremden Macht gegen sein deutsches Vaterland verbindet, kann keinen Patrioten leiden. Wrangel zog nun wieder den kürzern und wurde von den Kaiserlichen und Bayern bis an die Weser verfolgt. Weiter aber durften die Bayern nicht gehen, weil Mazarin es dem Kurfürsten Max so vorschrieb. Holzapfel konnte nun auch weiter nichts thun, als Rache an der hessischen Landgräfin nehmen und den Landgrafen Georg gegen sie schützen.

Im nächsten Frühjahr 1648 kam Turenne, nachdem Piccolomini zurückgegangen war, abermals mit Heeresmacht nach Deutschland, um mit den Schweden vereinigt die immer mehr geschwächte kaiserliche Macht vollends niederzuwerfen ohne Rücksicht auf Bayern, welches nur zu viele Rücksicht auf Frankreich genommen hatte. Holzapfel war zu schwach, um ihre Vereinigung zu hindern, und stellte sich ihnen auch an der bayrischen Grenze in Gemeinschaft mit Gronsfeld vergebens entgegen, denn er wurde bei Zusmarshausen besiegt und fand in der Schlacht den Tod, am 17. Mai. Gronsfeld wurde vor ein Kriegsgericht gestellt als schuldig am Verlust der Schlacht, rechtfertigte sich aber durch die zweideutigen Instructionen des Kurfürsten Max. Die Sieger wälzten sich nun über Bayern und Turenne wetteiferte mit Wrangel, es zu verheeren ohne Rücksicht auf die halbfranzösische Politik des Kurfürsten. Ein schwedisches Corps unter Königsmark fiel zugleich in Böhmen ein und die Hessen unter Geis schlugen ein kaiserliches Corps unter Lamboi. Auch in den Niederlanden erfocht der große Condé einen Sieg über die Spanier bei Lens. So erlebte der Kaiser Schlag auf Schlag nur Niederlagen und sahe Wien von Böhmen und Bayern her nahe bedroht. In dieser Bedrängniß rief er wieder Piccolomini und Johann de

Werth an die Spitze seiner Truppen, während Enkevort von Maximilian an die Spitze der bayrischen gestellt wurde. Wrangel wollte unter Begünstigung einer neuen Empörung in Oberösterreich nach Wien vordringen, aber es war schon spät im Herbst und der Inn so angeschwollen, daß er nicht hinüber konnte. Er blieb nun einstweilen in Bayern und da er erfuhr, daß sich bei Dachau noch ein geschontes Hirschgehege befinde, lud er Turenne am 6. October zu einer großen Jagdpartie ein. Johann de Werth erfuhr es, überfiel die Regimenter, die jene zu ihrem Schutze aufgestellt hatten, erbeutete 800 Pferde und verfolgte die Jagenden so hitzig, daß sie nur durch einen Zufall entkamen, indem ihnen ein Hirsch, den sie selbst jagten, eine Furth durch die Sümpfe zeigte. Wrangel verlor auf dieser Flucht seinen Degen, ließ aber zur Rache 20 bayrische Dörfer in Brand stecken.

Unterdeß war Königsmark rasch vor Prag gerückt, hatte die Neustadt durch Verrath und Ueberraschung erobert und machte darin große Beute. Im Palast des Grafen Colloredo, der die Altstadt noch immer ritterlich vertheidigte, fanden die Schweden zwölf Tonnen Goldes. Damals wurde auch die berühmte Bibel des Ulfilas aus Prag geraubt und nach Schweden gebracht, wo sie sich noch jetzt befindet. Auch die von Kaiser Rudolf II. zusammengebrachte kostbare Gemäldegalerie wurde geplündert. Die herrlichsten Bilder von Correggio kamen nach Stockholm, wo die junge Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, sich das kindische Vergnügen machte, die schönsten Köpfe auszuschneiden und auf Tapeten zu kleben. Der Rest dieser unschätzbaren Sammlung, der noch 250 Gemälde umfaßte, kam später nach Paris in die Galerie Orleans. — Während Königsmark immer noch vergebens die Altstadt von Prag angriff, brachte ihm der zum Generalissimus der schwedischen Kriegsmacht ernannte Pfalzgraf Karl Gustav, den viele schon als Christinens Verlobten und künftigen König von Schweden ansahen, neue Verstärkungen und wollte eben die Hauptstadt stürmen.

Da flogen Trompeter durch das ganze Reich, und kündeten allen Heeren, allen belagerten Städten, den zitternden Fürsten, dem

thränenbleichen Volk und den Ruinen und Gräbern endlich Frieden an. Die wilde Soldateska stutzte und brach dann in die gräßlichste Wuth aus. Wie, erst dreißig Jahre? und wir sollten schon aufhören zu rauben, zu schänden, zu sengen und zu brennen? Wrangel warf zu Feuchtwangen vor Zorn seinen Generalshut zur Erde und befahl, auf dem Rückmarsch noch einmal alle Furien des Kriegs loszulassen. Ueberall, wo die Schweden nach dem Friedensschlusse abziehen mußten, zerschlugen und zerhieben und verwüsteten sie alles, was noch ganz war und verbrannten muthwillig die Dörfer, um, wie Logau sagte, gleich dem Teufel, wenn er endlich entweicht, wenigstens noch einen höllischen Gestank zurückzulassen. Selbst Städte entgingen diesem Schicksal nicht. Die freundliche Stadt Liegnitz in Schlesien wurde beim Abzug der Schweden in Brand gesteckt, und die benachbarte Stadt Jauer erlitt dasselbe Schicksal durch die Kaiserlichen. Diese unglückliche Stadt mag als ein Beispiel dienen, was während des dreißigjährigen Krieges die Bürger zu leiden hatten. Sie wurde nämlich heimgesucht 1621 von den Truppen des Markgrafen Georg von Brandenburg und von den Sachsen, 1622 von dem Seligmacher Dohna mit den lichtensteinischen Dragonern, 1626 von Wallenstein, 1629 von den Lichtensteinern, 1632 von den Sachsen, 1633 von der Pest, an der 1000 Einwohner starben, und von einer kaiserlichen Plünderung, 1635 von einer schwedischen Plünderung, 1640 abermals von einer schwedischen Plünderung und von einer Erstürmung durch die Kaiserlichen, 1642 von einer Eroberung durch die Schweden unter Torstenson, 1643 von den Kaiserlichen und von einer Hungersnoth, 1644 von den Schweden, endlich 1648 vom Brande, der sie ganz zerstörte.

Die Franzosen betrugen sich beim Abzug aus Deutschland nicht um ein Haar besser als die Schweden. Sie schonten nicht einmal katholische Orte, verbrannten das große Benedictinerkloster Neresheim und die katholische Reichsstadt Weil. Im Schwarzwald und Elsaß bewaffneten sich die Bauern gegen die französischen Plünderer, die endlich abzogen.

Auch nach dem Frieden blieb Deutschland noch lange eine Wüste.

Als Abt Meinrad von Neresheim, welcher 1648 beim Brande seines Klosters von den Franzosen mißhandelt und verwundet worden war, dann ein Jahr lang gebettelt hatte, 1649 wieder zurückkehrte, fand er die ganze Gegend von Neresheim ausgestorben, alle Dörfer in Asche gelegt und auf viele Meilen weit keine menschliche Seele. Um nicht Hungers zu sterben, mußte er vom Aase todter Thiere essen. Und so sah es leider überall in Deutschland aus. Im Herzogthum Württemberg blieben nur noch 48,000 Seelen übrig, am weinreichen Neckar waren fast alle Reben ausgerottet. Die Stadt Berlin, die doch verhältnißmäßig geschont geblieben war, zählte nur noch 300 Bürger. In Pommern verschwanden eine Menge Dörfer und wurden nie wieder aufgebaut. Es brauchte viele Jahre, ehe sich Deutschland nur einigermaßen wieder erholte. Betkius schreibt in seinem excidium Germaniae: „Ihr wisset, wie über euch fliegende Drachen, giftige Scorpionen, zerreißende Bären und Löwen kommen sind, die eure Städte ausgebrannt, eure Schätze mit großen Schlagfässern aus euren Landen geführt; eure Erndten, Brodkern, Ochsen, Schafe und Viehe vor euren Augen verzehret: viel tausend Bürger und Bauern ins Wasser gejagt, in den Wäldern zu todte gemartert, aufgeschnitten und das Herz aus dem Leibe genommen, Ohren, Nasen und Zungen abgeschnitten, und die Fußsohlen eröffnet; unflätige Getränke eingegeben und dadurch zu todte gemartert; Weiber und zarte Mägdelein zu todte geschändet, und so barbarisch gehaust, daß aller Menschen Sinne es nicht begreifen mögen. Wie jämmerlich stehen eure großen Städte? Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken; da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesperr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführet, zu Cloaken, zu Pferdeställen, Marketender-Häusern und Hurenwinkeln gemacht, und auf den Altären ihren Mist gelegt. — Ach Gott! wie jämmerlich stehets auf den Dörfern? Man wandert bei 10 Meilen, und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Oertern ein

alter Mann und Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und untereinander von der Pest und Hunger erwürget, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch ihr Städte, wie viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich untereinander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen; daß viele vor den Thüren nur um einen Hund und Katze gebettelt; daß die Armen in den Schindergruben Stücke vom Aaß geschnitten, die Knochen zerschlagen, und mit dem Marke das Fleisch gekocht, das oft voll Würmer gewesen." Dann mit einem Hinblick auf die deutschen Höfe, die mitten im allgemeinen Jammer schon anfingen, die Ueppigkeit des Pariser Hofes nachzuahmen, fährt der zürnende Patriot fort: „Teutschland liegt im Kothe, Schmach, Jammer, Armuth und Herzenleide bis über die Ohren: Stehet unter dem Bann und Fluche Gottes, wegen aller begangenen Greuel, Weiberschändungen, Fluchen, Lästern und Blutvergießen; die viel Tausend mal Tausend arme junge Seelen, so unschuldig bei höchster Unwissenheit in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Rechtschuldigen, die es verursacht, sitzen in stolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gastereien und Wohlleben."

4.

Der westphälische Frieden.

Der schon lange vorbereitete und am 10. April 1645 wirklich eröffnete Friedenscongreß hatte sich von Anfang an getheilt, in Osna-

brück nämlich wurde mit Schweden, in Münster mit Frankreich unterhandelt. Der Abschluß des Friedens wurde nur durch den Wunsch der kriegführenden Parteien, erst noch im Felde einen Vortheil zu erkämpfen, und insbesondere noch durch die Eifersucht zwischen Schweden und Frankreich verhindert, weil jede dieser beiden Mächte durch ihre Armee immer neue und größere Siege erringen wollte, um den Frieden in ihrem Interesse dictiren zu können. Wenn man liest, wie anfangs der Kaiser, so lange er noch Glück im Felde hatte, zögerte, wie der französische und schwedische Gesandte beim Congreß über ein Jahr auf sich warten ließen und wie nachher die Bevollmächtigten in Osnabrück und Münster um den Titel, um den Vortritt und Vorsitz, um die Ehre der ersten Begrüßung 2c. Monate, Jahre lang stritten, so war das keineswegs bloße Pedanterei, sondern nur ein Vorwand der Verzögerungen. Es war Politik der kriegführenden Mächte, mit solchen Kleinigkeiten die Unterhandlungen so oft und so lange aufzuhalten, als sie einen neuen Erfolg von ihren Generalen erwarteten. Uebrigens unterhandelte das Reich nur dem Namen nach, in Wirklichkeit entschied das Sonderinteresse der Fürsten. Es war dem kaiserlichen Gesandten auf dem Congreß, die Gesandten der deutschen Fürsten für eine gemeinsame deutsche Reichspolitik zu gewinnen und patriotisch zu einigen unmöglich, weil sowohl der bayrische als der sächsische Kurfürst, von den andern deutschen Fürsten zu geschweigen, lieber der französischen und schwedischen Politik dienten, als der kaiserlichen, und mit Hülfe des Auslandes ihre dynastischen Interessen gerade auf Kosten des Kaisers und des Reiches fördern wollten. Denn was ihnen der Kaiser nie zugestehen konnte, Beraubung ihrer deutschen Nachbarn und Souveränetät, das wurde ihnen von Frankreich und Schweden gern zugestanden.

Wassenberg, ein guter Patriot, suchte damals dem gesammten deutschen Volke sein wahres Interesse klar zu machen, und schrieb ein Buch, in welchem er die Deutschen aufforderte, alle zusammenzustehen und die Fremden hinauszuwerfen. Allein das blieb ein frommer Wunsch und wurde nicht beachtet. Viel mehr Glück hatte Chem=

nitz, der oben schon genannte, den Schweden verkaufte Deutsche, der unter dem Namen Hippolytus a lapide ein Buch schrieb, worin er die deutsche Reichsverfassung dem Spotte preisgab und als ein gänzlich veraltetes und lächerlich gewordenes Ding bezeichnete. In der Wirklichkeit gebe es, so behauptete er, gar keine deutsche Nation, noch ein einiges Reich derselben, sondern nur Volksstämme und Dynastien mit den verschiedenartigsten Interessen. Daß diese Interessen direct dahin gerichtet seyn könnten, einen deutschen Volksstamm von den übrigen vollkommen zu trennen und abzulösen, bewiesen die Schweizer und Holländer. Mit demselben Rechte könnten auch andere Theile des s. g. Reichs abgelöst werden. Indem Chemnitz damit den Raub deutscher Provinzen durch die Schweden und Franzosen beschönigte, vergaß er nicht, den deutschen Fürsten zu schmeicheln, und erkannte ihnen das Recht, ihr Sonderinteresse über das des Reiches zu stellen, und die Souveränetät zu. Damit sprach er aus, was die damaligen Machthaber wirklich wollten, und dagegen konnte weder der besiegte Kaiser, noch der arme Wassenberg aufkommen. Die deutsche Nation, um deren Existenz es sich handelte, schien in der That nicht mehr vorhanden zu seyn und Chemnitz vollkommen recht zu haben.

Das Schicksal unseres großen Vaterlandes lag jetzt in den Händen des aller Scham entblößten französischen Gesandten Avaur, der es noch als Großmuth angesehen wissen wollte, daß Frankreich nicht das ganze linke Rheinufer behielt, und des Schweden Salvius, der immer fürchtete, von diesem seinem Hauptnebenbuhler überlistet zu werden, und daher in frechen Forderungen mit ihm wetteiferte. Dem erstern zur Seite stand Servien, dem letztern Johann Oxenstierna, des großen Kanzlers Sohn. Nur Graf Trautmannsdorf, ein großer, häßlicher, aber ernster und würdevoller Mann, des Kaisers Gesandter, leistete ihnen langen und festen Widerstand und brachte sie wenigstens von ihren gröbsten Forderungen zurück. Ihm zur Seite stand der schlaue Volmar, ein wieder katholisch gewordener Württemberger. Der Holländer Paw sorgte trefflich nur für sein Land. Eben so alle andern Gesandten, denen es nirgends um das große Ganze des deutschen Vaterlandes, sondern

nur um die Rettung oder Gewinnung kleiner Länderfetzen aus der großen Beute zu thun war.

Also wurde das Elend des Krieges durch die Schande des Friedens wo möglich noch überboten. In derselben Gegend von Westphalen, wo Arnim einst die römischen Legionen geschlagen hatte, bog jetzt Deutschland seinen Nacken unter das fremde Joch. Zu Münster schloß Spanien mit Holland Frieden. Die Lostrennung Hollands vom deutschen Reiche wurde anerkannt und Deutschland verlor dadurch nicht nur seine wichtigste Küste, die erste Bedingung einer nationalen Marine, sondern auch die freie Rheinschiffahrt, womit der Ruin aller Rheinstädte entschieden war. In gleicher Weise wurde die Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche jetzt erst feierlich ausgesprochen. Zu Münster schloß auch das Reich mit Frankreich ab und mußte demselben das ganze Elsaß einräumen mit einziger Ausnahme der Reichsstädte, namentlich Straßburgs, und der reichsritterschaftlichen Besitzungen. Ferner behielten die Franzosen die Festungen Breisach und Philippsburg, die Schlüssel zu Oberdeutschland. Durch diese Thore konnten jeden Augenblick wieder französische Heere hereinziehen, die kleinen Fürsten Süddeutschlands hatten keine Schutzwehr mehr gegen sie und kamen unter französischen Einfluß. — In Osnabrück schloß das Reich mit Schweden ab, und mußte demselben Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern, die Insel Rügen, die Städte Stralsund und Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden, also die wichtigsten Nordküsten des Reichs abtreten und außerdem noch fünf Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen.

Was von dem also zerrissenen Reiche noch übrig blieb, hielt in den alten Formen nur noch kümmerlich zusammen. Das kaiserliche Ansehen verlor alle Bedeutung. Alle Glieder des Reichs wurden damals schon souverain, denn sie erhielten das Recht, Krieg zu führen und Bündnisse zu schließen, mit wem sie wollten, und der Zusatz „nur nicht gegen das Reich“ war eine leere Formel. Während des langen Krieges und unter dem Druck der Fürsten und ihrer Heere waren die ständischen Rechte mit Füßen getreten worden. Die Für-

sten erlangten immer mehr unumschränkte Gewalt im Innern. Auch in den Städten hörte mit dem Wohlstand die bürgerliche Freiheit auf und machte einem engherzigen Familienregiment der Magistrate Platz. Da so lange Zeit in Deutschland fast niemand seines Eigenthums und Lebens mehr sicher gewesen war, herrschten überall Kleinmuth und Verzagtheit vor und die Nation unterzog sich geduldig allem, was ihre Fürsten und Obrigkeiten ihr vorschrieben. Die Nation sollte sich ihrer selbst nie wieder bewußt werden und die deutschen Fürsten waren desfalls mit dem Ausland völlig einverstanden. Deshalb sang damals der edle Logau:

> Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
> Bevor sie Deutschland konnten recht in sich selbst vergraben,
> Jetzt sind sie doppelt sorgsam, den Körper zu verwahren,
> Damit nicht neue Geister in solchen etwa fahren.

Die Religionsparteien wurden auf gleichen Fuß gestellt, das Reichskammergericht zu gleichen Theilen von Katholiken und Protestanten besetzt. Bayern behielt seine Kur und die Oberpfalz, aber des vertriebenen Böhmenkönigs Sohn Karl Ludwig erhielt die rheinische Pfalz mit der Kurwürde zurück, theils damit die Protestanten nicht um eine Kurstimme zu kurz kämen, theils im Interesse des Hauses Habsburg, welches den Zwiespalt im Hause Wittelsbach gern verewigen wollte. In Bezug auf das noch immer strittige Kirchengut wurde im westphälischen Frieden vom Restitutionsedict Umgang genommen und zum Vortheil der Protestanten, die in dem großen Kriege zuletzt entschieden das Uebergewicht erhalten hatten, das Jahr 1624 als das Normaljahr für alle Säcularisationen festgestellt, also daß den protestantischen Fürsten alle Bisthümer blieben, welche sie damals, kurz vor dem Restitutionsedict inne gehabt hatten. In Norddeutschland blieben nur das Erzbisthum Köln und die Bisthümer Münster und Hildesheim katholisch. Brandenburg erhielt Hinterpommern (was Schweden übrig gelassen), das Erzbisthum Magdeburg (außer vier Aemtern, die an Sachsen fielen), die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin. Mecklenburg bekam die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Braunschweig das Bisthum Os-

nabrück, jedoch unter der seltsamen Bedingung, daß hier je ein katholischer Bischof mit einem lutherischen Prinzen des Hauses abwechseln solle. Der Papst erklärte sich heftig gegen die Säkularisationen. Innocenz X. erließ eine eigene Bulle gegen den westphälischen Frieden. Da indeß der Religionseifer auch bei den Katholiken erkaltet war, so ließen sich die Fürsten gänzlich von der Politik beherrschen, und durch sie verlor der Papst nach der Reformation eben so viel, als während der Reformation durch den Religionseifer. Sein Ansehen sank wie das des Kaisers zu einem Schatten herab.

Bei allem Unglück war es immer noch ein Glück für Deutschland, daß sich wenigstens die Türken nicht auch noch in unsere Angelegenheiten mischten. Sie hielten den mit dem Kaiser eingegangenen Frieden. Sultan Murad IV., der 1640 starb, war mit Persien im Kriege und sein Nachfolger Ibrahim ein fauler Wollüstling.

Als im Jahr 1650 zu Nürnberg ein kaiserlicher Commissär die letzte Ausgleichung der Parteien und ihrer Forderungen betrieb, am 16. Juni der definitive Executions-Hauptreceß erlassen wurde und endlich die Friedenssonne heiter aus den langen Nebeln aufstieg, ritten die Nürnberger Knaben im langen Zuge auf Steckenpferden herbei, um dem grauen Verräther Octavio Piccolomini — denn das war der Commissär — ihren heitern Gruß zu bringen, was durch eine Denkmünze verewigt wurde. Deutschland hatte alles verloren, nur nicht seine Jugend, seine Zukunft. — Der fromme lutherische Liederdichter Paul Gerhard aber sang:

Gott lob, nun ist erschollen
Das edle Fried' und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder,
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

5.

Die Barbarei im Gefolge des Krieges.

Nach dreißig Jahren voll Schlachten, Brand, Mord und Seuchen, sah sich Deutschland nicht mehr ähnlich. Verhungerte Bauern, feige Bürger, lüderliche Soldaten, grollende Pfaffen, mattherzige Höflinge waren der Rest des großen Geschlechts, das untergegangen. Auch der letzten Reste politischer Freiheit ging das deutsche Volk in jener Kriegszeit verlustig. Die Landstände verloren überall ihre Bedeutung. Die Reichsstädte fristeten ein unmächtiges Daseyn fort.

Die Volkssprache nahm von den vielen fremden Soldaten eine unglaubliche Menge spanische, italienische, französische Wörter an, und dieser Mischmasch wurde so sehr Mode, daß man es für die höchste Eleganz hielt, so viel als möglich ausländische Wörter mit deutschen Endungen zu gebrauchen. Eben so buntscheckig ahmte man die fremden Trachten nach. Wenn man die ganze Verwilderung im damaligen Deutschland kennen lernen will, muß man den berühmten Roman „Abenteuerlicher Simplicissimus" lesen, den ein Zeitgenosse, der Straßburgische Amtschultheiß zu Renchen, Christoph von Grimelshausen, geschrieben hat. Der Held dieses Romans macht alle Leiden und Laster des großen Krieges in den abenteuerlichsten Situationen mit und man erblickt die damaligen deutschen Zustände wie in einem treuen Spiegel.

Das deutsche Reich hielt dem Namen nach noch zusammen, aber nur noch als eine unbehülfliche Maschine. Auf dem Reichstage tagten neben den Kurfürsten und Fürsten vier Grafenbänke (eine schwäbische, wetterauische, fränkische und westphälische), zwei Prälatenbänke (eine schwäbische und rheinische), zwei Bänke der Reichsstädte. Die schwäbische, fränkische und rheinische Reichsritterschaft war nicht auf dem Reichstag vertreten. Ohne den Reichstag konnte der Kaiser nichts mehr im Reich verfügen. Die mächtigen Fürsten ließen aber sein Ansehen nicht mehr aufkommen. Auch die kleinen Reichsstände

konnten unter diesen Umständen kein Recht mehr finden, wenn nicht gegenseitige Eifersucht der Großen sie schützte.

Unter den Fürsten trieben nur noch einige die alte Völlerei fort, die meisten wurden doch von den Sorgen und der Angst des Krieges ernster gestimmt. Wenn man ihre Bildnisse sieht, bemerkt man in ihren Mienen den Kummer, der sie drückte, und die Furcht, ob ihnen ihre Anschläge, ihre Auskunftsmittel nicht mißrathen würden. Bei einigen macht sich der Einfluß der Renaissance, der italienischen und französischen Mode auffallend bemerklich. Sie suchten Trost und Zerstreuung in einer feinern Bildung und die classische Grazie, insbesondere die reizvolle Unschuld der Schäferpoesie zogen die durch die Greuel des Krieges geängstigten und verwundeten Herzen unwiderstehlich an. Fürst Ludwig von Anhalt, Bruder des kriegerischen Christian, war durch Reisen gebildet, hatte die italienischen Akademien kennen gelernt und suchte ihren Geist und ihre Formen nach Deutschland zu verpflanzen. Schon 1617 gründete er in seiner kleinen Residenz Cöthen die s. g. fruchtbringende Gesellschaft, die sich zum Zweck setzte, die deutsche Poesie auszubilden und die deutsche Sprache in ihrer Art rein zu erhalten, wie die italienische in der ihrigen. Freilich geschah das Gegentheil von dem, was die Gesellschaft wollte; denn die Sprachmengerei wurde ärger als je. Indeß konnten doch die Mitglieder unter den Schrecken des Krieges in ihr kleines poetisches Asyl flüchten und hier von Frieden und Unschuld träumen, die aus der Welt verschwunden waren. Fürst Ludwig überlebte den Krieg und starb erst 1650. Aufs genaueste mit diesem Streben verwandt war das der damals beginnenden s. g. ersten schlesischen Dichterschule, gegründet von Martin Opitz, dem jedoch schon einige andere, wie Höckh und Weckherlin, vorangingen. Auch ihnen galt es nur, die deutsche Verskunst nach der italienischen und französischen im Styl der Renaissance auszubilden, und sie hatten wenigstens das Verdienst, die Sprache aus der Grobheit des Knittelverses zu befreien, wieder biegsam und gefällig zu machen. Im Uebrigen fielen sie in die ärgste Unnatur im Gebrauch der antiken Mythologie und in widrige Affectation in der Nachahmung der

Schäfereien. Von einem Nationalgefühl war hier keine Spur mehr. Opitz war ein charakterloser Speichellecker der Fürsten und vornehmen Herrn. Dieser mit Unrecht heute noch belobte hatte die Unverschämtheit, drucken zu lassen, „er habe den Deutschen die erste Bahn zur Poesie gezeigt.“ Die neue schlesische Schule artete noch während des dreißigjährigen Krieges in Nürnberg in eine ganz absonderliche Ziererei aus durch die s. g. Pegnitzschäfer, den dort von Harsdörfer, Klay und Birken gegründeten Poetenverein, der den bürgerlichen Standpunkt ganz aufgab und an allen deutschen Fürsten anklopfte, um dieselben ansingen zu dürfen, sie mit Lorbeern zu krönen und ihnen Tempel des Ruhmes zu errichten.

Diesem Extrem der höfischen Bücklinge trotzte indeß bei der großen Mehrheit selbst der höhern Stände die alte Rohheit, die durch den Krieg nur noch mehr verwilderte. Die fürstliche Beamtenwelt, vor allen die Juristen wurden in der Grausamkeit, zu der sie die Carolina verpflichtete, durch die Barbarei des Krieges und durch das Beispiel der Soldateska noch verstärkt. Alle Landes- und Stadtgeschichten der Zeit wimmeln nicht nur von Belagerungen und Schlachten, sondern auch von Privatverbrechen und gerichtlichen Hinrichtungen. In schwierigen Fällen holten sich die Juristen Rath bei ihren vormaligen Universitätslehrern, daher die Gutachten der juristischen Facultäten das Ansehen von höchsten Instanzaussprüchen erlangten. Das aus lauter gelehrten Juristen zusammengesetzte Schöppengericht in Leipzig genoß den größten Ruhm und der gelehrteste von allen, der allgebietende Benedict Carpzow unterschrieb von 1620 bis 1666 allein 20,000 Todesurtheile. Mitten unter allem Jammer des dreißigjährigen Krieges wimmelte es von Hexenprocessen und rauchten überall die Scheiterhaufen, als müsse der Tod, der die Männer in den Schlachten hinraffte, die Weiber mit Hinrichtungen nachholen.

Im Heerwesen traten in Folge des langen Kriegs große Veränderungen und Verbesserungen ein. In den ältesten Zeiten hatten die Deutschen in ihrem Heerbann ein vortreffliches Fußvolk, vor allen die Franken. Im Mittelalter galt ausschließlich die adelige

Reiterei als Ritterthum. Gegen dasselbe führte seine ersten siegreichen Schläge wieder das Fußvolk der Friesen, Dithmarschen und Schweizer. Dann bildeten die deutschen Landsknechte ein neues furchtbares Fußvolk, welches jedoch nur mit Spießen oder Hellebarden bewaffnet war. Neben diesem Fußvolk der Linie brauchte man Armbrustschützen, am zahlreichsten und vorzüglichsten in England. In Spanien entstanden sodann die mit schweren Büchsen bewaffneten Hakenschützen. Kanonen brauchte man anfangs nur bei Belagerungen, schweres Feldgeschütz kam erst nach und nach auf und blieb lange unbehülflich, bis Gustav Adolf leichteres (anfangs sogar von Leder) einführte. Derselbe verwandelte auch die schweren Hakenbüchsen (so genannt, weil man sie auf einen tragbaren Haken auflehnte), in leichte Musketen, und machte die Musketiere zum Kern des Fußvolks, an die sich später erst die Grenadiere, als welche Handgranaten warfen, anreihten. Von der alten Ritterschaft blieben nur die Kürassiere übrig, die noch Harnische und Helme trugen wie im Mittelalter. Aber schon Mansfeld und nachher Gustav Adolf führten die leichtern Dragoner ein, ohne Harnisch und mit Karabinern bewaffnet, Musketiere zu Pferde. An sie reihten sich die ungarischen Husaren und polnischen Kosacken als leichte Kavallerie, die Croaten als leichte Infanterie. Das Charakteristische der soldatischen Tracht im 30jährigen Kriege waren ungeheure breite Filzhüte mit einer Feder, sehr weite Stiefeln, offene Hemdkragen, nicht ganz mehr so phantastisch, wie die ältere Tracht der Landsknechte, aber ein wenig banditenmäßig. Die gute Zucht, welche Tilly, ja eine Zeitlang auch Gustav Adolf in den Lagern einführte, ließ sich auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wurden zuletzt alle Lager von der Unzucht angesteckt, die bei den Mansfeldern und Friedländern (Wallensteinern) vorherrschte. Man konnte die Soldaten nur noch zusammenhalten, indem man ihnen das Rauben und Plündern und jeden Sinnengenuß erlaubte. Die täglich dem Tode ins Angesicht sehen mußten, wollten das Leben noch genießen. Wenn aber den Bauern alles genommen war, wurden auch sie Räuber und löste ein großer Theil des deutschen Volks

sich in herumziehende Banden auf, die sich erst langsam wieder an Ackerbau und Handwerk gewöhnten.

Unter den Geistlichen beider Religionsparteien wird in der Zeit des großen Kriegs eine Neigung zur Milde und Demuth bemerklich, die sehr von dem frühern Uebermuth und Fanatismus abweicht. Jede Hoffahrt des Klerus war unter die Fürstengewalt und Soldatenherrschaft gebeugt. Die echt christliche Milde tritt auf eine höchst merkwürdige Weise bei drei deutschen Jesuiten hervor, bei Friedrich von Spee, der in seinem großen Gedicht „Trutz Nachtigall“ die mystische Verbindung der Seele mit dem Bräutigam Christus in lieblichen Versen besang und dem zuerst der Ruhm gebührt, muthig gegen den Hexenwahn aufgetreten zu seyn. Ein anderer Jesuit, Jakob Balde, Hofprediger in München, schrieb lateinische Dichtungen von so edlen Gefühlen eingegeben und in so schönem Ausdruck, daß Herder sie später übersetzte und den protestantischen Lesern empfohlen hat. Sie enthalten wehmüthige Klagen über die Zerrissenheit und das Unglück Deutschlands. Der dritte der bezeichneten Jesuiten war Angelus Silesius (Scheffler) in Schlesien, dessen tiefsinnige und doch kindlich fromme Dichtungen jetzt noch allgemein, besonders auch unter den Protestanten verbreitet sind. Die Geistlichkeit der letztern hatte noch mehr Ursache zur Demuth, weil sie nur noch von der Gnade und Laune der Fürsten und ihrer Juristen abhing und in der Kriegszeit entsetzlich Noth litt. Aber gerade diese Noth hat sie geläutert, die flacianischen Hoffahrtsteufel ausgetrieben und aus den theologischen Zänkern wieder treue Hirten (Pastoren) ihrer Gemeinde gemacht. Von dem schönen Gottvertrauen jener Hirten und der Zeit der bittersten Kriegsnoth geben noch viele Kirchenlieder Zeugniß, unter denen die des Paul Gerhard die besten sind.

Fünftes Buch.

Frankreich unter Richelieu und Mazarin.

1.

Cardinal Richelieu.

Im Jahr 1624 hatte König Ludwig XIII. von Frankreich im richtigen Instinct, weil er zum Selbstregieren nicht einsichtsvoll und energisch genug war, den Cardinal, Herzog von Richelieu, zu seinem ersten Minister gemacht. Dieser große Staatsmann durchschaute die ganze Schwäche und Zerfahrenheit des deutschen Reichs und entwarf den Plan, Frankreich auf Kosten Deutschlands groß zu machen. Er mußte jedoch vor allen Dingen in Frankreich selbst erst freie Hand haben und war noch immer gehemmt durch die Partei der Hugenotten. Da wagte er den Meisterstreich, den damals der Pfalz wegen besorgten Engländern und Holländern die französische Hülfe zuzusagen, wenn sie dagegen ihm hülfen, Rochelle zu erobern und die von dort aus geleiteten Hugenotten der französischen Krone zu unterwerfen. Und wirklich setzte sich eine englische und holländische Flotte in Bewegung und that dem Cardinal den Gefallen, die armen Hugenotten in Rochelle so lange zu belagern und zu drangsaliren, bis sie 1626, wenn auch noch nicht ihre Religionsfreiheit, doch ihre festen Plätze, welche deren einzige solide Bürgschaft bildeten, aufgeben mußten. Also ließen sich Calvinisten gegen Calvini-

sten im Dienst eines katholischen Cardinals gebrauchen! — Noch in demselben Jahr 1626 berief Richelieu eine Versammlung von Notabeln und setzte durch, daß alle festen Schlösser in Frankreich, sofern sie nicht zur Vertheidigung des Reichs nöthig seyen, geschleift wurden. Damit zerstörte er die letzten Zufluchtsstätten des Adels und der Prinzen, wenn sich dieselben etwa wieder einmal auflehnen wollten.

Inzwischen zürnte das englische Volk darüber, daß die englische Flotte vor Rochelle mißbraucht worden sey, und ärgerte sich über die Vermählung des Kronprinzen mit einer französischen Prinzessin. Um diese üble Volksstimmung zu beruhigen, fing der damalige englische Minister, Herzog von Buckingham, plötzlich wieder Krieg mit Frankreich an, richtete jedoch nichts aus und war nicht einmal im Stande, Rochelle zu retten, das sich wieder empört hatte, jetzt aber von Richelieu erobert, aller Privilegien beraubt und geschleift wurde, 1628. Da der Cardinal aber die Engländer brauchte, um mit ihrer Hülfe die kaiserliche Partei in Deutschland zu bekämpfen, schonte er immer noch die Religionsfreiheit der Hugenotten und schloß Frieden mit England.

Damals entspann sich der mantuanische Streit, wovon oben schon die Rede war. Das Haus Gonzaga von Mantua und Montferrat starb mit Herzog Vincenz aus, das nächste Erbrecht hatte der französische Herzog von Nevers und mitten im Winter, im Februar 1629 rückte bereits Ludwig XIII. selbst plötzlich in Savoyen ein, zwang den Herzog dieses Landes, Karl Emanuel, sich ihm anzuschließen, verband sich überdieß noch mit Venedig, und schützte nicht nur das Erbrecht des Nevers, sondern suchte den Spaniern auch die Lombardei zu entreißen, während gleichzeitig Richelieu selbst die noch in den Cevennen empörten Hugenotten unterwarf. Unterdeß nahm sich der deutsche Kaiser der bedrängten Spanier an. Er hatte damals durch Wallenstein den Sieg über die deutschen Protestanten errungen und schickte im Sommer 1629 ein Heer von 20,000 Mann unter Altringer, Gallas und Colalto nach der Lombardei, während ein eben so starkes Heer aus Spanien unter Spinola denselben Weg nahm. Es kam jedoch zu keiner großen Waffenthat, außer daß die

kaiserlichen Truppen 1630 das feste Mantua eroberten und plünderten. Richelieu, welcher persönlich anwesend war und den Oberbefehl über die französischen Truppen führte, ging aus dem Gebirge nicht heraus, begnügte sich, einstweilen nur ganz Savoyen einzunehmen, um für seine künftigen Operationen in Italien eine sichere Basis zu gewinnen, zog Verstärkungen an sich und knüpfte Unterhandlungen mit Gustav Adolf an, um durch einen Angriff der Schweden von Norden her den Kaiser zu beschäftigen und von Italien abzuziehen.

Diese Wendung der Dinge erweckte aber im Herzen der Königin-Mutter Maria von Medicis einen tiefen Groll, denn eine ihrer Töchter war die Gemahlin Philipps IV. von Spanien, eine andere die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, denen Richelieu so übel mitspielte. Ueberdies mißbilligte die eifrig katholische Königin Mutter das Bündniß Frankreichs mit den Protestanten. Sie wandte sich an ihren Sohn, den König, und verlangte voller Unwillen von ihm, er solle den Cardinal wie einen unreinen und bösen Geist von sich entfernen. Ludwig XIII. aber wies sie ab, denn er war überzeugt, niemand verstehe Frankreich besser zu regieren und das Interesse seiner Dynastie mehr zu fördern als der Cardinal. Die Königin Mutter wollte sich diesem Verhaßten um keinen Preis unterwerfen und entfloh nach den spanischen Niederlanden. Ihr jüngerer Sohn Gaston, Herzog von Orleans, folgte ihr nach und vermählte sich unter spanischem Einfluß mit der Prinzessin Margaretha von Lothringen. In Frankreich selbst schloßen sich mehrere Große an diese Opposition der Königin und des Herzogs von Orleans an; z. B. zwei Brüder Vendome, natürliche Söhne Heinrichs IV. Aber den einen davon und den Marschall Ornano ließ der Cardinal im Gefängniß umbringen. Der Herzog von Montmorency trotzte an der Spitze der Stände von Languedoc, wurde aber im ersten Gefecht verwundet und gefangen, nachher enthauptet. Nun zog sich Gaston, der schon in Frankreich eingefallen war, wieder zurück und gelobte nichts weiter zu unternehmen, wenn ihm nur seine Apanage ausgezahlt würde, 1631. In diesem Jahre ließ Richelieu die erste eigentliche Zeitung, die in der Welt gedruckt wurde und fortan

regelmäßig erschien, unter dem berühmten Namen der Gazette de France herausgeben.

Das schwedische Ungewitter, welches er im Norden erweckte und noch mehr die Haltung Bayerns, welches in diesem Handel insgeheim zu Frankreich hielt und mit seinem Abfall drohte, wenn Mantua nicht den Franzosen bliebe, bewog den Kaiser und Spanien in der That, Frieden zu machen und dem Herzog von Nevers Mantua zu überlassen. Unterdeß starb Karl Emanuel und sein Nachfolger Victor Amadeus ließ sich durch die Hoffnung, ein Stück von Montferrat zu bekommen, zu einem engen Bündniß mit Richelieu beschwatzen. Aber der Friede währte nicht lange, denn Olivarez, der für Philipp IV. Spanien regierte, fand es dringend nöthig, den Kaiser aufs neue gegen Frankreich zu unterstützen, als Wallenstein Miene machte, sich mit Richelieu zu verbinden. Natürlicherweise trat er auch in Verkehr mit Gaston von Orleans, dessen Mutter unter dem Schutz des Statthalters der spanischen Niederlande, Erzherzog Albrecht, oder vielmehr der Gemahlin desselben, der feurigen Isabella lebte. Man verabredete einen Einfall der kaiserlichen Truppen in Frankreich. Piccolomini traf Anstalt dazu und Johann de Werth kam wirklich bis nahe an Paris heran, wovon wir früher schon gehandelt haben. Die Jahreszeit nöthigte die Kaiserlichen zum Rückzuge, 1636.

Der Krieg schleppte sich ohne Entscheidung hin, weil Richelieu, so lange die Schweden und deutschen Protestanten dem Kaiser genug zu schaffen machten, nicht für nöthig hielt, seine Kasse zu erschöpfen, um große französische Heere aufzustellen. Kämpften doch andere für ihn und wurde Deutschland nach und nach so erschöpft, daß er mit aller Bequemlichkeit warten konnte, bis der rechte Zeitpunkt gekommen war, in welchem er mit frischen Kräften einschreiten, dem deutschen Kriege die letzte Entscheidung geben, das beste Stück der Beute an sich reißen und den Ruin des deutschen Reiches vollenden konnte. Dieser Zeitpunkt kam jedoch für ihn etwas zu früh, als Wallensteins Umtriebe mißlangen, die Kaiserlichen den großen Sieg bei Nördlingen erfochten und der Prager Friede dem Kaiser neue Bun-

desgenossen zuführte. Jetzt nach der Niederlage der Schweden mußte Frankreich eine größere Thätigkeit entwickeln und größere Opfer bringen. Bisher war eigentlich der berühmte Kapuziner Pater Joseph, dessen sich Richelieu als seines vorzüglichsten Diplomaten in Deutschland und Italien bediente, der einzige französische Feldherr gewesen, der im Namen Frankreichs durch dessen schwedische und deutsche Verbündete den Krieg gegen den Kaiser geführt hatte. Gewohnt, in seiner Kutte den Generalen und fremden Fürsten vorzuschreiben, wies er damals, als Herzog Bernhard von Weimar nach Paris kam, diesem auf der Landkarte die Stelle, wo er über einen Fluß setzen sollte. Bernhard erwiderte ihm: aber Ihr Finger ist noch keine Brücke. Der Deutsche hat keine Ursach, über diese Anecdote zu lachen, denn der Kapuziner wurde unserem Reich fürchterlich genug. Eine Zeitlang bediente sich Richelieu noch der Weimaraner und schonte die französische Kriegsmacht. Endlich mußte dieselbe doch unter Turenne und d'Enghien ausrücken, um die letzte Entscheidung in Deutschland herbeizuführen, was, wie wir gesehen haben, eben so sehr zum Vortheil Frankreichs als zum Unglück Deutschlands ausfiel und mithin dem Scharfblick und der Energie des Cardinals große Ehre machte, falls ein Unrecht, das man an unschuldigen Völkern begeht, eine Ehre genannt werden darf.

Auch nach der spanischen Seite hin hatte die französische Politik Erfolge. Victor Amadeus starb, seine Brüder stritten mit der Wittwe Christine, die eine Schwester Ludwigs XIII. war. Richelieu unterstützte die letztere, gerieth mit ihr in Streit, weil er Savoyen ganz für Frankreich in Anspruch nahm, zwang ihr aber doch große Vortheile ab. Die Catalonier und Portugiesen empörten sich gegen Spanien und wurden von Frankreich unterstützt. Davon später mehr in der spanischen Geschichte. Ein französischer Prinz von Geblüt, Graf von Soissons, verband sich mit den Spaniern, nachdem ihm ein Mordversuch gegen Richelieu mißlungen war, und mit dem alten Karl von Lothringen, erfocht auch einen Sieg bei Bazeille, kam aber in der Schlacht ums Leben, 1641.

Cardinal Richelieu bewährte seine geistige Ueberlegenheit fort-

während auch in den innern Angelegenheiten Frankreichs. Wie er die Königin Mutter, wie er die schwierigen Prinzen beseitigt hatte, so nahm er auch noch den gefährlich scheinenden Kampf mit der Gemahlin des regierenden König Ludwig XIII. auf, der Prinzessin Anna, vom spanischen Zweige des Hauses Habsburg, daher Anne d'Autriche genannt. Diese Dame hing vermöge ihrer Geburt an Spanien und agitirte gegen den Cardinal. Er wußte sich aber ihrer landesverrätherischen Correspondenz zu bemächtigen und sie dermaßen zu ängstigen, daß sie nie mehr etwas gegen ihn zu unternehmen wagte. Sie hatte ihren königlichen Gemahl nie geliebt und auch er zog ihr ein junges Hoffräulein vor. Auch hatte sie keine Kinder. Da nun aber der König kränklich war und nach ihm sein Bruder Gaston, des Cardinals Todfeind, zur Regierung gekommen wäre, lag dem letztern alles daran, daß die Königin noch eines Kindes genese, in dessen Namen er die Regierung fortführen könne. Er benutzte daher die Demüthigung der Königin, oder vielmehr, er führte dieselbe herbei, um nach der tiefsten Erschütterung der hohen Dame eine Versöhnung derselben mit ihrem Gemahl wenigstens vorübergehend zu bewirken, die seinen Absichten auch vollkommen entsprach, denn die Königin wurde Mutter und gebar im nächsten Jahre den Knaben, der nachher als Ludwig XIV. König wurde. Die Geschichte seiner Geburt ist immer noch dunkel, denn sie wurde durch den Haß der Parteien am französischen Hofe mit fabelhaften Verleumdungen umkleidet.

In seiner letzten Lebenszeit ergab sich Ludwig XIII. noch einem jungen Liebling, dem schönen Cinc Mars, der sich daher einbildete, den Cardinal stürzen zu können, seinen kühnen Ehrgeiz aber mit dem Leben büßte. Er und sein Freund de Thou, Sohn des Geschichtschreibers (Thuanus), ließen sich mit Gaston in eine Verschwörung gegen den Cardinal ein, der feige Gaston verrieth sie und der Cardinal machte sich das grausame Vergnügen, sie als Gefangene hinter sich zu führen, als er auf einem Kahn reiste, um seine alten Augen an den jungen Köpfen zu waiden, die er bald wollte vom Halse lösen lassen. Ihre Hinrichtung erfolgte 1642.

Im gleichen Jahr starb auch die alte Königin Maria von Medicis in dürftigen Umständen zu Köln. Aber am Ende des Jahres, am 5. December, starb Richelieu selbst noch vor seiner Königin.

2.

Cardinal Mazarin.

Ludwig XIII. folgte dem Cardinal Richelieu bald im Tode nach, 1643, aber das Regierungssystem änderte sich nicht, denn nicht Gaston und die Prinzen, unter denen Condé am vorlautesten war, sondern ein anderer, jüngerer Cardinal, der eben so geistvolle, als schöne Italiener Mazarini, französirt Mazarin, der dem König von Richelieu noch auf dem Sterbebett dringend empfohlen worden und geheimer Liebling der Königin-Wittwe Anne d'Autriche war, übernahm die Regierung.

Man mag ein welthistorisches Gesetz darin erkennen, daß Frankreich, sobald es der Renaissance verfiel und das deutsche Element unterdrückend und vergessend, nur noch das gallisch-römische gelten ließ, sich auch wieder gleich den alten Galliern von Italien aus beherrschen ließ. So hatte es die lange Herrschaft der Mediceerin Katharina geduldet, so duldete es jetzt die unumschränkte Gewalt Mazarinis und so sollte es später der Bonapartes gehorchen.

Julius Mazarini war der Sohn eines Sicilianers, der als Kämmerer im römischen Hause Colonna Anstellung fand, studirte bei den Jesuiten, begleitete den Cardinal Colonna nach Spanien und trieb ein loses Leben, spielte, hatte Liebesabenteuer, war auch einmal Hauptmann in der päpstlichen Armee und wurde endlich seiner Gewandtheit wegen päpstlicher Nuntius in Paris. Hier wußte er sich warm zu betten und bald völlig einzunisten, indem er alle Thorheiten des Pariser Hofes mitmachte, vor allem aber sich bei der Königin einschmeichelte. Man erzählt, er habe einmal im Palais Royal sehr hoch gespielt und so viel gewonnen, daß er schon einen großen Gold-

haufen vor sich liegen hatte; da sey alles herbeigelaufen und auch die Königin sey gekommen, er aber habe nun noch mehr gewonnen und sein Glück der Königin allein zugeschrieben, die sich dann auch gefallen ließ, daß er ihr mehr als die Hälfte seines Gewinnes zum Geschenk machte, den Rest vertheilte er an die anwesenden Herrn und Damen. Durch solche Mittel imponirte er den leichtsinnigen Franzosen. Weil er aber sehr schön von Person war, liebte ihn die Königin und soll sich sogar heimlich mit ihm vermählt haben. Der Papst ernannte ihn zum Cardinal und entließ ihn aus seinem Dienste, sobald er sich aus einem Nuntius in den ersten französischen Minister verwandelte. Natürlicherweise gab es wieder, wie unter Richelieu, eine Opposition am Hofe, die den Italiener stürzen wollte, allein Mazarin behauptete sich durch dasselbe System, welches sein Vorgänger befolgt hatte, indem er der Größe und dem Ruhme Frankreichs alles andere nachsetzte. Um das Haus Habsburg in Spanien wie in Deutschland zu bekämpfen und zu schwächen, dagegen das Haus Bourbon zu heben, machte er sogar noch größere Anstrengungen als Richelieu und erlangte dadurch die Erfolge des westphälischen Friedens.

Bevor aber noch der dreißigjährige Krieg zu Ende war, machte die Opposition einen Versuch, den Cardinal zu stürzen, indem sie ihm vorwarf, er erschöpfe die Kräfte Frankreichs nicht nur für den Krieg, sondern auch zur eigenen Bereicherung. In der That war die Steuerlast sehr groß und die sog. geheimen Ausgaben allein beliefen sich auf 60 Millionen Livres. Dagegen wagte nun das Pariser Parlament Einsprache zu thun. Zu derselben Zeit befand sich England in einer großen politischen Gährung und das Parlament daselbst schwächte systematisch das königliche Ansehen und neigte zur Republik hin, was nicht ganz ohne Einfluß auf Frankreich blieb. Die sämmtlichen Parlamente der Provinzen waren besetzt aus der bürgerlichen Aristokratie der Magistrate (la robe), der Blüthe des Mittelstandes, der hier seine erste Rolle spielte. Anfangs noch zaghaft, mäßigte das Parlament von Paris seine Klage jedesmal, wenn der Herzog Gaston von Orleans von der Hofpartei erschien, weshalb ein Redner im Scherz sagte, sie machten es, wie die Kinder im Stadtgraben, die

sich mit der Schleuder (fronde) vergnügen, wenn die Polizei kommt, thun, als ob sie keine Schleuder hätten, wenn sie aber den Rücken dreht, Steine zu werfen fortfahren. Davon empfing die Opposition den Namen der Fronde. Aber Mazarin war eben so energisch als schlau, die Königin ihm blind ergeben und die französischen Armeen erfochten damals den Sieg bei Lens in den Niederlanden und andere glückliche Erfolge in Italien und Catalonien gegen die Spanier, so daß der Stolz und die Ruhmsucht des französischen Volks befriedigt erscheinen und die Regierung deshalb populär seyn mußte. Im Vertrauen hierauf ließ Mazarin die Häupter der parlamentarischen Opposition, den Präsidenten Blancmesnil und den Rath Broussel verhaften. Der letztere aber war ein greiser Ehrenmann und seine Gefangennehmung brachte das Volk in Wuth. Ganz Paris erfüllte sich am 27. August 1648 mit bewaffnetem Pöbel, dem die Bürgergarde beitrat und alle Straßen wurden durch Barricaden gesperrt. Das Parlament begab sich im feierlichen Zuge zur Königin. Diese ließ nun die Gefangenen los und versprach dem Volk, Erleichterung seiner Lasten zu gewähren. Unter Mazarins Gegnern machte sich der damalige Coadjutor des Erzbisthums Paris, Paul de Gondi, nachheriger Cardinal von Retz bemerklich, ein Florentiner, der seinen glücklicheren Landsmann in Paris beneidete und ein unsittlicher Mensch war. Die Gährung dauerte fort, die Allianz Gondis und der unzufriedenen Großen mit dem Parlamente befestigte sich und Mazarin hielt für nöthig, sich mit der Königin von Paris zu entfernen, am Ende des Jahres 1648. Condé sollte mit seiner siegreichen Armee aus den Niederlanden kommen, um die Königin zu unterstützen, Condés Schwester aber, die Herzogin von Longueville, und Retz intriguirten dagegen und die Königin, obgleich nach Paris zurückgekehrt, sah sich dort in solcher Gefahr, daß sie wieder abreiste. Mazarin wußte sich indeß zu helfen, indem er Anstalt traf, die Reichsstände von Frankreich einzuberufen. Waren diese einmal beisammen, so hörte die Autorität des Parlamentes auf. Diese provinzielle Gerichtsbehörde, welche sich die Rechte von ständischen Vertretern nur angemaßt hatte, wollte das Ansehen, welches ihr dadurch zu Theil

geworden war, nicht gern einbüßen, verständigte sich also jetzt mit Mazarin und gab in einem Vertrage vom März 1641 ihre Oppositionsstellung auf, wogegen Mazarin sich verpflichtete, die Reichsstände nicht einzuberufen.

Nun blieb aber noch die Opposition der Großen übrig, an deren Spitze sich der eitle Condé stellte, der im Vertrauen auf seine Siege im Felde und gereizt durch seine Schwester jetzt für die schwache Königin und den unmündigen König gern selbst die Regierung Frankreichs in die Hand genommen hätte. Aber dieser Condé war unerträglich hochmüthig und beleidigte dadurch die andern Prinzen, besonders Gaston von Orleans. Die Uneinigkeit der Prinzen benutzte nun Mazarin und ließ den großen Condé, seinen Bruder Conti und Schwager Longueville plötzlich verhaften, im Januar 1650. Des letzteren Gemahlin floh mit ihrem Geliebten de la Rochefoucauld in das Lager Turennes in Lothringen und verführte ihn durch ihre Liebenswürdigkeit, sich der Oppositionspartei oder Fronde anzuschließen. Es kam so weit, daß man sogar den Erzherzog Leopold aus den Niederlanden zu Hülfe rief, um mit Turenne verbunden in Frankreich einzufallen. Diese unpatriotische Verbindung aber schadete der Partei. Mazarin stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres und zog gegen Turenne zu Felde. Und in seiner Gegenwart erfocht der Marschall du Plessis einen glänzenden Sieg über die Spanier und Turenne, dem Erlach den größten Theil seiner Regimenter entführt hatte. Dadurch wurde die Opposition aber doch nicht gesprengt, denn obgleich die Anhänger Condés durch Unterwürfigkeit unter Mazarin die Befreiung der Gefangenen erkauften, erstarkte bei der Rückkehr des befreiten Condé nach Paris und durch die Arglist des Retz die Partei der Fronde wieder, das Volk wurde schon wieder in Unruhe versetzt und Mazarin entfloh, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Die jetzt herrschende Partei hätte sich nun der Königin bemächtigen und Frankreich regieren können, ohne daß sich der Cardinal jemals wieder hätte blicken lassen dürfen. Aber sie gerieth wieder in Zwietracht. Die sog. neue Fronde unter dem eitlen Condé trennte sich von der alten Fronde unter dem intriganten

Retz und beide erklärten einander den Krieg. Nun kam Mazarin zurück. Die Königin, die ihm während seiner Entfernung die zärtlichsten Sehnsuchtsbriefe geschrieben hatte, in einem Style, als ob sie erst sechszehn und nicht schon sechzig Jahre alt gewesen wäre, konnte nicht von ihm lassen und seine vielen Feinde richteten nichts mehr gegen ihn aus, weil sie nie einig handelten. Als Condé das Uebergewicht zu erhalten schien, schloß sich Turenne an die Königin und belagerte den Condé in Paris. In dieser Stadt unterhielt Mazarin eine lebhafte Agitation gegen das herrische Wesen Condés und des ihm zugewandten hohen Adels, der das Volk und die Robe zugleich beleidigte. Unter den Leiden des Kriegs und der Anarchie sehnte sich der bessere Theil der Bevölkerung nach Frieden und derselbe kam endlich zu Stande. Die Königin und Mazarin kehrten 1653 nach Paris zurück und regierten in alter Weise fort, der junge Ludwig XIV., den man nur zum Schein für majorenn erklärte, untersagte in seinem ersten lit de justice (Sitzung des Parlaments in Gegenwart des Königs) diesem armen Parlamente jede Einmischung in die Verwaltung und Finanzen des Staats, ohne daß sich das ruhebedürftige Volk dagegen erhoben hätte. Cardinal Retz wurde in Nantes gefangen, ließ sich aber an einem Strick hoch herab und entkam. Er hat Memoiren hinterlassen, die begreiflicherweise parteiisch geschrieben sind.

Mazarin hatte nun Muße, wieder das Ausland zu plagen, sich eine große Partei in Deutschland zu erkaufen, um fernere Eingriffe Frankreichs in unser unglückliches Reich vorzubereiten und Spanien zu bekriegen, um vorherrschenden Einfluß in Italien zu gewinnen und wo möglich das empörte Catalonien mit Frankreich zu vereinigen. Wir werden darauf in der deutschen und spanischen Geschichte zurückkommen. Gegen Spanien verband sich Mazarin 1657 mit England, welches damals revolutionirt und von dem gewaltigen Cromwell beherrscht war, und Franzosen unter Turenne entrissen den Spaniern Dünkirchen, überließen es aber England, um diese Macht sich befreundet zu erhalten, wie gern auch Mazarin die Stadt behalten hätte. Die Verbindung Mazarins mit der englischen Republik glich

völlig der Richelieus mit den Protestanten. Die Machthaber in Frankreich verfolgten ihren Vortheil auf Kosten aller politischen und kirchlichen Principe.

3.

Mazarins Nichten.

Da Mazarin den heftigsten und zähesten Widerstand in der französischen „Gesellschaft" fand, indem der stolze Adel sich das Regiment des bürgerlichen Italieners nicht wollte gefallen lassen, bot ihm der Zufall das rechte Mittel dar, auch diese Opposition zu besiegen. In Frankreich nämlich war die Galanterie schon Meisterin über die alte ritterliche Ehrenhaftigkeit geworden und kaum war unter dem französischen Adel ein Herz noch so gepanzert, daß es der Koketterie schöner Frauen und der Hofgunst zugleich hätte widerstehen können. Mazarin aber hatte in Italien zwei Schwestern zurückgelassen, die mit einem Martinozzi und einem Mancini, gleichfalls nur Bürgerlichen, verheirathet eine Anzahl schöner Töchter geboren hatten. Diese seine Nichten ließ nun der Cardinal nach Paris kommen, durch ihre Reize den jungen König und den gesammten hohen Adel bezaubern und setzte durch, daß sie gleich Prinzessinnen von Geblüt behandelt und mit den vornehmsten und reichsten Prinzen vermählt wurden. Die Ueberlegenheit der italienischen Grazie und Verführungskunst hatte sich noch nie vorher so glänzend bewährt.

Die Reihe der Nichten war folgende. Zuerst wurde die schöne Laura Mancini mit dem Herzog von Mezzorur vermählt, dann Anna Maria Martinozzi mit dem Herzog von Conti, Laura Martinozzi mit dem regierenden Herzog Franz von Modena und Olympia Mancini mit dem Herzog von Soissons. Diese Olympia war die schönste von allen und die Seele des Hofes. Sie war nicht nur schön, sondern auch geistvoll und erschien dem König fast täglich in einem neuen Reize, weil sie seiner Lust an Balletten und Opern entgegenkam und auf dem Liebhabertheater des Hofes mit

ihm spielte. Man muß sich hiebei den jungen, selbst sehr schönen König in der Rolle des Apollo oder Mars denken, in der er wirklich auftrat. Der französische Hof, trunken von Jugendlust und Glück, schwärmte sich ganz aus der christlichen Welt hinaus in den heidnischen Olymp hinein, den Olympia wie durch Zauberei um sich her erschuf. Aber eben weil es nur eine Bezauberung war, machte Mazarin die Rechte der wirklichen Welt geltend und bewog den König, die schöne Zauberin zu entfernen und dem Herzog von Soissons zu vermählen. Das war Eugen, eigentlich ein Prinz von Savoyen-Carignan, der nur den französischen Herzogstitel führte und von ihm wurde Olympia Mutter des weltberühmten Prinzen Eugen, des „edeln Ritters."

Aber sie konnte den Verlust der königlichen Gunst nicht verschmerzen. Sie mußte sehen, wie ihre Schwester Maria dieselbe gewann und eine Zeitlang des Königs Maitresse wurde. Der letztere hatte sich so in das ganze Geschlecht des Cardinals vernarrt, daß er auch der tugendhaften Conti nachstellte. Aber auch Olympia selbst gab sich einem Liebhaber nach dem andern hin, spann abscheuliche Intriguen gegen den König an und wurde deshalb verhaftet. Kaum befreit, setzte sie ihr tolles Treiben fort, indem sie im höchsten Grade selbst lüderlich, immer noch auf den König speculirte und älter werdend sich die Astrologie, Magie und Giftmischerei angelegen seyn ließ. Man warf ihr wenigstens vor, ihren Gemahl und andere Personen vergiftet zu haben. Vielleicht waren es nur Liebestränke, die sie braute. Die Leidenschaft machte aus der, die in der Jugend verführerisch wie eine Grazie war, im Alter eine Furie. Genug, sie konnte der Bastille nur entgehen durch die Flucht ins Ausland und starb erst 1708 in Brüssel.

Ihre Schwester Maria besaß eben so viel Schönheit und noch mehr Sentiment. Sie liebte den König wirklich und zog ihn dermaßen an sich, daß er sie alles Ernstes heirathen wollte. Mazarin hatte viele Mühe, ihn davon abzubringen, denn falscher Ehrgeiz war die Sache dieses Italieners nicht. Er wollte sich nur bereichern und behaglich leben und wußte wohl, daß eine königliche Vermäh-

lung seiner Nichte nur ein kurzes Scheinglück seyn und bald zu seinem Sturze beitragen würde. In der Gemeinheit eines echten italienischen Speculanten verkuppelte er dem König seine schönen Nichten, aber heirathen ließ er ihn keine. Maria mußte also den Connetable von Colonna heirathen. Sie wurde aber ihrem Gatten untreu, floh nach Spanien, wurde dort ins Kloster gesperrt, aber nach des Connetables Tode wieder frei.

Ihre dritte Schwester Hortensia war so schön und wegen Mazarins Einfluß eine auch politisch so wichtige Person, daß Karl II. von England und Peter II. von Portugal sich um ihre Hand bewarben. Mazarin aber hielt so hohe Verbindungen für zu gefährlich und vermählte Hortensia nur mit dem Herrn de la Meilleraye, den er zum Erben seines Namens und Herzog von Mazarin ernannte. Aber auch sie verließ ihren Gatten und floh in Gesellschaft Mariens; später ging sie nach England, fesselte als schöne Amazone eine Zeitlang Karl II., dessen Gemahlin sie hatte werden sollen, gab sich aber auch andern Liebhabern hin und endete als gemeine Spielerin, indem sie eine Bank errichtete. Immer noch zog nicht bloß der Geldgewinn, sondern auch noch ihr Reiz den Adel an. Unter ihre erklärten Liebhaber gehörte der Sohn des schwedischen General Baner und ihr eigener Neffe, ein Sohn Olympias (doch nicht Eugen), der deshalb vor Gericht gestellt wurde.

Die vierte Schwester Maria Anna heirathete den Herzog von Bouillon, einen großen Jagdliebhaber, ward ihm untreu und buhlte mit einem schönen jungen Cardinal, Herzog von Albret, einem Neffen des großen Turenne. Man steckte sie ins Kloster, sie wurde wieder frei und machte einen Versuch, ihren Gatten zu vergiften, weshalb sie vor Gericht gestellt wurde, wobei sie sich aber ganz sicher und frech benahm. Man that ihr nichts und sie starb ruhig, nur in der Verbannung von Paris.

Natürlicherweise erlebte der Oheim die Schande seiner Nichten nicht mehr. So lange er lebte, umstrahlte sie noch Jugendglanz und Glück. Er starb 1661 und Ludwig XIV. ergriff die Zügel der Regierung selbst. Aber der schlaue Italiener ließ einen unaus-

löschlichen Eindruck in den Sitten des Hofes zurück. Der König setzte nur die Maitressenwirthschaft fort, zu der ihn Mazarin angeleitet hatte, und die Schauspiele, in denen er bald als antiker Gott, bald als Sultan auftrat.

Die französische Literatur und Sprache modelte sich ganz nach diesem Geschmack des Hofes. Nichts ist lächerlicher, als wenn die Gelehrten und Dichter sich anmaßten, sie brächten ihren Geschmack dem Hofe bei. Im Gegentheil empfingen sie ihr Gepräge lediglich vom Hofe. Der damalige französische Hof- und Modestyl, der auch nach England, Deutschland, Spanien überging, war durch die Galanterie und durch die Kriecherei des Hofes charakterisirt. Der König war verliebter Schäfer, mußte aber zugleich als der olympische Zeus oder als der unüberwindliche Alexander und weltbeglückende August angebetet werden. Daraus und daraus allein ergab sich die Nothwendigkeit eines zierlich schäferlichen und zugleich schwülstigen und hochtrabenden Styles, der sonst gar keine Erklärung fände. Den größten Ruhm in dieser Manier erlangte Honoré d'Urfé mit seinem Schäferroman Astrée, von dem 1610 die erste, 1640 erst die zweite Abtheilung erschien, das Muster jener „Helden- und Liebesgeschichten," in denen die Helden zugleich Schäfer sind und ellenlange Reden und Briefe die Zwischenräume der Handlung ausfüllen und alles Unnatur, Affectation und conventioneller Modeton ist. Doch lassen sich hinter den heroischen und schäferlichen Masken immer hin und wieder die Physiognomien französischer Herrn und Damen und ihre Liebesintriguen am Hofe wiedererkennen. Der Held des Romans ist Seladon, das Ideal eines Liebhabers damaliger Zeit, daher sprüchwörtlich geworden für jede männliche Liebenswürdigkeit. Der Hintergrund ist die arkadische Schäferwelt mit dem Cultus der Venus, nach Gallien in die Zeit der Druiden versetzt. Im Vordergrunde sieht man aber nur französisches Hofvolk des 17. Jahrhunderts in seladongrüner Verkleidung.

Schon Richelieu hatte so gut wie Franz I. die Nothwendigkeit begriffen, daß sich die französische Politik, um die Macht des Kaiserthums und Papstthums vollends zu brechen, des schon bewährten

Mittels der Renaissance bedienen müsse, und in diesem Sinne den classischen Geschmack am Hofe und die classische Gelehrsamkeit begünstigt. Von ihm war 1635 die Académie française gegründet worden, welche unbedingt der Classicität huldigte. Ganz in derselben Weise war auch Mazarin der Mäcen aller classischen Bestrebungen und sonderlich ein Gönner des berühmten Menage, der im echten Pariser Hofgeschmack die Gelehrsamkeit auch den Damen vermittelte, ihr Orakel und ein ungeheurer Schwätzer war.

4.

Spaniens Verfall.

In Spanien regierte seit 1621 Philipp IV. eben so träge und unfähig wie sein Vater, aber sein Minister Olivarez lenkte den Staat fast mit derselben Willkür, wie Richelieu den seinigen. Nur ging in Spanien alles rückwärts und nicht vorwärts wie in Frankreich. Nicht bloß die königliche Familie, auch die Cortes, auch das Volk, alles fiel hier in eine merkwürdige Lethargie. Auf eine vielleicht zu große Anspannung folgte die Abspannung. Vor den spanischen Truppen Karls V. und Philipp II. hatte das ganze Festland von Europa gezittert, jetzt war das Heer vernachlässigt. Spanier hatten die neue Welt erobert und colonisirt. Jetzt konnte die einst so gefürchtete spanische Marine kaum noch der kleinen holländischen widerstehen. Das spanische Volk hatte seine Eroberungen zu weit ausgedehnt, das Mutterland um der Colonien willen zu sehr ausgeleert. Es war nicht zahlreich genug, um alles Errungene zugleich festzuhalten. Die Colonien waren ihm werthvoller, als Italien und die Niederlande, die es daher vernachlässigte. Ein großer Theil der spanischen Bevölkerung hatte sich in den reichen Colonien niedergelassen und leistete der Heimath keine unmittelbaren Dienste mehr. Es fehlte daher an Menschen zum Kriegs- und Seedienst. Auch erschlaffte der Unternehmungsgeist bei denen, die auf ihren Lorbeern ruhten und vom errungenen Gute schwelgten. Wäre der spanische

Reichthum richtiger vertheilt gewesen, so hätte der Staat nie in Geldnoth kommen können. Aber man duldete zu sehr die Bereicherung der einen auf Kosten der andern. Während den Vireis (Vicekönigen) in Peru bei ihrer Landung der Weg zur Hauptstadt Lima mit Silber gepflastert wurde, bürdete der Statthalter von Catalonien diesem armen Gebirgslande unerschwingliche Steuern auf. Von Volksrechten und Regentenpflichten wußte man damals überhaupt, denn das lag in der Zeit, in Spanien so wenig etwas als irgend anderswo, bis das englische Volk allen Königen eine schreckliche Lehre gab.

Eine Creatur des Olivarez, der Graf von Santa Colonna, eignete sich 1640 als Statthalter von Catalonien eine große Geldsumme zu, welche der Stadt Barcelona gehörte, und ließ die Magistrate, die es nicht leiden wollten, verhaften. Da erhob sich das Volk, erschlug die wenigen Soldaten, zwang die übrigen und den Grafen, der sich in die Citadelle geflüchtet hatte, durch Hunger zur Uebergabe, packte den verhaßten Grafen und schlug ihm den Kopf herunter. Richelieu verfehlte nicht, den Aufstand sogleich durch ein französisches Heer zu unterstützen. Olivarez schickte nun zwar ein noch größeres Heer, konnte aber Barcelona nicht einnehmen. Unterdeß hetzte Richelieu das Volk in Portugal auf, sich ebenfalls gegen Spanien zu empören. Portugal war nach dem Aussterben seiner Dynastie von Philipp II. erobert und mit Spanien vereinigt worden. Jetzt saß in Lissabon als spanische Statthalterin die savoyische Margarethe, Wittwe des Herzogs von Mantua, für sie aber regierte der Marquis von Puebla, der sich verhaßt machte. Nun hatte Heinrich, der letzte König von Portugal, zwei Nichten hinterlassen, die man von der Thronfolge ausschloß, deren Ansprüche aber damit nicht erloschen waren. Die ältere war dem Herzog Alexander Farnese von Parma, die jüngere dem portugiesischen Herzog Johann von Braganza vermählt worden und ein Enkel des letzteren, der ebenfalls Johann hieß, bekam jetzt große Lust, Portugal von Spanien unabhängig zu machen. Olivarez schöpfte Verdacht und suchte ihn durch höfliche Einladungen von Portugal wegzulocken.

Man begreift schwer, warum er unter diesen Umständen nicht vor allen Dingen die spanischen Besatzungen in Portugal verstärkte. Johann hatte, nachdem er einmal verdächtigt war, nur die Wahl, zu flüchten oder loszuschlagen. Er wählte das letztere, weil er das Volk auf seiner Seite hatte und auch auf Richelieus Unterstützung rechnen konnte. Am 1. December 1640 fiel das Volk in Lissabon über die spanische Besatzung her und nahm sie ohne Widerstand gefangen, denn nur ein einziger deutscher Soldat wurde getödtet. Am 15. Januar 1641 wurde Braganza als Johann IV. zum König ausgerufen und sogleich von Frankreich, England, Holland und Schweden anerkannt. Olivarez ließ den Versuch einer Gegenrevolution in Portugal selbst machen, welcher gänzlich mißlang. Somit behauptete Portugal fortan seine Unabhängigkeit.

Gab Spanien Portugal auf, so doch nicht Catalonien, obgleich es dem jüngern Don Juan d'Austria, einem Bastard Philipps IV. erst 1652 gelang, Barcelona wieder einzunehmen und die Franzosen zu vertreiben.

In Italien wußten sich die spanischen Statthalter eben so wenig beliebt zu machen wie in Portugal und entfalteten hier auch nur noch eine schwache militärische Kraft. Deshalb konnte ihre Herrschaft auch hier durch Mazarins Agenten leicht unterwühlt werden. Das Papstthum wußte von seiner Stellung zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon keinen großartigen Gebrauch mehr zu machen. Urban VIII. aus der Familie Barberini sorgte nur für seine Nepoten, wollte einem derselben einige zu Parma gehörige Herrschaften zuwenden und gerieth darüber in Krieg mit dem Herzog Eduard von Parma, dem Modena, Toscana und Venedig beistanden. Die Barberini brachten 20,000 Mann auf, die vor den nur 3000 Mann des Herzogs davon liefen, und der Papst mußte seinen Ansprüchen entsagen, 1642. Nach Urbans Tode 1644 wurde Innocenz X. Papst, aus dem Hause Pamphili, dem Mazarin zürnte, weil er ihn vergebens um einen Cardinalshut für seinen Bruder gebeten hatte. Um nun einen Anlaß zu haben, sich in die italienischen Händel einzumischen und zugleich den Papst und die Spanier anzufeinden,

nährte Mazarin heimlich den Geist des Aufruhrs in Italien, wie er ihn in Spanien genährt hatte. Prinz Thomas von Savoyen machte sich Hoffnung, mit Hülfe einer Revolution und von französischen Truppen unterstützt, den Thron von Neapel zu erobern und dieses Reich den Spaniern zu entreißen. Geheime Verbindungen arbeiteten vor. Als er aber 1646 mit einer französischen Flotte unter Brezé vor Orbitello erschien, wurden beide durch eine spanische Flotte geschlagen und Brezé kam ums Leben. Von nun an ließ Mazarin die Revolution spielen.

Zuerst in Sicilien brach das Volk in der Hauptstadt Palermo los, am 20. Mai 1647. Der spanische Vicekönig de los Velez hatte das Volk mit Steuern schwer gedrückt, Flotte und Truppen waren gerade abwesend, das Volk wurde Meister und den Sommer über herrschte Anarchie, bis es am Ende August dem berittenen Adel gelang, die Volksmassen auseinander zu treiben. Velez starb und ihm folgte als Vicekönig Trivulzio, der das Volk wieder begütigte. Im gleichen Jahr empörte sich aber auch Neapel. Hier war das Volk unter dem Vicekönig de los Arcos ebenso gedrückt wie in Sicilien und zwei Priester bereiteten den Aufstand vor und bedienten sich zur Aufregung der Massen des jungen Fischers Thomas Aniello, gewöhnlich Masaniello genannt, eines armen, aber durch seine Redlichkeit und populäre Beredsamkeit allgemein beliebten Mannes. Am 7. Juli 1647, an einem Markttage, an dem viel Landvolk nach Neapel gekommen war, brach, wie verabredet war, die Empörung aus. Ein Streit auf dem Marktplatze beim Verkauf von Feigen wurde benutzt, um über die Polizei herzufallen. Masaniello und sein bewaffneter Anhang gab den Ausschlag, war in wenigen Stunden Herr der Stadt und erhielt den Titel Generalcapitän des Volks, während der Vicekönig ins Kastel nuovo flüchten mußte. Auch hier versuchte der Adel mit Hülfe der Pferde das Volk einzuschüchtern und ließ, während Masaniello in der Karmeliterkirche ein Dankfest feierte und eine Rede hielt, plötzlich eine Anzahl Reiter mit Feuergewehren in die Kirche hineinstürmen, um den Redner zu erschießen. Aber keine einzige Kugel traf ihn, das wüthende Volk

wurde der Pferde Meister und Masaniello bestrafte die Unthat durch blutige Hinrichtungen, die auch den hohen Adel nicht verschonten. Nun legte sich der Erzbischof von Neapel ins Mittel und lud den Masaniello zu sich ein, um persönlich mit dem Vicekönig zu unterhandeln. Dabei reizte er die Eitelkeit des jungen Fischers, indem er ihn bat, er möchte auch seine junge Frau mitbringen. Das war darauf berechnet, ihn mit dem Volke zu entzweien und als eitlen Narren erscheinen zu lassen. Er ging wirklich in die Falle, kleidete sich und sein Weib, die bisher nur die gewöhnlichen Lumpen der Lazaroni getragen hatten, auf einmal gleich dem Adel „in Silber und Seide“ und stattete seinen vornehmen Besuch beim Vicekönig ab. Das wurde ihm vom Volk zum bittern Vorwurf gemacht und als er sich erst vom Vicekönig und Erzbischof hatte überreden lassen, den Frieden herzustellen und vom Balcon herab das Volk aufforderte, den König hoch leben zu lassen, fiel er in Verachtung. Er soll sich auch dem Trunk ergeben haben und in Wahnsinn gefallen seyn, weil sein schwacher Geist der außerordentlichen Lage nicht mehr gewachsen war. Als nun das Volk nicht mehr an ihm hing, ließ ihn der Vicekönig durch Meuchelmörder erschießen und seinen Leichnam in einen Graben werfen. Nun aber besann sich das Volk plötzlich, bereute seine Undankbarkeit, zog die Leiche Masaniellos wieder heraus, reinigte und schmückte sie mit dem Königsmantel und mit einem Lorbeerkranz und trug sie in großer Procession durch die Stadt. Der Vicekönig mußte wieder flüchten und wurde in seinem Kastel belagert.

Dagegen stellte jetzt das Volk den Franz Toralto, Fürsten von Massa, an seine Spitze, weil er noch vom alten aragonischen Königshause abstammte. Der Fürst begriff wohl, daß ein Pöbelhaufen doch der Macht Spaniens auf die Dauer nicht gewachsen seyn würde, verrieth daher das Volk und erleichterte dem jungen Don Juan d'Austria, als derselbe aus Spanien ankam und Neapel belagerte, die Eroberung der Stadt. Don Juan sicherte dem Volke die volle Amnestie zu, wenn es die Waffen niederlege. Massa beredete es dazu. Kaum aber war es entwaffnet, so fielen die Spanier treulos

über dasselbe her. Das gemeine Volk in Neapel aber war zahlreich, gerieth in gerechte Wuth, griff zur ersten besten Waffe, kämpfte mehrere Tage in den Straßen fort und blieb Meister der Stadt. Der Fürst von Massa wurde zur Strafe seines Verrathes vom Volk ermordet und an den Beinen aufgehängt. Statt seiner erhob man den Annese, wieder einen Mann aus dem gemeinen Volke zum Generalcapitän. Weil er aber vom Kriegswesen nichts verstand, drängte sich Heinrich Herzog von Guise, einer der durch Richelieu aus Frankreich verbannten Prinzen, der das alte Erbrecht des lothringischen Hauses auf Neapel geltend machte, dem Volke dort als Feldherr auf und nahm einstweilen den Titel eines Dogen der Republik Neapel an, 1648. Unterdeß hatte Mazarin schon eine französische Flotte den Neapolitanern zu Hülfe geschickt, die aber durch Sturm litt und einen, wenn auch unentschiedenen, doch blutigen Kampf mit der spanischen Flotte bestand, so daß sie der Stadt Neapel nicht beistehen konnte. Mazarin war aber überhaupt nicht gesonnen, dem ihm feindlich gesinnten Guise zu dienen, dessen Maitresse de Pons in Paris die Frechheit hatte, sich schon als Königin von Neapel zu geberden. Guise selbst ärgerte die Neapolitaner durch seinen französischen Leichtsinn, durch seine Angriffe auf die Ehre verheiratheter Frauen und endlich durch willkürliche Hinrichtungen, so daß Annese, um nur den fremden Eindringling wieder los zu werden, sich unter Vermittlung des Erzbischofs lieber mit Don Juan versöhnte. Guise wurde durch einen verstellten Angriff mit seinen Truppen aus der Stadt hinausgelockt und auf der andern Seite Don Juan mit den seinigen hereingelassen. Guise mußte nun flüchten und wurde gefangen, aber als Prinz wieder frei gelassen. Den unglücklichen Annese aber, dem er doch so viel Dank schuldig war, ließ Don Juan enthaupten, getreu dem System des spanischen Despotismus, der es dem Volke nie verzieh, je eine eigene Meinung gehegt, oder selbständig gehandelt zu haben.

5.

Der Pyrenäenfrieden. Calderon.

Mazarin war im Kampf mit Spanien doch nicht so glücklich, wie er früher im deutschen Kriege gewesen war, und insbesondere ärgerte ihn das gewaltthätige und rücksichtslose Benehmen Cromwells, dem er als seinem Alliirten gegen Spanien Dünkirchen zum Opfer bringen mußte. Er dachte also an eine aufrichtige Versöhnung, ja an eine Verbindung mit Spanien. Es schien, das spanische Cabinet werde sich ganz von dem überlegenen Geist des französischen lenken lassen. Die Verbindung erschien um so natürlicher, als sie zwischen zwei katholischen Mächten geschlossen wurde. Frankreich versicherte sich dadurch gewissermaßen der Hegemonie in der katholischen Welt, die wenigstens der deutsche Kaiser nicht mehr besaß. Der Papst mußte durch die spanische Allianz immer abhängiger werden von Frankreich. Im J. 1658 starb Cromwell, dessen Sohn Richard der Regierung Englands nicht gewachsen war und in Folge dessen die Stuarts 1660 wieder auf den Thron kamen. Während dieses Wechsels unterhandelte Mazarin den Frieden mit Spanien, welcher schon 1659 unterzeichnet, aber erst 1661 ratificirt wurde. Er erhielt den Namen des pyrenäischen Friedens, weil er auf der Fasaneninsel in der Bidassoa, dem Grenzfluß zwischen Spanien und Frankreich in den Pyrenäen geschlossen wurde. Mazarin schloß ihn persönlich mit dem spanischen Minister Haro ab. Aber die Majestäten kamen nach. Anne d'Autriche hatte immer zu Spanien hingeneigt, weil sie selbst eine spanische Habsburgerin war. Sie brachte ihren Sohn Ludwig XIV. mit und von der andern Seite kam Philipp IV. mit seiner Tochter Maria Theresia und der Friede wurde durch die Verheirathung des jungen Königs mit der Infantin (1660) besiegelt. Die letztere war die älteste Tochter Philipps IV., der damals noch keinen Sohn hatte, denn erst ein Jahr nach der Vermählung Maria Theresias bekam Philipp noch einen Sohn, Namens Karl. Mazarin zog also

wohl auch die Möglichkeit in Betrachtung, daß das Erbe Spaniens durch die Heirath auf Frankreich übergehen könne. Ja es knüpften sich noch größere Hoffnungen an seine Politik. Denn er strebte, nach Ferdinands III. Tode auch die deutsche Kaiserkrone für Ludwig XIV. zu gewinnen. Dies gelang ihm nun freilich nicht, denn die Mehrheit der deutschen Kurfürsten wählte Ferdinands Sohn Leopold I. zum Kaiser. Mazarin setzte aber doch die sog. niederrheinische Allianz durch, in welcher sich die von ihm bestochenen Kurfürsten und Fürsten von Mainz, Köln, Braunschweig, Hessen-Kassel und Württemberg verbanden, dem französischen Interesse gegen den Kaiser zu dienen.

Inzwischen war weder der alte Katholicismus, noch der neue Absolutismus der Könige im Stande, die Spanier und Franzosen in Harmonie zu bringen. Die Nationalcharaktere traten vielmehr immer schroffer auseinander. Der Spanier blickte rückwärts in das Mittelalter, der Franzose vorwärts in eine neue erst noch zu schaffende Zeit. Der Spanier blieb der alten Kirche treu, der Franzose verirrte in ein neues Heidenthum. Der Spanier hatte nie mit der deutschen Reformation kokettirt und blieb, was er gewesen. Der Franzose kokettirte mit der Reformation. Indem er sich mit den Ketzern verband, wenn auch nur aus politischen Rücksichten, versündigte er sich gegen den Glauben, an den zu halten er noch vorgab. Mit der Treue verlor er den Glauben selbst und wurde dafür, daß er mit der Reformation gespielt, später durch die Revolution gestraft, die sich damals schon in Frankreich vorbereitete.

Oben schon war von der Heiligkeit der spanischen Malerei die Rede. In Spanien allein widerstand der christliche Ernst und Tiefsinn den Verführungen der Renaissance und wich die Malerei den heidnischen Motiven aus, um das christlich Heilige in schärfster Klarheit und makellosem Glanze zu zeigen. Dieselbe Richtung schlug auch die spanische Dichtkunst ein und zwar blühte Spaniens größter katholischer Dichter erst zur Zeit des Pyrenäenfriedens. Das war Calderon de la Barca, Capellan und Günstling Philipps IV.,

geb. 1601, ein seltener Geist, wie Shakespeare und in gleicher Weise wie dieser von einer zahlreichen Schule ausgezeichneter Schauspieldichter getragen, deren Vorzüge er sich nur aneignete, um sie weit zu übertreffen. In Spanien war das geistliche und weltliche Schauspiel seit Philipp II. durch die eigenthümliche Vereinigung der geistlichen und weltlichen Feste, überhaupt des Altars und Throns gehoben und mit Liebe gepflegt worden. Unter den Dichtern für die spanische Bühne glänzte Tirso de Molina durch seinen Geist und Witz, Lope de Vega durch seine poetische Erfindung und fabelhafte Fruchtbarkeit, und neben, vor ihm oder kurz nach ihm noch andere bedeutende Talente (Royas, Moreto rc.), aber eine welthistorische Bedeutung erlangte nur Calderon durch den specifisch katholischen und spanischen Charakter seiner Stücke. Die ernsteste Andacht zugleich im feurigsten Ausdruck und im klarsten und tiefsten Verständniß des Dogma paart sich hier mit der ganzen Ritterlichkeit des spanischen Volksthums und mit der Loyalität der altdeutschen, in Spanien auf die Spitze getriebenen Vasallentreue. Man unterscheidet bei ihm die sog. „Degen- und Mantelstücke," worin edle Dons und Donnas in interessanten Collisionsfällen der Liebe und Ehre auftreten, von den historischen und mythologischen Schauspielen, denen gewöhnlich ein tieferer Gedanke, ein ernstes Problem zu Grunde liegt, und von den sog. autos sacramentales, geistlichen Schauspielen, durch die an kirchlichen Festtagen irgend ein Mysterium des Glaubens in Allegorien anschaulich gemacht wurde. Die Sprache Calderons ist nicht nur hinreißend durch die schwungvollen Trochäen und im ununterbrochenen Strome von Begeisterung, sondern auch so gedanken- und bilderreich, wie irgend die des Shakespeare. Er ist aber zu katholisch, als daß er bei den Protestanten und modernen Heiden, und zu adelig und loyal, als daß er bei den bürgerlichen Geistern seiner und der Neuzeit Beifall hätte finden können.

Indeß darf man in ihm nicht blos den adäquaten Ausdruck des spanischen Geistes seiner Zeit suchen, er steht auch überhaupt als Dichter der Kirche und der Ehre auf einer Höhe, auf der er alle sog. classischen Dichter überragt, die, Gottes und der Ehre vergessend,

nur der Eitelkeit und dem Fleische gedient haben. Man bemerkt bei Calderon eine gewisse Steigerung des poetischen Rechts. In seinen Lustspielen ist Amor der König der Welt und die Liebe behält oder erreicht ihr Recht, allem andern zum Trotz, nur nicht der Ehre zum Trotz, nur nicht dem Könige zum Trotz, nur nicht der Kirche zum Trotz. In den Schauspielen steht dann zweitens die Ehre über allem, auch über der Liebe. Ohne Erbarmen werden die Bande der Liebe freiwillig zerrissen, wenn es die Ehre gilt. Nur dem König gegenüber schmilzt das Schwert der ritterlichen Ehre wie Wachs zusammen und vor der Kirche neigt es sich so tief, daß die Spitze unten zu stehen kommt und der Griff nur noch das Kreuzeszeichen darstellt. In den Trauerspielen steht dann drittens wie über der Liebe, so über der Ehre die Loyalität, die Hingebung an den König. Ueber allem steht dieser König, nur nicht über der Kirche. Vielmehr dient auch er dieser Kirche und bringt sich ihr freudig zum Opfer. In den Autos wird dann endlich viertens der volle Triumph der Kirche gefeiert. Hier versetzt sich der Dichter, dem Irdischen entrückt, in die himmlischen Sphären selbst.

Diese Stufenfolge des poetischen Rechts ist die allein natürliche, des Menschen würdige. Sie galt auch schon, wenn wir die höfischen Dichtungen welschen Ursprungs ausnehmen, im ganzen christlich germanischen Mittelalter. Das Fleisch wurde dem Geiste, das Menschliche dem Göttlichen, und der Genuß von Rechten der Erfüllung von Pflichten, die Willkür der Ehre und der Treue untergeordnet. Jede Poesie, die sich von diesen Grundsätzen entfernt, liegt im Zauber der alten babylonischen Hure. Mit der Renaissance ist das Verderben in die moderne Poesie gekommen und man war frevelhaft genug, sie ganz von den christlichen Geboten emancipiren zu wollen. Aber die angebliche Freiheit, die man der Poesie, gegenüber dem christlichen Vorurtheil und Zwange, bewahren will, ist selbst ein Vorurtheil und ein Zwang, eine ganz unnatürliche Anmaßung der Sinnlichkeit, Charakterschwäche und des Triebes zur Sünde, sich die Poesie als ausschließliches Monopol aneignen zu wollen. Die Kraft und Reinheit, der Adel der Seele hat wahrlich einen berechtigteren Anspruch auf die Poesie, als Schwäche und Schmutz, als Gemeinheit

der Seele. Das Bewußtseyn und die Uebung strenger Pflicht ist schon an sich unendlich poetischer, als das egoistische Geltendmachen von Rechten und Genüssen. Endlich ist in der ganzen Weltgeschichte nichts so poetisch, als der Eintritt des Ewigen in das Zeitliche zur Lösung des unentwirrbaren Räthsels und zur Erlösung des verlorenen Geschlechts. Was sind alle homerischen Helden und was sind alle Göthe'schen Genießlichkeiten gegen die Poesie der Evangelien? Diese hohe und heilige Poesie tritt uns nun auch überall bei Calderon entgegen und er erklärt uns in wunderbaren und überraschenden Bildern die tiefsten und süßesten Geheimnisse des Glaubens.

6.

Die Philosophie in Frankreich.

Im directen Gegensatz gegen das katholisch und romantisch gebliebene Spanien fiel Frankreich, indem es sich ganz der Renaissance hingab, immer mehr vom christlich-germanischen Princip des Mittelalters ab. Ein Geist wie Calderon gehörte in Frankreich schon zu den Unmöglichkeiten, obgleich sich Ludwig XIV. noch den „allerchristlichsten" König nannte und die Hugenotten als Ketzer verfolgte.

Durch das gallicanische Princip und die Allgewalt, welche der Staat in Frankreich über die Kirche erlangt hatte, kam der Jesuitenorden, sofern er bisher einzig und allein die päpstliche Gewalt vertheidigt hatte, in Verlegenheit. Die Klugheit zwang ihn, sich am französischen Hof in Gunst zu erhalten; dadurch aber fiel er in Widerspruch mit seinem Princip. Seine Moral wurde bedenklich. Er fand in der Dialektik Mittel, um für Sünde zu erklären, was es nicht war, und wiederum die wirkliche Sünde zu enschuldigen. Die Jesuitenmoral durchdrang sich nach dem Beispiel der weltlichen Juristenpraxis mit Zweideutigkeit und Falschheit. Davon geben Zeugniß die Werke Busenbaums (medulla theologiae moralis, 1652) und Escobars (theologia moralis, 1654), nicht zu gedenken des schweinischen Buchs von Sanchez (de matrimonio), worin

die Fleischessünden mit dem studirtesten Raffinement detaillirt werden. Natürlicherweise wurde die Blöße, welche sich die Jesuiten damit gaben, von ihren Gegnern benützt. In Frankreich schrieb der geistreiche Pascal die s. g. Briefe aus der Provinz, worin er die Jesuiten aufs schärfste mitnahm und vor dem Richterstuhl der Moral und gesunden Vernunft verdammte, was ihm großen Ruhm schon bei seinen Zeitgenossen eintrug. Es waren noch viele edle Elemente im Orden der Jesuiten, aber sie durften nicht mehr in ihrer Reinheit hervortreten. Es klebte schon zu viel Schmutz weltlicher Rücksicht und weltlichen Interesses an der Politik ihrer Führer.

Eine gleichfalls moralische Opposition gegen die Jesuiten erhoben die Schüler des Spaniers Molina seit 1588 und des Holländers Jansen, 1640. Beide hingen an der Lehre des Augustinus und neigten sich insofern einigermaßen den Reformatoren zu, ohne von der katholischen Kirche abzufallen. Ihre Hauptanhänger fanden sie in Frankreich. Beide wurden vom Papst verdammt, aber das verschaffte ihnen nur um so mehr Ansehen. Insbesondere behauptete sich der Jansenismus, unterstützt von den bürgerlichen Parlamenten gegen die Jesuiten des französischen Hofes, und hier bildete sich eigentlich der erste Ansatz zu der constitutionellen Partei, welche später den Thron der Bourbons so tief erschüttern sollte. Im unheimlichen Bunde mit dem antiken, halbasiatischen Hofdespotismus vergiftete die ursprünglich reine und edle Gesellschaft Jesu ihre Grundsätze und diente viel weniger mehr der Kirche, als dem Hofe. Das mußte mit Nothwendigkeit einen doppelten Widerstand im Volk hervorrufen, einen der Sittlichkeit und gesunden Vernunft, den Pascal und die Jansenisten vertraten, und einen des bürgerlichen Freiheitssinnes, den das Parlament vertrat. Neben Pascal schrieben Arnauld und Perrault gegen die Jesuiten und rißen denen, die als Beichtväter alle Laster den Großen nachsahen und die Religion der weltlichen Tyrannei verkuppelten, die Heiligenmaske vom Gesicht.

Indem die Kirche vom Staate mißbraucht und herabgewürdigt wurde, so daß ihre Organe keine Achtung mehr einflößten, und

andrerseits das classische Heidenthum die Seelen bezauberte, trat der Wendepunkt ein, an welchem man die Wahrheit der christlichen Religion überhaupt in Frage stellt. Es war so lange her, seit Christus auf Erden gewandelt. Die, welche in seinem Namen regierten, trieben Politik, wie andere Menschen, und duckten sich unter die weltliche Gewalt. So vieles, was früher als heilig gegolten, war seit der Reformation verachtet. Die h. Schrift selbst wurde hier durch den Henker verbrannt, dort wurde über sie mit wüthendem Hasse gezankt. Da war es kein Wunder, daß Menschen, die ohnehin durch die Frivolität der französischen Gesellschaft und durch den classischen Geschmack allem Kirchlichen waren abgeneigt worden, endlich auf den Gedanken fielen, sich überhaupt von der ganzen christlichen Weltanschauung zu emancipiren, sie als einen Wahn früherer Zeiten zu verlachen. Das thaten schon am Ende des 16. Jahrhunderts Montaigne und Charron. Aber in ein förmliches System wurde diese Geistesrichtung erst durch Descartes (Cartesius) gebracht, welcher 1629 auftrat und den ersten Versuch einer modernen Philosophie machte, welche von der geoffenbarten Wahrheit und dem göttlichen Gesetz gänzlich Umgang nehmend, im Ich des denkenden Menschen allein den Grund aller Wahrheit, das Gesetz alles Wollens und Handelns sucht. Sein berühmtes Wort cogito, ergo sum (ich denke, mithin bin ich) wurde der Grundstein aller neuern Philosophie, sofern sie nur vom Ich ausgeht und Gott und Welt nur gelten läßt, soweit das Ich sie begreift. Im Uebrigen war Descartes doch noch so in der alten Vorstellungsweise befangen, daß er einen ewigen und vernünftigen Gott als Urheber aller Dinge und auch eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele als unvermeidliche Ergebnisse des Denkens erkannte. Da seine Lehre der herrschenden Kirche zuwiderlief, wurde sie verdammt. Er fand aber ein sicheres Asyl in Holland und ungeheuren Anhang in der gelehrten und gebildeten Welt.

Mit ihm kam die Tendenz zum Durchbruch, die schon tief im Mittelalter die kühnen Scholastiker durchdrungen hatte und die eigentlich schon der Scholastik überhaupt als solcher innewohnte.

Denn wenn man nicht damals schon der menschlichen Denkkraft einen übertriebenen Werth beigelegt hätte, würde man sich einfach mit Tradition und Evangelium begnügt und dieselben nicht auf das Prokrustesbett der Dialektik gespannt, noch versucht haben, sie mit der aristotelischen Philosophie in Einklang zu bringen. Immer aber blieb das philosophische Denken im Bann des kirchlichen Systems, in welches die Berengare und Abälard vergebens Breche zu legen versuchten. Auch Luthers und Calvins Reformation verlangte unbedingten Glauben und war dem freien Denken nichts weniger als günstig. Erst die Unterwürfigkeit des Klerus unter die weltliche Macht, die sklavische Abhängigkeit der Kirche von der Gunst oder Ungunst der Höfe und die Frivolität, die heidnische Ueppigkeit und der dem Christenthum diametral widerstehende Geschmack der Renaissance machte eine von der Kirche unabhängige und derselben feindlich entgegengesetzte Philosophie möglich, mußte sie aber auch mit Nothwendigkeit herbeiführen. Der Mensch kann nicht leben, ohne die Wahrheit zu suchen. Erkennt er sie nicht mehr in der christlichen Offenbarung an, so muß er sie nothwendig anderswo suchen.

Die neue Philosophie kündigte mit ziemlich naiver Zuversicht an, daß ihr bestimmtes und klares Wissen allein die Wahrheit enthalte, während der Glaube nur im Nebel des Irrthums tappe und nach dem Schein greife. Aber sie täuschte sich nicht nur über die Grenzen des menschlichen Wissens, sondern auch über die Natur desselben und bewegte sich daher von Descartes an bis auf die neueste Zeit nur in dem verhältnißmäßig engen Kreise, der dem Denken des Geschöpfs vom Schöpfer innerhalb unseres Planeten und unserer kurzen Lebenszeit gezogen ist. Diese Denkkraft kann nicht loskommen von Gott, aber auf allen Leiterchen ihrer Definition erklettert sie die Höhe nicht, in welcher der Gott der Offenbarung thront. Oder sie kehrt sich von Gott ab und vergöttert wieder, wie zur Heidenzeit, die Natur, die Materie, oder vergöttert das menschliche Ich und sie identificirt auf eine phantastische Weise Materie und Geist, Gott und Welt und Ich, und dieses Vertiefen des Gottes- und Allbegriffs ins Ich ist gleich dem Fall in die tiefste Finsterniß dem Punkte zu,

der von der Wahrheit wie von Gott am weitesten entfernt liegt. Andere Bewegungen vermag die Denkkraft in der Philosophie nicht zu machen. Deistisch, materialistisch oder pantheistisch kann sie aus dem Zauberkreise, in den sie gebannt ist, nicht heraus. Obgleich nun schon Sokrates erkannt hatte, der Mensch weiß nur, daß er nichts weiß, so war doch die Hoffahrt des Geistes und der Reiz der Neuheit zu groß, als daß man sich nicht hätte einbilden sollen, mit Descartes habe die Menschheit einen ungeheuern Fortschritt gemacht.

Malebranche, ein frommer Geistlicher, suchte die Philosophie des Descartes gleich nach ihrem Erscheinen des Giftstoffes, der in ihr lag, zu berauben und gab zu, daß uns alle Wahrheit nur durch unsere Wahrnehmung und Erkenntniß vermittelt werde, setzte aber voraus, wir sähen nach göttlicher Veranstaltung alles in und durch Gott. Diese Behauptung wurde bald nachher von dem holländischen Juden Spinoza (geb. zu Amsterdam 1632) zu einem völlig pantheistischen System ausgebildet, wonach Gott substantiell in allen Dingen enthalten seyn soll, mit Nothwendigkeit für die einzelnen Dinge, mit Freiheit für sich, zu welcher Freiheit aus der Nothwendigkeit heraus aber, wie überhaupt zur Gottheit selbst sich jeder denkende Geist als solcher erheben könne. Der Jude Spinoza vindicirte also dem denkenden Menschengeist die höchste Freiheit und sicherte ihm Antheil an der Gottheit selber zu, ohne daß der Mensch vorher nöthig hätte, von einer Sündenschuld erlöst zu werden oder Buße zu thun. Es war dieselbe Verführung, wie die Schlange sie im Paradiese gegen unsere ersten Eltern brauchte: eritis sicut deus.

Darin lag eine welthistorische Nothwendigkeit. In dem Zeitpunkt, in welchem das Christenthum durch die Gottlosigkeit der weltlichen Mächte so tief herabsank, mußte nicht nur das Heidenthum mit unwiderstehlicher Gewalt in der Renaissance wieder seine Eroberungen machen, sondern auch das Judenthum mußte die langverhaltene Rache an der Christenheit üben und ihr heimtückisch mit dem Messer ans Herz rücken.

Sechstes Buch.

Ludwig XIV.

1.

Das moderne Königsideal.

Als Ludwig XIV. 1661, damals erst 23 Jahre alt, die Regierung Frankreichs übernahm, that er es mit der Zuversicht, derselben gewachsen zu seyn. Richelieu und Mazarin hatten ihm trefflich vorgearbeitet, die Parteien im Innern besiegt, den Widerspruch der Parlamente beseitigt und die Alleinherrschaft fest gegründet. Aus Mazarins Verwaltung übernahm er talentvolle Minister, de Tellier des Kriegs, Lyonne der Diplomatie, Fouquet der Finanzen. Aber der junge König wollte, indem er sich derselben bediente, doch selbst regieren, alles selbst übersehen und die oberste Leitung sich vorbehalten. Dazu trieb ihn nicht etwa eine besonders geniale Natur, sondern nur der königliche Instinct, der ihm in einem eminenten Grade inwohnte. Das Herrschen schien ihm gar nicht schwer, sondern blos natürlich. Da er rechtmäßiger Erbe des Thrones war und eine schöne Figur, eine edle Gesichtsbildung, ungemein viel angeborene Grazie und Würde besaß, hat er niemals in seinem Leben daran gezweifelt, daß sich in ihm gleichsam das Königthum selbst personificire, daß er eine Art von königlichem Ideal verwirkliche. Und zwar ganz von selbst, durch Geburt und Anlage, ohne weitere

Anstrengung oder rühmsüchtiges Echauffement, welches er vielmehr niedern Naturen überließ. Das Bewußtseyn dieser seiner Vornehmigkeit hat ihn nie und nirgends verlassen. Sie ist zugleich der Schlüssel zu seiner ganzen politischen Handlungsweise.

Wenn die frühern Regenten Frankreichs wetteifernd die monarchische Gewalt im Innern stärkten und zugleich gegen das übermächtige deutsche Reich beständig opponirten, so hatten sie mühevoll arbeiten müssen und waren doch immer neben den deutschen Kaisern eine Stufe tiefer gestanden. Mit Ludwig XIV. änderte sich das alles. Er sah sich von vorn herein schon im Besitz der Uebermacht, nahm ganz unbefangen die erste Stelle in Europa ein, was ihm der im dreißigjährigen Kriege so tief gedemüthigte Kaiser auch nicht verwehren konnte. Ja er sprach selber die Kaiserkrone an und betrachtete sich, obgleich er sie nicht erlangen konnte, doch auch später noch, indem er die s. g. Reunionen (Wiedervereinigungen) verfügte, als den natürlichen Nachfolger Karls des Großen, und zugleich als den Nachfolger der altrömischen Kaiser, als das natürliche Haupt der romanischen Völker. Die von Italien ausgegangene Renaissance erreichte erst unter ihm in Frankreich den politischen Höhepunkt. Der antike Despotismus vergötterter Imperatoren wurde von ihm in seinem ganzen alten Glanze wiederhergestellt. Als Eroberer setzte er naiv voraus, die ganze Welt gehöre eigentlich ihm, und alles, was er wolle, sey recht und höchstes Gesetz der Welt. Er erobere nur wie die Sonne, wenn sie die umnachtete Erde bescheint, und überall verbreite er nur Segen. Deswegen verkündeten seine Hofgelehrten und Hofdichter das siècle de Louis XIV. als ein neues goldenes oder augusteisches Zeitalter. Die Persönlichkeit des Königs war alles. Er sagte: l'état c'est moi und unterzeichnete seine Befehle: tel est notre plaisir. Was außer ihm athmete, hatte nur den Zweck ihm zu dienen. Was seine Franzosen thaten, sollte nicht Frankreich, sondern nur ihm nützen. Was die Bevölkerung an männlichem Muth und Talent besaß, mußte sich mit Gut und Blut seiner Ruhmbegier, was sie an weiblicher Schönheit und Anmuth besaß, seiner Wollust opfern. Indem er sich aber vergöttern ließ, gab er

selbst den gemeinsten Lastern den Anstrich der Vornehmigkeit und Grazie. Der altgriechische Olymp lieferte ihm die Mittel dazu. Wer in seine Paläste, in seine königlichen Säle eintrat, glaubte nicht in ein lüderliches Haus oder in einen türkischen Harem zu treten, sondern in die Tempel der alten Götter. In den Gärten und Vorhallen wimmelte es von Statuen des erotischen und bachischen Kreises, von Nymphen und Satyrn, im Innern öffneten sich die Heiligthümer der Venus, des Allbändigers Herakles, und von der Decke des königlichen Schlafsaals herab schleuderte Jupiter, der Götter höchster, seine Blitze.

Unumschränkte Willkür, ohne sich an ein göttliches oder menschliches Gesetz zu binden, Anmaßung von grenzenlosen und alles umfassenden Rechten ohne die geringste Verpflichtung, und volle Sättigung in allen erdenkbaren irdischen Genüssen, das war es, wozu Ludwig XIV. sich geboren glaubte und worin ihm bald alle europäischen Fürsten fast ohne Ausnahme nachzukommen trachteten. Damit war in den höchsten Regionen der europäischen Menschheit das Heidenthum wesentlich wiederhergestellt; wenn man auch noch christliche Aeußerlichkeiten beibehielt, der ewige Gott, Schöpfer, Weltenlenker und Richter war vergessen und an seiner Stelle ließen sich vergötterte Fürsten anbeten.

Ludwig XIV. war aber allen überlegen in der conservativen Klugheit, welche das Capital, von dessen Zinsen man lebt, schont und vermehrt. In Willkür und Lüsten haben ihm viele, in dieser Besonnenheit nur wenige nachgeahmt. Als er bald nach seinem Regierungsantritt die Finanzen Frankreichs durch die frühere Verwaltung erschöpft sah und für seine Person keineswegs zu sparen gedachte, stellte er den berühmten Finanzminister Colbert an, der ihm die Mittel zu seinen Eroberungen und zur Befriedigung seiner Prunksucht und Wollust verschaffen mußte, ohne die französische Bevölkerung allzu sehr anzustrengen, indem er nämlich Ackerbau, Gewerbe und Handel durch weise Verordnungen, durch Eröffnung von Straßen und Canälen und Vermehrung der Seemacht in einen vorher nie gekannten Flor brachte. Wie es der König meinte, gab er

1662 in einem Carousssel zu erkennen. Hier gruppirten sich vier Quadrillen um ihn. Jede stellte eine Nation dar. Ludwig selbst führte die römische Nation mit dem Sinnbild der Sonne. Die zweite Quadrille von Rittern hatte zum Sinnbild den Spiegel, der die Sonnenstrahlen auffängt. Die dritte einen Lorbeerzweig, welcher der Sonne heilig ist. Die vierte einen Adler, der in die Sonne blickt. Alle insgesammt aber bezeichneten den Organismus des von ihm gleichsam beseelten Staats, die Staatsdienerschaft, die Männer der Wissenschaft und Kunst, das Heer. Alles sollte ihm nur dienen, er selbst ließ sich von nichts hinreißen, sondern blieb der ewig ruhige Mittelpunkt, um den alle Sphären kreisten. So ließ er durch seine Feldherrn große Kriege führen und war ein allbewunderter Gönner der Musen, ohne selbst eine Leidenschaft für den Krieg zu hegen oder für Wissenschaft und Kunst begeistert zu seyn. Schon sein Aeußeres stellte überall und immer die Majestät dar, die er auch dann zu bewahren wußte, wenn er sich herabließ, zu tanzen. Doch gab das Anspruchsvolle und Oberflächliche dieser graziösen Majestät immerhin einen etwas theatralischen Anstrich. Die Selbstvergötterung des Königs ging aus der Anbetung hervor, die er von Kindheit auf genossen hatte. Er war nichts anderes gewohnt. „Er erröthete nicht,“ sagt Duclos, „das übertriebenste Lob anzuhören, weil die Welt nicht erröthete, es ihm zu spenden.“ Bei allen Hoffesten, im Theater, bei jeder Gelegenheit vergötterte man ihn. Die Akademie kannte keinen Gott neben ihm. Der Erzbischof Clermont-Tonnère stiftete einen Preis in der Akademie, um die großen Eigenschaften des Königs als einen unerschöpflichen Gegenstand für ewige Zeiten zu preisen. Bossuet, der größte und frömmste Kanzelredner im damaligen Frankreich, verschmolz die Devotion vor Gott mit der vor dem König.

Ludwigs spanische Gemahlin Maria Theresia war ihm der politischen Verbindung wegen werth, weil er durch sie Spanien an sein Haus zu bringen hoffte. Auch behandelte er sie stets mit würdevollem Anstand, hatte aber neben ihr nach einander ununterbrochen eine Menge Maitressen, die er verschwenderisch mit Geschen-

ken und Ehrentiteln überhäufte, so daß die große königliche Sonne von vielen weiblichen Nebensonnen umstrahlt war. Seinen ersten Geliebten, den Schwestern Mancini, folgten bald andere in kaum übersehlicher Menge nach. Am zärtlichsten liebte ihn die unschuldige Louise de la Valière, deren schüchternes „Erröthen die Welt um Verzeihung zu bitten schien, daß sie geliebt wurde,“ und die für immer ins Kloster ging, als er sie verließ. Eine traurige Rolle spielte Marie Angelique, Fräulein von Fontanges, in die sich der König verliebte, als sie einmal auf der Jagd gefallen war und die Haube reizend verschoben hatte. Sogleich trug die ganze Damenwelt Hauben in gleicher Form, die man Fontangen nannte. Aber das schöne leichtsinnige Kind wurde, wie man glaubt, durch Fanchon, Marquise de Montespan, vergiftet, die des Königs erklärte Maitresse wurde und ihm mehrere Kinder gebar. Aber 1685 lernte er eine andere Fanchon, geb. d'Aubigné und Wittwe des geistreichen und lahmen Poeten Scarron, als Erzieherin der Kinder jener Montespan kennen und fand sie so schön, sanft und klug, daß sie unter dem Namen einer Frau von Maintenon bei ihm bleiben mußte und daß er sich sogar heimlich mit ihr trauen ließ.

Da die bisherigen Paläste und Lustschlösser der Könige ihm zu kleinlich erschienen, baute Ludwig XIV. deren neue und gründete sich vor allem in dem großen Schloß und in den Gärten von Versailles ein Denkmal seiner irdischen Größe und Pracht. Dasselbe war ganz im Renaissancestyl gebaut und wurde durch Lebrun mit mythologischen und historischen Bildwerken geschmückt. Es kostete ungeheure Summen, aber der König verbrannte die Rechnungen. Die Gärten richtete Le Notre ein, aber in einem antik seyn sollenden, abscheulichen Geschmack, indem er die Bäume künstlich zu mathematischen Figuren zuschnitt und unter Statuen und Springbrunnen stellte.

2.

Der Devolutionskrieg.

Mazarins Plan, Spanien ganz an das französische Interesse zu fesseln, war mißlungen. Die Staatsinteressen und noch mehr die Antipathie der Völker waren gegen die Intrigue. Da nun Ludwig XIV. auch die deutsche Kaiserkrone nicht hatte erkaufen, ertrotzen und erschleichen können, blieb ihm nichts übrig, als gegen beide Mächte, Spanien und Deutschland, wieder feindlich aufzutreten und ihre großen Schwächen auszubeuten, um auf ihre Kosten sein französisches Reich, zunächst in den Niederlanden, auszudehnen. Als Vorwand dazu diente ihm das alte s. g. Devolutionsrecht im Herzogthum Brabant. Hier nämlich erbte das älteste Kind ohne Rücksicht auf sein Geschlecht. Nun war Ludwigs XIV. Gemahlin die ältere Tochter Philipps IV. von Spanien, dessen Nachfolger Karl II. aber nur der jüngere Sohn; folglich sprach Ludwig Brabant für seine Gemahlin an. Bevor er aber diesen Anspruch geltend machte, gewann oder neutralisirte er wenigstens alle die Mächte, die ihm dabei hinderlich werden und Spanien helfen konnten.

Gegen das deutsche Reich schützte ihn der Rheinbund und die fortwährende Bestechung der deutschen Fürsten und Minister. Auch konnte er den Deutschen mit Schweden drohen. In England war der wiederhergestellte König Karl II. so leichtsinnig und immer so geldbedürftig, daß es nicht schwer war, auch ihn auf französische Seite zu locken. Mehr Schwierigkeit bot das kleine, aber mächtige Holland dar. Ludwig suchte es auf doppelte Weise zu schwächen, einmal durch einen Krieg mit England, sodann durch die innere Parteiung zwischen der republikanischen Partei unter dem Pensionarius de Witt und der royalistischen unter dem jungen Wilhelm III. von Oranien. Während doch die beiden calvinistischen und parlamentarischen Staaten England und Holland gegen das katholische und absolutistische Frankreich hätten zusammenhalten sollen, thaten sie aus

Handelseifersucht und Parteifanatismus dem französischen Hofe den Gefallen, sich wechselseitig die Hälse zu brechen. Indessen blieben diese Kämpfe unentschieden und Holland blieb nach wie vor eine furchtbare Geld- und Seemacht. Ludwig zog es daher vor, sich mit dieser Macht zu verbinden, um die spanischen Niederlande mit ihr zu theilen. Nun mußte England einstweilen mit Holland den Frieden zu Breda schließen und von der Anwendung der Navigationsacte auf Holland abstehen, 1667. Dennoch konnte de Witt, der damals noch die holländische Republik lenkte, sich mit Ludwig nicht gänzlich einigen. Man schlug vor, die spanischen Niederlande unter französischen und holländischen Schutz zu einem neutralen Freistaat zu erklären. Aber Frankreich wollte nur für sich erobern und de Witt wußte wohl, daß, selbst wenn die Hälfte der spanischen Niederlande mit Holland vereinigt würde, durch die Nähe der Stadt Antwerpen der bisherigen republikanischen Regierung in Amsterdam eine höchst gefährliche Concurrenz entstehen würde. Er zauderte daher, während auch Ludwig seinerseits sich einmal vertraulich erklärte, er betrachte die Holländer nur als Mittel zu seinen Zwecken und werde nur seinem eigenen Interesse folgen.

Er hatte bereits eine andere Intrigue angesponnen, um Holland entbehren zu können. Als nämlich Philipp IV. 1665 starb und seine Wittwe, Maria Anna, eine Tochter Ferdinands III., und ihr allmächtiger Beichtvater, der deutsche Jesuit Neithard, allen französischen Verführungskünsten unzugänglich blieben, bestach Ludwig XIV. die kaiserlichen Minister in Wien, vor allen den Fürsten Lobkowitz, und brachte den schwachsinnigen Kaiser Leopold dahin, einen geheimen Vertrag mit ihm einzugehen, wonach sie beide das spanische Erbe theilen wollten. Der Kaiser sollte die Lombardei, Spanien und Amerika, Ludwig Neapel und Navarra mit den Niederlanden bekommen. Als nun aber Ludwig 1667 zwei große Heere, das erste unter Turenne, in die Niederlande schickte und dieselben, die von der spanischen Regierung sehr vernachlässigt waren, sowie auch die Freigrafschaft Burgund leicht wegnahm, trat de Witt dieser Eigenmächtigkeit mit großer Energie entgegen, brachte den Engländern ihr

Interesse zum Bewußtseyn und wußte auch die Eifersucht Schwedens zu erregen, so daß es ihm gelang, durch eine rasch abgeschlossene Trippelallianz zwischen Holland, England und Schweden der französischen Eroberungslust Halt zu gebieten. Ludwig wollte sich mit diesen Mächten in keinen Krieg einlassen, hoffte vielmehr, sie bald wieder entzweien zu können, machte daher gute Miene zum bösen Spiel und schloß mit Spanien den Frieden zu Aachen, worin er sich mit der Besitznahme von 12 niederländischen Städten (Doornik, Ryßel, Kortryk ꝛc.) begnügte, 1668.

Alles nur einstweilen. Ludwig übereilte sich nicht, war aber auch keinen Tag müssig und gewann immer mehr durch Unterhandlungen, als durch Schlachten. Die aufgelockerten Grenzen des deutschen Reichs lagen ihm offen und er war geschützt durch den Rheinbund, durch die bestochenen Minister des Kaisers und durch die Schweiz. Mit der letzteren schloß er 1663 einen neuen Bund, schmeichelte ihren Regierungen und bestach sie. Als ihm eine Gesandtschaft von 200 Schweizern aufwartete, gab er allen goldene Ketten und andere kostbare Geschenke. Der kleine Dauphin mußte jedem die Hand geben und dazu quäken: ami, mon ami. Dafür ließen sich auch 25,000 Schweizer für den französischen Dienst anwerben. Lothringen hatte sich Ludwig von dem querköpfigen Herzog Karl förmlich abtreten lassen, dessen Bruder Franz vergebens protestirte. Das Reich rührte sich nicht. Auch die Reichsstädte im Elsaß, das starke Straßburg ausgenommen, mußten dem König von Frankreich huldigen. Die Freigrafschaft Burgund wurde nach dem Aachener Frieden an Spanien zurückgegeben, jedoch nicht eher, als bis Ludwig XIV. daselbst alle Festungen geschleift und alle Waffen und Vorräthe weggeführt hatte. Eigenmächtig erhöhte er die Zölle, worunter besonders die Schweiz und Holland litten. Die Schweizer wagten keinen Widerspruch. Als Holland Repressalien wagte, gerieth Ludwig in majestätischen Zorn.

Es kam ihm überall zu Statten, daß nicht nur die Fürsten und der Adel, sondern auch die Reichen und Ehrgeizigen in den Republiken der französischen Mode huldigten, das Beispiel von

Paris und Versailles nachahmten und, um der Prunk- und Genußsucht zu fröhnen, einer schamlosen Habgier verfielen und Recht und Sitte des Volks mit Füßen traten. In der Schweiz war das gemeine Landvolk fast überall den reichen Städtern verschuldet und dadurch zu einer Classe von Heloten geworden. Die Stadtherrn drückten den Bauer auf alle Art, bis 1653 zuerst im Entlibuch, dann im Bernerlande die Bauern sich in Waffen erhoben und, von Leuenberg geführt, den städtischen Truppen unter den Generalen Werdmüller und Erlach blutige Schlachten lieferten. Aber sie unterlagen dem schweren Geschütz und erlitten schwere Verluste an Leben und Freiheit. Damit begann das Schweizer sog. Junkerthum, die Vornehmthuerei und französische Mode der Geschlechter, welche sich in den Erbbesitz der Rathsstellen gesetzt hatten. Die reformirten Cantone Zürich und Bern gaben den Ton an und wurden so übermüthig, daß sie auch den freien Bauern in den Urcantonen Befehle vorschreiben wollten. Aber diese Cantone hielten zusammen und schlugen die Reformirten in der Schlacht bei Vilmergen zurück, 1656. — Den Raub der Elsäßischen Reichsstädte entschuldigte Ludwig bei den deutschen Fürsten damit, daß er sie aufforderte, ein gleiches zu thun. Die Reichsstadt Donauwörth, deren Rechte im westphälischen Frieden wieder hergestellt waren, blieb dennoch eine bayrische Landstadt, weil der Kurfürst sie nicht wieder herausgab. Als van Galen, Bischof von Münster in Westphalen, die Stadt Münster unterwarf und aller Freiheiten beraubte, halfen ihm dabei französische Truppen. Als der Kurfürst von Mainz der Stadt Erfurt gleichfalls alle ihre Freiheiten nahm, standen auch ihm französische Truppen bei und drangen ungehindert in den Thüringer Wald ein, 1664.

Ehe Ludwig XIV. seine durch die Trippelallianz gestörte Devolutionspolitik wieder aufnahm, glaubte er als das wesentlichste Hinderniß derselben vor allem die kleine Republik Holland beseitigen zu müssen. Es gelang ihm, noch einmal die englische Regierung ganz auf seine Seite zu bringen, da Karl II. immer Geld brauchte und eine Vernichtung der holländischen Seemacht in der That im

englischen Interesse lag. Es gelang ihm ebenso, den Kaiser Leopold zu überreden, die Vertilgung der holländischen Ketzer sey ein frommes Werk. Es gelang ihm sogar, das königliche und aristokratische Schweden zu gewinnen, so daß es ihn nicht zu stören gelobte, wenn er über Holland herfalle. Ueberall hatte er die Sympathien der stolzen Fürstenhöfe und des auf den Reichthum der holländischen Bürger neidischen Adels für sich, nahm die Miene an, als sey er gewissermaßen von ganz Europa beauftragt, die Holländer zu vertilgen, und ließ eine Medaille schlagen mit der Umschrift; ultor regum (Rächer der Könige). Der Jesuit Comire dichtete eine Fabel von der Sonne (Ludwig XIV.), die den Sumpf der Frösche (Holland) austrockne, ein Bild, welches gleichfalls durch eine Medaille verewigt wurde.

Man hat viel Wesen davon gemacht, daß unser großer Leibnitz damals dem König von Frankreich, um ihn von Holland und dem deutschen Reich abzuhalten, in einer gründlich durchdachten Abhandlung die Eroberung Aegyptens empfohlen habe. Das beweist aber nichts, als daß die deutschen Philosophen, auch die besten, unpraktisch sind und von Einbildungen leben.

3.

Holland in Noth.

In Holland hatte sich, seitdem es sich glücklich von der spanischen Herrschaft losgerissen, das Leben gar seltsam gestaltet. Der Grundcharakter und die Sprache des Volks blieben niederdeutsch, wenn gleich zahllose um der Religion willen verfolgte Oberdeutsche, Franzosen und Juden nach Holland übersiedelten. Aber das Volk riß sich ganz von Deutschland los, weil es in seinem schweren und langen Kampfe gegen die Spanier vom deutschen Reich und Volk nicht unterstützt worden war, ganz allein den Sieg errungen hatte und daher mit stolzen und vorwurfsvollen Blicken auf die übrigen Deutschen heruntersah. Indem es sich aber isolirte, verfiel es in noch höherem Grade, wie die andern deutschen Stämme, der Re-

naissance und bildete in seiner Literatur eine Monstrosität aus, die als einzig in ihrer Art in der Weltgeschichte dasteht. Denn das Classische wurde hier mit dem gröbsten und unflätigsten Cynismus, dessen die niederdeutsche Volksnatur fähig ist, meßalliirt. Nirgends passen die olympischen Götter und die zarten Nymphen übler hin, als unter die Bürgermeisterperüken von Amsterdam, unter die Pedanten von Leyden und unter die Bauern und Viehmägde der holländischen Dörfer.

Dennoch griff der holländische Geist tief in die Zeit ein. Obgleich in die theologische Zänkerei so tief, wie irgend ein anderes nordeuropäisches Volk versunken, und von fanatischem Calvinismus durchdrungen, opferten die Holländer doch aus Nützlichkeitsgründen ihren Glaubenseifer einer Toleranz auf, die als etwas völlig Neues in der Welt auftrat, aber im folgenden Jahrhundert allgemein Mode wurde. Um nämlich den Gewerbfleiß ihrer Städte zu vermehren und ihre großen Colonien anlegen zu können, brauchten sie Menschen und nahmen daher nicht bloß flüchtige Calvinisten, sondern aller Art Verfolgte auf, von welcher Religion sie auch seyn mochten, denen sie freien Gottesdienst und eigene Kirchen gestatteten und wovon nur die Katholiken allein ausgenommen waren. So sah man in Amsterdam neben der calvinischen Hauptkirche auch lutherische, Sectenkirchen aller Art, Synagogen der Juden und sogar türkische Moscheen zum Gebrauch der des Handels wegen nach Holland kommenden Levantiner. In Holland war auch alles zu drucken erlaubt, was in andern Ländern verboten war, und durch seine Presse wurde das kleine Land eine gefürchtete und einflußreiche Macht, abgesehen von dem Reichthum, den es durch den Buchhandel gewann. Hier zuerst brachen die verneinenden Geister der neuen Zeit sich Bahn, hier lebten und schrieben die Descartes und Spinoza.

Holland gewann durch seinen Handel und Gewerbfleiß ungeheuren Reichthum. Die überseeischen Länder lieferten ihm die Colonialwaaren, welche bald für ganz Europa zum Bedürfniß wurden (Baumwolle, Zucker, Tabak, Kaffee, Chocolade, Rum, Indigo, Gewürze 2c.). Die feinste und behaglichste Civilisation lernten

die Holländer in China kennen, von wo sie die Porcellangefäße, den Thee, tausenderlei artige Spielereien, Hausgeräthe und Bequemlichkeiten, Gartenkunst und Blumenzucht, die kunstreichen Lakirungen, die Fächer, Schlafröcke und — Zöpfe mitbrachten und in Europa einführten. Ihr Reichthum und ihre Ueppigkeit stieg in dem Maaß, in welchem die übrige deutsche Nation dem tiefsten Elend erlag. Während in ganz Deutschland Mord und Brand, Hunger und Pest wütheten, in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, herrschte in dem isolirten und überreichen Holland der Schwindel des Tulpenhandels. Die Farbenpracht der neuen, aus Asien kommenden Tulpen erweckte einen wahren Fanatismus für Blumen. Harlem wurde zu einem Tempel der Flora, eine Stadt ganz in Gärten, deren Blumenhandel ins ungeheure ging. Eine neue Tulpenart kostete Tausende. Man speculirte auf den Cours der Tulpenpreise und gewann dabei so große Summen, daß alle Stände an dem Schwindel Theil nahmen.

Im Ganzen wiederholte sich in Holland ein welthistorisches Gesetz, was sich schon in der alexandrinischen und spätern römischen Kaiserzeit kundgegeben hatte. Uebermäßiger Reichthum, das eigentliche Geldprotzenthum paart sich immer mit Geschmacklosigkeit. So war die holländische Bildung geschmacklos, die lächerlichste Verkuppelung der Classicität mit dem chinesischen Comfort, falsches Pathos und steife Ziererei. Indessen reagirte die derbe Natürlichkeit des Volks gegen die ihm von fremdher aufgedrungene Bildung. Unwiderstehlich drängte es die Menschen aus der Unnatur heraus und zur Natur zurück. Dieses Streben gab sich zuerst in den katholischen Niederlanden kund. Der große Maler Peter Paul Rubens, der 1640 in Antwerpen starb, gab in seinen zahllosen und großartigen Bildern dem Sinnlichen in seiner Kraft und Wahrheit zum erstenmal entschieden das Uebergewicht über das Geistige in seiner Verkümmerung, Verfälschung und Affectation. Obgleich er noch mit einem Fuß in der Kirchenmalerei, mit dem andern in der mythologischen Hofmalerei der Renaissance stand, ging er doch immer nur darauf aus, kraftvolle und üppige Körper an Menschen und Thieren zu malen, die durch ihre Naturwahrheit überraschen und anziehen.

Er zuerst verband damit auch schon Sinn für die Landschaft und die Gluth und Farbenpracht seiner Bilder vollendeten den Zauber, den sie auf den Beschauer übten. Den abgebleichten Cultus des Heiligen und die fast schon lächerlich gewordene classische Convenienz ersetzte in den bildenden Künsten von nun an ein frischer und derber Naturcultus, ein warmlebendiger Sinnencultus. Nach Rubens suchte van Dyck der Malerei die Feinheit des italienischen und spanischen Geistes zu erhalten, allein der Naturalismus triumphirte in der holländischen Malerschule, in welcher Rembrandt († 1674) zum erstenmale mit Absicht und gleichsam mit plebejischem und republikanischem Trotze der Menschenwelt das Düstere, Unfreundliche und Häßliche ablauerte, andere, wie Teniers das Bauernleben in seiner niedrigsten Gemeinheit, wieder andere die geringfügigsten Gegenstände, Küchengeräth, einen alten Besen 2c., mit bewunderungswürdiger Naturtreue darstellten. Ueberall wollte man nur die Wirklichkeit wiedersehen im Spiegel der Kunst. Da gab es Costümemaler, die ihre ganze Kunst in der treuen Darstellung von Sammet, Seide oder Pelzwerk offenbarten, oder Thiermaler, Blumenmaler. Die letztern wurden, da in Holland alles für Blumen schwärmte, wie Fürsten geehrt und bezahlt. Das größte Verdienst aber erwarben sich die Landschaftsmaler durch geistvolle Auffassung der Natur im Großen. Unter ihnen glänzten vor allen Ruisdael († 1681) als Maler der Wälder und Backhuisen († 1709) als Maler des Meers.

Mitten in ihrem Reichthum verweichlichten die Holländer dennoch nicht, sondern behielten ihre zähe und ausdauernde Kraft, vermehrten ihre Colonien und führten glückliche Seekriege, außer mit Spanien nämlich hauptsächlich mit England, was durch die Handelseifersucht erklärlich ist, wobei aber auch Frankreich mithetzte. Als Cromwell die Oberherrschaft über das Meer ansprach, lieferten sich Engländer unter Brake und Holländer unter Tromp und de Witt die blutigsten Seeschlachten. Tromp band nach einem großen Sieg einen Besen an seinen Mast, um zu zeigen, daß er die englischen Schiffe aus dem Canal gefegt habe, 1652. Später indeß behielten die Engländer doch das Uebergewicht und ebenso in dem neuen

Seekriege wider Karl II., in welchem die Holländer hauptsächlich unter de Ruyter und Evertson große Heldenthaten verrichteten und doch zuletzt den schon erwähnten Frieden von Breda schließen mußten.

Als nun Ludwig XIV. alle Welt mit sich verbündet oder wenigstens neutralisirt hatte, um Holland gänzlich zu isoliren und zu vernichten, kam ihm dabei noch die innere Parteiung in Holland zu Statten, sofern der Pensionarius Johann de Witt an der Spitze der Republikaner die oranische Partei gegen sich hatte. Den jungen Oranier Wilhelm III. hatte er durch das s. g. ewige Edict von der Statthalterschaft ausschließen lassen und regierte Holland, allein er hatte die Landarmee und die Festungen vernachlässigt, theils um Frankreich nicht durch seine Rüstungen zu reizen, theils aus Furcht, der junge Oranier werde an die Spitze des Landheeres kommen und eine der Freiheit gefährliche Macht erringen. So war Holland gänzlich unvorbereitet, als es im tiefsten Frieden plötzlich von zwei gewaltigen französischen Heeren unter Turenne und Condé und zugleich von 20,000 Söldnern des Bischofs von Münster überzogen wurde, 1672. Ein panischer Schrecken ging durch das Land und ein großer Theil desselben fiel den Franzosen ohne Widerstand in die Hände. De Witt beging die Unklugheit, noch immer unterhandeln zu wollen, und lieh damit der oranischen Partei den Vorwand, er wolle das Land verrathen und habe sich an Frankreich verkauft. In vielen Städten erhob sich das Volk und vertrieb die Anhänger de Witts. Die Provinzialstaaten von Seeland faßten die energischesten Beschlüsse, das ewige Edict wurde zurückgenommen, Wilhelm III. an die Spitze der Landmacht gestellt, das Volk bewaffnet, mittelst Durchstechung der Dämme das offene Land unter Wasser gesetzt. Alles war begeistert „und ließ jedermann eine gute Couragie spüren," dem Bischof von Münster erschoß viel Volk vor Coeverden. Auch Gröningen widerstand ihm heldenmüthig. Condé wurde verwundet. In Aardenberg fochten Weiber und Kinder mit den Männern um die Wette gegen die Franzosen. In Amsterdam war man schon entschlossen, alle Schätze auf Schiffe zu packen und nach Amerika auszuwandern. Mitten in dieser allgemeinen Aufregung wurde der Haß

gegen de Witt künstlich gesteigert. Man dichtete ihm Verbrechen an, die er nie begangen hatte, unter andern daß sein Bruder Cornelius den Oranier habe wollen meuchelmorden lassen. Das Volk schmückte sich mit orangefarbenen Bändern und schrie:

Orange boven en Wit onder
Die't anders meent, sla de Donder.

Cornelius wurde von einem Mörder angefallen und schwer verwundet, dann noch ins Gefängniß geworfen und zwar als unschuldig freigesprochen, aber schon war er durch die Folter halbtodt und als Johann ihn aus dem Kerker abholen wollte, wurden beide vom wüthenden Pöbel ergriffen, aufs grausamste umgebracht, an den Beinen aufgehängt und so buchstäblich zerfleischt, daß nachher noch die einzelnen Glieder ihres Körpers für Geld verkauft wurden, am 20. August 1672.

Inzwischen wurde der verblendete Kaiser doch endlich belehrt, er dürfe Holland den Franzosen nicht überlassen, und insbesondere der große Kurfürst von Brandenburg erwarb sich das Verdienst, ihn zu einer Allianz mit Holland zu bewegen, der auch Spanien beitrat. Dadurch nun wurden die französischen Hauptarmeen unter Condé und Turenne, nachdem sie durch die Ueberschwemmungen und Krankheiten schwer gelitten hatten, genöthigt, von Holland abzustehen und an den Rhein zu rücken, um den Kaiserlichen und Brandenburgern zu widerstehen. Der Rest der Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg versuchte zwar im Winter auf dem gefrorenen Wasser noch einmal in Holland vorzudringen, beging aber nur unerhörte Grausamkeiten gegen das wehrlose Landvolk, belud 3000 Wagen mit Beute aller Art und zog ab. Eben so die große Räuberbande des Bischofs von Münster, die einen traurigen Ruhm zurückließ. Wegen der dicken Pelzhandschuhe (Müffe), welche die Söldner des Bischofs damals im Winter trugen, nannten die Holländer seitdem jeden Deutschen einen Muff.

4.

Die Franzosen am Rhein.

Der große Plan Ludwigs XIV. war gescheitert und Holland gerettet, aber das Durchstechen der Dämme hatte dabei mehr gethan, als der Heroismus der Holländer an sich vermocht hätte und als die Hülfe des Kaisers und des Brandenburgers ferner vermochten. Im Gegentheil, sobald sich der Krieg an den Rhein zog, faßte Ludwig nur neue Pläne, mit besserem Glück als in Holland auf dieser Seite Eroberungen zu machen. Das unglückliche deutsche Reich war für ihn kein Hinderniß. Den Kaiser neutralisirte er gleich wieder, sofern der von ihm bestochene Fürst Lobkowitz mit dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi verkehrte und widersprechende Befehle zukommen ließ und ihn an der Verbindung mit dem Brandenburger hinderte, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg selbst wurde durch den Rheinbund gehemmt. Die an Frankreich verkauften Fürsten dieses Bundes säumten nicht, ihre Grenzen dem Brandenburger zu verschließen, während sie dieselben den Franzosen öffneten. Montecuculi wurde, als er sich an Friedrich Wilhelm anschließen wollte, um für Holland zu marschiren, plötzlich nach Frankfurt am Main geschickt, so daß sich die französische Armee zwischen ihn und Friedrich Wilhelm werfen konnte. Er erstaunte auch nicht über diese verrätherische Ordre, denn er wußte, daß Lobkowitz im französischen Solde stand. Er sagte nur: er wolle künftig seine Ordres lieber gleich von Paris kommen lassen, als auf dem weiten Umwege über Wien. Als Turenne jedoch auf das rechte Rheinufer überging, ging Montecuculi auf das linke über und drohte in Frankreich selbst einzufallen, wodurch Turenne so eilig zum Rückzug genöthigt wurde, daß ihm 1000 Soldaten, die zu lange beim Plündern verweilten, im Westerwalde von den Bauern erschlagen wurden. Unterdeß waren Ludwigs Diplomaten unablässig thätig, den lästigen Brandenburger zur Ruhe zu verweisen, und Johann Georg II., der Kurfürst von

Sachsen, und Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig-Hannover wurden durch französisches Geld bestochen, um mit Schweden im Bunde über Brandenburg herzufallen. Unter diesen Umständen und da er auch keinerlei Beistand vom Kaiser zu hoffen hatte, sah sich Friedrich Wilhelm gezwungen, schnell mit Frankreich Frieden zu schließen. Das geschah im Vertrage zu Vossem, im Juni 1673.

Nun glaubte sich Ludwig XIV. wieder ganz sicher, und ließ den Marschall von Luxemburg an den Grenzen Hollands nochmals sengen und brennen. Valkenier erzählt, dieser Marschall habe alle Greuel des 30jährigen Krieges wiederholt und seine Soldaten selbst dazu angefeuert. Er habe in Swammerdam eine förmliche Schaubühne errichten lassen, auf welcher die Einwohner und hauptsächlich die Weiber auf die zugleich sinnreichste und schamloseste Weise zu Tode gemartet wurden. Seine verwilderten Soldaten pflegten, wenn ihnen ein Anschlag mißlang, ihre Gewehre gegen den Himmel abzufeuern und Gott zu lästern. Indessen wurden die Unternehmungen Ludwigs XIV. doch mannigfach gehemmt. Die holländische Flotte unter de Ruyter trieb die Engländer zurück und in England selbst wurde der König wegen des unnatürlichen Bündnisses mit Frankreich so unpopulär, daß er diesem Bunde entsagen mußte. Auch in Oesterreich drang das Rechtsgefühl und das dringende Gebot des kaiserlichen Interesses so weit durch, daß Lobkowitz zurücktreten mußte. So konnte Montecuculi wieder vorgehen und den Franzosen Bonn entreißen. Nun sollte unter schwedischer Vermittlung zu Köln der Frieden unterhandelt werden. Montecuculi aber ließ hier den Grafen Wilhelm von Fürstenberg verhaften, der als Coadjutor des Kölner Kurfürsten Maximilian Heinrich von Bayern zugleich der Hauptagent Frankreichs im Rheinbunde war und dessen Bruder Ferdinand Egon auch den Kurfürsten von Bayern, Ferdinand Maria, im französischen Interesse umgarnte. Wilhelms Reichsverrath war notorisch, der Kaiser ließ ihn zum Tode verurtheilen, aber Lobkowitz hintertrieb die Vollziehung des Urtheils. Frankreich nahm sich des Gefangenen an und die Unterhandlungen in Köln scheiterten.

Im J. 1674 entbrannte der Krieg von neuem, indem auch

der Kurfürst von Brandenburg sich dem Kaiser wieder anschloß, sobald dieser den Krieg gegen Frankreich ernstlich führen wollte. Der Rheinbund war durch Wilhelms Verhaftung geschreckt und sogar Lothringen faßte einen neuen Muth, um das französische Joch abzuwerfen. Nun aber verdoppelte Ludwig XIV. seine Anstrengungen, besetzte Trier und die Freigrafschaft Burgund und schickte ein Heer unter Turenne nach dem Oberrhein, wo sich der unfähige oder bestochene Bournonville, der hier die Kaiserlichen befehligte, bei Ensisheim von ihm schlagen ließ. Hierauf verheerte Turenne die Pfalz, deren Kurfürst Karl Ludwig ihn aus Verzweiflung zum Zweikampf herausforderte, aber nur ausgelacht wurde. Herzog Karl von Lothringen erfocht zwar einen kleinen Sieg über die Franzosen bei Trier, war aber viel zu schwach, das rechte Rheinufer zu schützen. Auch auf der holländischen Seite hielt der Oranier Wilhelm die Fortschritte der Franzosen nur durch eine unentschiedene Schlacht bei Sennef auf. Erst 1675 gelang es dem großen Kurfürsten, dem nachmals bei Mühlhausen geschlagenen Bournonville zu helfen und bei Türkheim einen Sieg über Turenne zu erfechten. Nun aber brachen die Schweden, von Frankreich angereizt, in Brandenburg ein und der Kurfürst mußte wieder zurückgehen, um sein eignes Land zu schützen. Doch sollte Turenne nicht triumphiren, denn an des Kurfürsten Stelle trat Montecuculi und siegte bei Sasbach, wo Turenne fiel. Die Franzosen flohen über Trier zurück. In dieser Stadt wehrten sie sich unter Crecqui noch eine Zeitlang, mußten sich aber ergeben, und wurden großentheils niedergehauen, da beim Einzug der Kaiserlichen eine Menge Granaten sprangen, was man für einen absichtlichen Mordangriff hielt. Um dieselbe Zeit erfocht de Ruyter am Fuße des Aetna einen glänzenden Seesieg über die französische Flotte, fand aber hier den Tod und wurde zu Syrakus begraben, 1676.

Der Krieg am Rhein wurde durch die Besatzungen genährt, welche Turenne in den festen Städten zurückgelassen hatte und die sich aus der Umgegend unter greulicher Verheerung des Landes verproviantirten. Die Besatzung von Philippsburg legte Bergzabern,

Bruchsal und viele Dörfer in Asche. Als die Kaiserlichen endlich Philippsburg eroberten, war das nur ein Signal für Ludwig XIV., den Krieg im J. 1677 aufs neue zu beginnen, denn er war fest entschlossen, die Freigrafschaft, das Elsaß und die festen Plätze am Oberrhein zu behaupten. Wer hätte ihn auch hindern sollen? Montecuculi war viel zu schwach, um die Offensive gegen Frankreich ergreifen zu können. Er hatte genug zu thun, nur den Rheinbund und die andern von Frankreich bestochenen Fürsten einzuschüchtern, daß sie wenigstens nicht ihre Truppen mit denen der Franzosen vereinigten. Der Brandenburger Kurfürst hatte vollauf mit den Schweden zu thun. Zum Ueberfluß hetzte Ludwig XIV. jetzt auch noch die Türken auf, um den Kaiser von Ungarn her anzugreifen. Das deutsche Reich konnte also den Oberrhein nicht mehr schützen. Nur die Schweizer hätten ihren deutschen Brüdern helfen können, aber auch ihre aristokratischen Regierungen waren längst an Frankreich verkauft und 25,000 tapfere Schweizer dienten unter Ludwig XIV. und halfen ihm deutsche Städte und Provinzen erobern. Die Eidgenossenschaft hätte begreifen sollen, welche Gefahr ihr selbst drohe, wenn der französische Despot immer mächtiger wurde und durch die Freigrafschaft und das Elsaß unmittelbar an ihre Grenzen kam. Aber das Volk der Schweizer war von seinen habgierigen Räthen geknechtet, wie die übrigen Deutschen von ihren an Frankreich verkauften Fürsten und Ministern. Soweit die deutsche Zunge reichte, war von einem Nationalinteresse nicht mehr die Rede und der Franzose hatte freies Spiel. Wie es scheint, hat Ludwigs XIV. Kriegsminister Louvois damals schon in dem Niederbrennen der Städte und Dörfer ein probates Mittel erkannt, um die schwachen und niemals einigen Fürsten und Städte im obern Deutschland durch Schrecken vollends ganz dumm zu machen, denn ohne Zweifel handelten La Broche und Montclas nur auf seinen Befehl, als sie 1677 in der überrheinischen Pfalz und im Breisgau alles niederbrannten. La Broche fiel den Kaiserlichen in die Hände und wurde als Mordbrenner erschossen. Montclas aber setzte das Werk der

Zerstörung fort, überfiel Freiburg im Breisgau und befestigte diese Stadt, um sie zum Hauptbollwerk seines Königs im obern Deutschland zu machen.

Spanien lag so darnieder, daß es weder die Freigrafschaft, noch die Niederlande zu schützen vermochte, die ganz in die Gewalt Frankreichs fielen. Nur Wilhelm von Oranien vertheidigte Holland. Als er aber bei St. Omer eine Niederlage erlitt, neigte er zum Frieden. Unglücklicherweise ließ sich nun auch der Kaiser überreden, der große Kurfürst von Brandenburg, der damals die Schweden besiegte und deutsches Land und Recht nach dieser Seite hin herrlich vertheidigte, könne zu mächtig und dem Hause Habsburg als Nachbar gefährlich werden. Anstatt also im engsten Bunde mit dem tapfern Brandenburger die ganze deutsche Nation in den Kampf zu rufen und mit vereinter Kraft Schweden, Türken und Franzosen zurückzuschlagen, gab der einfältige Kaiser den schönen Westen des Reichs dem Feinde preis und schloß einen niederträchtigen Frieden mit Frankreich. Dabei spielte Holland eine schlechte Rolle, weil es begierig die günstigen Friedensbedingungen annahm, die ihm Ludwig XIV. anbot, zufrieden, daß nur der Kaiser und Spanien etwas verlieren sollten. Aus diesem Grunde redete der Oranier dem Kaiser sogar noch zu, den Frieden zu schließen, obgleich er unmittelbar vorher bei Mons noch einen Sieg über die Franzosen erfocht. Der Friede wurde zu Nimwegen 1678 abgeschlossen. Holland behielt alles. Spanien mußte zwölf niederländische Grenzstädte und die ganze Freigrafschaft Burgund an Frankreich abtreten. Der Kaiser selbst gab nicht nur die elsäßischen Reichsstädte (Straßburg ausgenommen), sondern auch Freiburg auf, welches eine französische Festung blieb. Lothringen sollte an das Reich zurückgegeben werden, Ludwig hielt es aber immer noch besetzt. Der Verräther Wilhelm von Fürstenberg wurde frei. Alle diese Opfer brachte Kaiser Leopold einzig, um seinen natürlichen Verbündeten, den großen Kurfürsten zu demüthigen, denn eine der vornehmsten Friedensbedingungen zu Nimwegen war, daß Friedrich Wilhelm nichts von dem behalten dürfe, was er

den räuberisch und treulos in Deutschland eingebrochenen Schweden in ruhmwürdigen Schlachten wieder abgenommen hatte.

So wurdest du, unglückliche deutsche Nation, damals regiert.

5.

Die Reunionen.

Ludwig XIV. schenkte dem deutschen Reiche die Verachtung, die es verdiente. Er ließ eine große Statue verfertigen, die ihn darstellte, wie er auf den Nacken von vier gefesselten Sklaven trat, und diese Sklaven wurden durch deutliche Attribute als der Kaiser, Spanien, Holland und der brandenburgische Kurfürst bezeichnet. Ferner ließ er sich eine Uhr verfertigen, in welcher ein künstlicher Hahn bei jedem Stundenschlag krähte und ein künstlicher Adler dabei am ganzen Leibe zitterte. Der Hahn (gallus) bedeutete Frankreich und der Adler das deutsche Reich. Plötzlich erklärte er, 1680, er müsse zu dem, was er bereits vom Reich erobert habe, auch noch alle Dependenzen, d. h. alle die Länder, Städte, Güter und Rechte erhalten, die je einmal damit zusammen gehangen hätten, z. B. alle deutschen Klöster, die einmal vor tausend Jahren durch Merowinger und Karolinger gestiftet worden seyen, alle Ortschaften, die je mit Burgund, Elsaß oder dem Breisgau in Lehnsverband oder Erbvertrag gestanden ꝛc. In diesem Sinn ließ er zu Besançon und Breisach, Metz und Doornik vier Reunions- oder Wiedervereinigungskammern errichten und durch feile Gelehrte und Juristen in alten Archiven jene Dependenzen ausstöbern. Die Ausführung wurde wieder den Brandschatzern und Mordbrennern überlassen, die im Elsaß, in den Niederlanden und in der Pfalz gewaltsam die alten Wappen wegrissen und das französische aufpflanzten, Besatzungen einlegten und ungeheure Geldsummen erpreßten. Von dem uns gestohlenen Gelde ließ Ludwig XIV. 300 neue Kanonen gießen, um die geraubten Städte und Landschaften damit zu behaupten. In andern Fällen sprach Ludwig nur die Oberlehnsherrlichkeit an,

z. B. über Württemberg wegen Mömpelgard, über die Pfalzgrafen von Zweibrücken, die Rheingrafen von Salm ꝛc. Bis zu welcher Schamlosigkeit Ludwig XIV. die Reunionen trieb, zeigt das Actenstück, durch welches er Jever als Dependenz des ehemaligen Herzogthums Burgund ansprach und seinen guten Freund, den König von Dänemark, förmlich damit belehnte, obgleich es nach dem Aussterben der alten Oldenburger (1667) durch Testament an das Haus Anhalt gefallen war. Und wirklich besetzten die Dänen Jever.

Das ganze deutsche Reich gerieth in Bewegung, aber während man langweilig wie gewöhnlich in Regensburg rathschlagte, handelten die Franzosen und setzten sich plötzlich durch Verrath in den Besitz von Straßburg. Diese Stadt, erzählt ihr wackerer Geschichtschreiber Friese, opferte alles auf, um sich gegen Frankreich zu behaupten. Die Bürger lebten schon seit dem 30jährigen Kriege in beständiger Besorgniß, unterhielten und vermehrten ihre Festungswerke, besoldeten Truppen, zogen je den dritten Tag immer selbst auf die Wachen. Sie strengten alle ihre Kräfte an, um ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der Anstrengung dauerte schon 60 Jahre, die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen. Handel und Wandel lagen darnieder, denn der Bischof von Speyer ließ die Straßburger, wenn sie zur Frankfurter Messe wollten, bei Lauterburg und Philippsburg nicht vorbei, ohne sie zu mißhandeln und ihnen harte Zölle aufzulegen. Frankreich sah Straßburgs sinkenden Credit mit schalkhafter Freude und that alles, die Stadt seinerseits zu drücken und zu drängen, lauernd es endlich unter sein Joch zu bringen. Dazu mußten Parteiungen unter den Bürgern erregt werden. Der Advocat Georg Obrecht verleumdete den patriotischen Ammeister Dietrich und suchte diesen gegen Frankreich besonders feindlich gestimmten Mann um allen Einfluß zu bringen, indem er ihn verdächtigte, als sey er heimlich im Bunde mit Frankreich; allein er wurde seiner Lügen überwiesen und 1672 enthauptet. Auch unter der lutherischen Geistlichkeit gab es Verräther. Am thätigsten arbeitete für Frankreich wahrscheinlich Ulrich Obrecht, Sohn des hingerichteten Georg, gewiß der Stadt-

schreiber Günzer; allein sie konnten ihr Unwesen nur geheim treiben und fanden die Bürger viel zu deutsch gesinnt, um sie zu beschwatzen. Es kostete dem König 300,000 Rthlr., um sich eine nur kleine Partei zu verschaffen. Aber Schreck und Ueberraschung thaten das übrige. Französische Truppen umringten in der Stille die Stadt, gerade zu einer Zeit, wo viele Bürger auf der Frankfurter und andern Messen abwesend waren (Sept. 1680); die Verräther hatten dafür gesorgt, daß alle Vertheidigungsmittel in einem schlechten Zustande waren, und die Bürger wurden auf der einen Seite durch glänzende Versprechungen verlockt, auf der andern durch die fürchterlichsten Drohungen eingeschüchtert. Straßburg, der Hauptschlüssel zu Deutschland, der Sitz deutscher Gelehrsamkeit und der Mittelpunkt einer bedeutenden Gewerbsamkeit, ergab sich am 13. October den ewigen Feinden der Ruhe und Ehre unseres Vaterlandes. Ludwig XIV. selbst hielt einen siegprangenden Einzug, denn ihn und seine Franzosen beschämte die treulose Art nicht, wie man sich dieses Ortes bemächtigt hatte. Sogleich ward eine starke Besatzung hineingelegt, und an den Festungswerken ward mit so großem Aufwand und Eifer gearbeitet, daß Straßburg in kurzer Zeit einer der stärksten Plätze in Europa war. Das große, bisher den Protestanten gehörige Münster wurde sogleich vom Bischof reclamirt, die freie Religionsübung eingeschränkt, obgleich sie bei der Besitznahme den Einwohnern feierlich zugesichert worden war. Alle lutherischen Beamten wurden entsetzt, auf dem Lande sogar die Pfarrer vertrieben; eine Menge Protestanten mußten auswandern, und nur mit Mühe entging ihr Glaube einer gänzlichen Ausrottung. Der alte ehrwürdige Ammeister Dominicus Dietrich, derselbe, den schon der ältere Obrecht fälschlich verleumdet, wurde nun das Opfer der Rache seines Sohnes. Ludwig XIV. citirte ihn nach Paris und ließ ihn hier lange hinhalten, während Ulrich Obrecht, der mit Günzer katholisch geworden war, in Straßburg als königlicher Prätor, d. h. unumschränkter Statthalter eingesetzt wurde. Endlich ließ der Minister Louvois den alten Dietrich rufen und frug ihn, ob er auch katholisch werden wolle? Dietrich wies es stolz von sich und wurde sogleich gefangen

ins Innere Frankreichs geschleppt. Außer den deutschen Verräthern stellte Ludwig XIV. in Straßburg und im ganzen Elsaß auch viele Franzosen an, was er sogar schon in Lothringen that. Auch gab er vielen Ortschaften neue französische Namen und befahl die deutsche Tracht abzulegen und sich streng nach der neuesten französischen Mode zu kleiden. Indessen ist es nicht gelungen, die wackern Straßburger ganz zu entdeutschen. Dießmal ließ sich aus Verdruß über das ihm widerfahrene Unrecht und in der Hoffnung, mit französischer Hülfe auch Pommern zu erobern, der Kurfürst von Brandenburg verleiten, mit Frankreich ein Bündniß einzugehen, und da zu gleicher Zeit die Türken in Oesterreich einfielen, so hatte Ludwig völlig freies Spiel. Er behauptete sich in den reunirten Besitzungen, eroberte dazu noch Luxemburg und zerstörte das kaiserlich gesinnte Genua durch ein muthwilliges Bombardement von der See aus. Der Kaiser, von den Türken aufs äußerste geängstigt, und vom Reich verlassen, mußte 1684 einen schmählichen Waffenstillstand schließen. Frankreich behielt alles Reunirte, dazu Straßburg und Luxemburg. Hätte der Brandenburger aus Groll über des Kaisers frühern Undank nicht still gesessen, so würde Straßburg nicht so leicht verloren gewesen seyn. Aber es kam dazu der alte Widerwillen der Fürsten gegen die Städte. Mit Schadenfreude sah man eine stolze Stadt fallen. Ungeheure Verblendung hatte sich aller bemächtigt, denen damals die Sorge für unser großes Vaterland anvertraut war. Prophetisch hatte Kaiser Karl V. gesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten." Aber Kaiser Leopold handelte umgekehrt.

Damals starb unvermuthet schnell und kinderlos der junge Karl, Kurfürst der Pfalz, Sohn Karl Ludwigs, 1685. Rechtmäßiger Erbe war Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuenburg, Ludwig XIV. sprach aber sogleich die ganze Pfalz als Erbe der Schwester Karls, der Prinzessin Elisabeth Charlotte an, die seinen Bruder, Herzog Philipp von Orleans, geheirathet hatte. Weil indeß damals der Kaiser glänzende Siege über die Türken erfocht, bekam man im

Reiche auch wieder mehr Muth, sich der Franzosen zu erwehren, und hauptsächlich unter Vermittlung Wilhelms III., des klugen Oraniers, wurde Brandenburg einerseits mit dem Kaiser, andrerseits mit Schweden, desgleichen auch Holland mit Spanien ausgesöhnt und zwischen allen diesen Mächten ein Bund in Augsburg geschlossen, 1686. Demselben traten diesmal die meisten deutschen Fürsten bei, sogar Kurfürst Max Emanuel von Bayern, obgleich derselbe ganz in französischen Modelastern versunken war. Als Wittelsbacher wollte er das pfälzische Erbe dem Gesammthause wahren. Die Parteien standen sich eine zeitlang gegenüber, ohne daß der Waffenstillstand gebrochen wurde. Erst 1688 brach der Kampf von neuem aus. In Köln starb der alte Kurfürst und nun wählte die französische Partei den Verräther Wilhelm von Fürstenberg zu seinem Nachfolger und französische Truppen schützten ihn in seiner Residenz Bonn. Aber die Kölner Bürger verschlossen ihm die Thore und brandenburgische Truppen halfen ihnen von Cleve her. Kaiser und Reich und der Papst verwarfen die französische Afterwahl und des Kurfürsten Nachfolger wurde Joseph Clemens, Prinz von Bayern. Als aber noch in demselben Jahre Wilhelm von Oranien genöthigt wurde, dem Volksruf in England zu folgen und die Stuarts von dort zu vertreiben, glaubte Ludwig XIV. die Zeit seiner Abwesenheit benutzen zu müssen, um rasch in Deutschland einzufallen, wo man nicht auf den Krieg vorbereitet war und dem Augsburger Bunde die einige Oberleitung fehlte.

Louvois soll seinem König den Gedanken eingegeben haben, die Pfalz gänzlich zu verheeren, Städte und Dörfer niederzubrennen, um sie entweder, wenn er sie im Frieden behaupten könne, nur mit Franzosen zu bevölkern, oder um den Deutschen, wenn er sie ihnen etwa wieder abtreten müsse, nur eine Wüste zu hinterlassen. Der König befahl seinem Heere, in diesem Sinne zu verfahren. Montclas und unter ihm hauptsächlich Melac, dieser Wüthrich, der sich öffentlich rühmte, für seinen König contre Jésus Christ et contre tous les diables zu fechten, vollzog die Befehle seines Herrn

mit wahrer Henkerslust. Worms, Speyer, Frankenthal, Alzei, Oberwesel, Andernach, Meisenheim, Wiesloch, Bacharach, Kochheim und Kreuznach sanken in Asche, die Einwohner wurden ermordet oder nach Frankreich geschleppt, an den heerdenweise zusammengetriebenen Weibern und Mädchen zuvor der schändlichste Muthwille geübt. In Speyer wurden die heiligen Gräber unserer Kaiser aufgewühlt, die Gebeine zerstreut. Dann setzten die Mordbrenner ihr gräßliches Geschäft auf dem rechten Rheinufer fort. Mannheim, Oppenheim, Ladenburg, Weinheim, Heppenheim, Durlach, Bruchsal, Rastadt, Germersheim, Baden, Bretten, Pforzheim sanken in Asche. Auch Heidelberg wurde hart mitgenommen, doch das Schloß noch nicht erobert. Von hier drangen die Franzosen den Neckar aufwärts, plünderten Heilbronn, Eßlingen, Schwäbisch Hall, eroberten den Asberg, fanden aber vor Göppingen und Schorndorf Widerstand, wo die Weiber (in Schorndorf die Bürgermeisterin Künkel) ihren Männern Muth machten. Auch nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg 2c. schickten die Franzosen Drohbriefe und forderten viel Geld, das man ihnen in der Angst auch schickte. Frankfurt am Main, Rotenburg an der Tauber und Ulm widerstanden ihnen. Aber im Schwarzwald plünderten sie Städte und Dörfer. Auch in Stuttgart ließ die Regierung aus Angst die Franzosen ein, gegen den Willen des Volks, das nach Waffen schrie. Melac wollte die Stadt in Brand stecken, wurde aber durch die unter Karl von Baden anrückenden schwäbischen Kreistruppen und aufgestandenen Bauern vertrieben und brachte mit Noth seinen Raub und die Geißeln für künftige Geldzahlungen davon.

Der phlegmatische Kaiser gerieth in einen ungewöhnlichen Zorn und erließ ein von dem Philosophen Leibnitz verfaßtes würdevolles Manifest gegen Frankreich. Da Ludwig XIV. wieder versucht hatte, Protestanten und Katholiken in Deutschland an einander zu hetzen, schloß sich der Kaiser diesmal eng an Brandenburg und verlieh dem lutherischen Herzog von Hannover die Kurwürde. Aber Bayern und Köln zeigten sich lässig, der Oranier war in England und der größte Theil des kaiserlichen Heeres noch in Ungarn beschäftigt. Die

kaiserlichen Truppen gegen Frankreich befehligte Caprara, mit welchem Schöning, Feldherr der Brandenburger, beständig im Streite lag. Die Holländer, deren Pensionarius Heinsius dem Oranier eben so treu ergeben war, als sein Vorgänger Fagel, stellten zwar auch ein Heer, aber Graf von Waldeck, der es anführte, verstand den Krieg nicht. Deshalb blieben die Erfolge der deutschen Heere unter der Erwartung. Nur Mainz wurde wiedererobert und hier befehligte fortan General Thüngen, der zum abschreckenden Beispiel den ersten französischen Mordbrenner, den er gefangen bekam, lebendig verbrennen ließ. Die deutschen Truppen vertrieben die Franzosen auch aus Schwaben und aus dem Kölnischen, 1689. Die Holländer unter Waldeck wurden aber im folgenden Jahre vom Marschall von Luxemburg bei Fleurus geschlagen und der Krieg gerieth wieder ins Stocken, bis 1691 ein englisches Hülfscorps Holland deckte. Aber zur See erfochten die Holländer, nachdem sie früher eine Niederlage erlitten hatten, bei La Hogue einen glänzenden Sieg, 1692. In diesem Jahre aber erlitt der Oranier Wilhelm, der aus England zurückgekehrt war, wieder zu Lande bei Steenkerken durch Luxemburg, wenn auch keine Niederlage, doch großen Verlust und gleichzeitig siegte der französische Marschall Catinat auch in Savoyen. Auf beiden Flanken siegreich drangen die Franzosen nun auch wieder in der Mitte vor, verbrannten Heidelberg, dessen prachtvolles Schloß seitdem in Ruinen liegt, und sengten und brennten den Neckar entlang bis tief in den Schwarzwald, wo die Ruine des ehemaligen so schönen Klosters Hirsau heute noch den Greuel der Verwüstung zeigt. Die Städte Marbach, Vaihingen, Calw, Neuenbürg 2c. sanken in Asche. Im nächsten Jahr 1693 wurden diese Raubzüge wiederholt und von den deutschen Heeren nicht einmal bestraft, weil Schöning sich mit dem sächsischen Kurfürsten überwarf, deshalb auf des Kaisers Befehl verhaftet wurde und nun auch der Brandenburger Kurfürst trotzte, und weil nachher Markgraf Ludwig von Baden, welchem der Kaiser das Commando anvertraut hatte, sich mit den Reichsfürsten nicht vertrug. Auch der Oranier wurde noch einmal bei Neerwinden besiegt und Brüssel durch ein furchtbares französisches Bombardement fast zer-

stört, 1695. Dazu kam ein Volksaufstand in Holland wegen der zu hohen Kriegssteuern. Auch in Savoyen wie in den Pyrenäen und Catalonien blieben die Franzosen Meister und in Deutschland war der gute Wille, sich der Franzosen zu erwehren, durch Neid unter den Fürsten und französische Umtriebe dergestalt gelähmt, daß Ludwig XIV. seine Stellung am Mittelrhein durch Wiedereroberung von Mainz befestigen wollte, als man es vorzog, wieder Frieden zu schließen. Und so schloß man denn 1697 den Frieden zu Ryßwik, welchen Frankreich zum erstenmal in französischer Sprache dictirte, was die gesammte europäische Diplomatie annehmen mußte (statt der bisher üblichen lateinischen Sprache). Ludwig XIV. gab alles in Spanien, Italien und den Niederlanden Eroberte diesmal zurück, ja sogar auch Freiburg und Philippsburg, behielt aber Straßburg und das Elsaß. Kaiser Leopold opferte Straßburg, weil es eine Reichsstadt war, und forderte dafür Freiburg zurück, weil das eine habsburgische Landstadt war. Eine Clausel des Friedens schränkte die Parität zu Gunsten der geistlichen Fürsten Deutschlands ein und machte alle diese Fürsten um so mehr zu Anhängern Frankreichs.

6.

Die gallikanische Kirche.

Die Ryßwiker Clausel hängt genau mit dem System zusammen, welches Ludwig XIV. in Bezug auf die Kirche einhielt. Er suchte nämlich den beiden Habsburger Linien die Hegemonie im Gebiet der katholischen Kirche zu entreißen, ausschließlichen Einfluß auf den Papst zu gewinnen und die ganze katholische Kirche wo möglich zu seiner Staatskirche zu machen. Dazu gehörte die Uniformität des Glaubens, weshalb er die Hugenotten und Jansenisten in Frankreich verfolgte, in Piemont die Waldenser verfolgen ließ, den katholischen Stuarts gegen England beistand, die Holländer nicht blos als Republikaner, sondern auch als Ketzer angriff, aus den eroberten Städten die Protestanten vertrieb oder sie wenigstens drückte und im Ryßwiker

Frieden den geistlichen Kurfürsten und Bischöfen im deutschen Reich denselben Druck protestantischer Unterthanen und Nachbarn erleichterte. Er übernahm insofern die Rolle Philipps II., welche fortzuspielen dessen eigene Nachkommen unfähig waren. Daß sich der König nur durch die Maintenon und den jesuitischen Beichtvater habe fanatisiren lassen, ist eine falsche Voraussetzung. Diese Personen richteten sich nach ihm, nicht er sich nach ihnen.

Schon bald nach seinem Regierungsantritt ließ er den Papst Alexander VII. (aus dem Hause Chigi) seine Gewalt fühlen. Der französische Gesandte in Rom, Herzog von Crequi, ärgerte das Volk durch seinen Uebermuth und bei einem Tumult wurde einer seiner Bedienten durch einen Leibwächter des Papstes erschlagen, 1664. Dafür forderte Ludwig eine Genugthuung, die den Papst entehrt haben würde, nahm ihm Avignon weg und drangsalirte ihn auf alle Weise, bis der arme Papst seine corsische Leibwache nicht nur entließ, sondern derselben auch noch eine Schandsäule setzte. Aber unter Alexanders drittem Nachfolger, dem Papst Innocenz XI. (einem Odescalchi) ließ Ludwig, als er auf dem Höhenpunkte seiner Macht stand, die französischen Bischöfe in St. Germain unter Vorsitz des gelehrten und frommen, aber überaus servilen Bossuet sich versammeln und vier Sätze der wiederhergestellten gallikanischen Kirche decretiren, nachdem dieselben schon von der Sorbonne und vom Parlament gutgeheißen waren. Sie stellten fest: die weltliche Staatsgewalt sey völlig unabhängig von geistlichen Entscheidungen, der Papst selbst stehe unter dem Concil, nur in geistlichen Dingen habe die Staatsgewalt die Kirche zu befragen, in weltlichen Dingen entscheide das weltliche Gesetz allein, 1681. Das Parlament stimmte in dieser Frage für den königlichen Despotismus, weil es nur aus Juristen aus der alten Schule Nogarets bestand und keine wahre Nationalvertretung war. Wenn die Nation wirklich im Parlament vertreten gewesen wäre, würde sie in der Kirche eine Schutzwehr gegen die Tyrannei erkannt haben. Der Papst mußte sich gefallen lassen, was der mächtige König wollte, an dem sich die übrigen Fürsten gern ein Beispiel nahmen.

Drei Jahre später widerrief Ludwig das Edict von Nantes und beraubte die 1½ Millionen Hugenotten Frankreichs mit einem Federstrich ihrer bisher noch geretteten Privilegien. Das that er nicht aus religiösem Fanatismus, noch auf Rath des Beichtvater La Chaise, sondern mit der größten politischen Kaltblütigkeit und gemäß dem Regierungssysteme, welches er von Anfang an sich vorgesetzt hatte. Die Uniformität des Glaubens in Frankreich gehörte dazu eben so nothwendig, wie die Unabhängigkeit von Rom. Das tödtende Gift wurde den Hugenotten nur tropfenweise eingegeben. Um sie nicht alle auf einmal in Harnisch zu bringen, begann man, ihnen anfangs nur einige Rechte zu versagen und nur in einigen Gegenden, bis die Unterdrückung Schritt vor Schritt weiter ging. Viele wanderten mit ihrem Vermögen aus, als man aber davon zu vielen Verlust für Frankreich besorgte, wurde die Auswanderung streng untersagt, und nun begannen die Gewaltmaßregeln. Man isolirte die hugenottischen Gemeinden, daß sie nichts von einander erfuhren. Man entwaffnete sie und legte Dragoner in die Häuser, die so lange den grausamsten Unfug mit den Einwohnern trieben, bis dieselben doch lieber katholisch wurden. Ludwig XIV. hat übrigens diese berüchtigten Dragonaden nicht zuerst erfunden, sondern nur dem Grafen Dohna in Schlesien abgelernt, der sie schon wie oben erzählt ist, im Anfang des 17. Jahrhunderts einführte. Die Widerspenstigen wurden eingekerkert und tausende hingerichtet. Indessen gelang es vielen, besonders Edelleuten, nach Deutschland, Holland oder England zu entkommen, wo sie als sog. refugiés Aufnahme fanden. Im Gebirge der Cevennen, wo sie in größerer Zahl beisammen wohnten, blieben sie auch sicherer. An vielen Orten fügten sie sich der äußern Gewalt, ohne ihrem Glauben untreu zu werden. Es war eine Zeit der Greuel, aber die protestantischen Geschichtschreiber, die darüber jammerten, waren so servil, daß sie nicht den König, nicht Louvois, nicht den Juristen des Hofes, sondern ungerechterweise den Jesuiten die Schuld gaben und das traurige Ereigniß nur ausbeuteten, um den Haß gegen die alte Kirche zu entflammen und sich dadurch dem weltlichen Despotismus, der doch allein die Schuld trug, gefällig zu erweisen.

Wie unter den Hugenotten in Frankreich selbst, so ließ Ludwig XIV. auch durch seinen Marschall Catinat in Savoyen gegen die dort in den Gebirgen friedlich wohnenden Waldenser wüthen. Beides durchaus nicht zum Wohlgefallen des Papstes, denn die französische Armee in Italien hatte zugleich den Zweck, den Papst vom kaiserlichen Bunde hinwegzureißen. Innocenz XI. tiefgekränkt durch den Gallikanismus, suchte seinen letzten Schutz beim Kaiser und erklärte sich daher damals auch entschieden bei der Kölner Wahl gegen die nichtswürdige Kreatur Frankreichs. Dafür rächte sich Ludwig XIV., indem er abermals Avignon in Besitz nahm.

Die Jesuiten, aus deren Orden Ludwig seine Beichtväter nahm, geriethen in große Verlegenheit, da sie ihrem Principe gemäß den Papst und die Kirche vertheidigen sollten, aus Nützlichkeitsgründen es aber lieber mit dem Stärkern hielten. Dadurch wichen sie so weit vom Geist ihres Stifters ab und zeigten sich als so schwache und gemeine Schmeichler des modernen Despotismus, daß sie mit Nothwendigkeit allen Credit verlieren mußten. Nichts hat ihnen so sehr geschadet, als der Abfall von der freien Kirche des Mittelalters zum Staatskirchenthum. Die sittliche Opposition gegen den Hofjesuitismus erneuerte sich. Der Jansenismus, der früher verfolgt worden war, hatte schon unter Papst Clemens X. († 1669) eine mildere Behandlung und Duldung erfahren. Innocenz XI. verdammte sogar 65 Sätze aus der Sittenlehre der Jesuiten. Dies bezeichnet die feindliche Stellung, in der sich der Orden des h. Ignatius, sobald er Werkzeug der französischen Politik war, gegen Rom befand. Aber nicht nur die Jansenisten gewannen in der öffentlichen Meinung in dem Maaß, in welchem das Ansehen der Jesuiten sank. Auch die Philosophen und Freigeister machten Fortschritte.

Seit 1686 gab Leclerc eine bibliotheque universelle heraus, eine Zeitschrift, worin er die gesammte Literatur vom modernen Standpunkt aus kritisirte, und 1697 folgte ihm Bayle mit seinem berühmten dictionnaire historique, worin er zum erstenmal das gesammte Wissen einem direct gegen die christliche Anschauung gerichteten, classisch-heidnischen Maaßstab unterwarf. Als Religionsspötter kam

damals auch St. Evremont sehr in die Mode, der Beliebteste im Cirkel der weltberühmten Ninon de l'Enclas, aus welchem Cirkel noch viele geistige Urheber der französischen Revolution hervorgehen sollten. Diese moderne Aspasia blieb bis in ihr achtzigstes Jahr so schön, daß ihr eigener Enkel, ohne zu wissen, daß sie seine Großmutter sey, sich in sie verliebte und aus Verzweiflung erschoß. Mit dem körperlichen Liebreiz aber verband sie Geist und Witz und setzte sich, um immerwährend zu genießen, über alle Gebote Gottes und der Sitte lachend hinweg.

Ein Gegengewicht gegen diese verderbliche Richtung fehlte gänzlich. Der Glaubenseifer des Königs war eiskalte politische Berechnung und das wußte man so gut, daß die französischen Soldaten unter Luxemburg und Melac mit Gotteslästerungen förmlich renommirten. Der Hof selbst glich mehr einem türkischen Harem als dem Hofe eines „allerchristlichsten" Königs. Die Jesuiten redeten in ihrer gottlosen Kasuistik der einreißenden Immoralität sogar noch das Wort. Bossuet mit all seiner Frömmigkeit schmeichelte doch nur dem Despoten. Fenelon, dem die Erziehung des Thronerben anvertraut wurde, war überaus sanft und gut, aber viel zu schwach, um der Zeitströmung zu widerstehen. Von der französischen Kirche aus konnte die heidnische Ueberschwemmung nicht mehr gedämmt werden. Fenelon selbst wählte, als er für seinen Zögling ein Lehrbuch schrieb, ein classisches Muster, Mentor, wie er den jungen Telemach leitet.

Die Staatsgewalt war im innersten Kern vergiftet, reiner Despotismus, Egoismus in den unsittlichsten Extremen. Die gelehrte Welt war dem Hofe verkauft oder hing dem christusfeindlichen Classicismus und der Freidenkerei an. Die Poesie endlich diente ebenfalls nur dem Despotismus und den Lastern des Hofes. Der beliebteste Dichter am Hofe Ludwigs XIV. war Boileau, aber ganz und gar nur eine Copie des Horaz. Der größte tragische Dichter jener Zeit, Corneille, dachte größer und begeisterte die Franzosen für die Ehre und den Ruhm des Vaterlands. Wenn die französische Nation am Ende den Dünkel ihres Königs nachahmte und sich

für die erste in der Welt hielt, so hatte sie einigermaßen ein Recht dazu durch die Siege, die sie unter bewährten Feldherrn erfocht, aber Corneille war es, der ihr den Nationalstolz erst recht zum Bewußtseyn brachte. Obgleich seine Helden nur dem classischen Alterthum entlehnt sind (Horatius Cocles, Nikomedes, Sophonisbe) und der Cid dem romantischen Spanien, so lehrten sie doch das französische Parterre, für die Ehre, für die Unabhängigkeit und den Ruhm zu erglühen. Ungleich unbedeutender, wenn auch schön gefeilt, erschienen die gleichfalls classischen Stücke des Racine, der so servil war, daß er vor Schrecken starb, als ihn Ludwig XIV. einmal, der ein Lächeln gehofft hatte, finster anblickte.

Zwischen dem christlich-romantischen Geschmack, der abgeschätzt war, und dem heidnisch-classischen, welcher der Nation unnatürlich eingeimpft werden sollte, drängte sich unwiderstehlich das natürliche angeborene Gefühl und der gesunde Verstand hindurch, um sich in der ihm bequemsten Form geltend zu machen. So nahmen die Memoiren überhand, in welchen Zeitgenossen alles Interessante, was sie erlebt hatten, erzählten. Unter diesen Memoiren sind die der Staatsmänner und Generale von historischem Werthe, viele andere aber enthalten nur die Scandalgeschichte des Hofes, sonderlich der Damen. In dieser letztern Beziehung standen die Denkwürdigkeiten des Brantome schon im 16. Jahrhundert allen andern als Muster voran. Allmälig wurde auch die Briefform Mode, in der man auf ungezwungene Weise seine Meinung über alles mögliche sagte, was das Tagesinteresse mit sich brachte. Am berühmtesten und wirklich in ihrer Art unvergleichlich waren die Briefe der Frau von Sevigné, die muntersten und liebenswürdigsten, die je einer weiblichen Feder entfloßen, und die Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, der treuherzigen Pfälzerin, die ihrer guten deutschen Natur bis ans Ende treu blieb und ihren deutschen Verwandten und Freundinnen jede Woche ausführlich meldete, was am Hofe Ludwigs XIV. vorging. Ihre Briefe konnten übrigens erst in unserm Jahrhundert gedruckt werden. — Da man vieles nur verblümt sagen konnte, hatte man früher schon viele scandalöse Hof-

anecdoten in Amadis- oder Schäferromane eingeflochten. Weil diese jedoch langweilig wurden und aus der Mode kamen, kehrte man zu der Form der contes oder der alten fabliaux zurück. Die schreibenden Damen fanden einen besondern Reiz darin, ihre verliebten Contes im Styl der Ammenmärchen zu erzählen, was so sehr in die Mode kam, daß nicht wenige vornehme Damen in „Feenmärchen“ wetteiferten. Der größte Meister der versificirten Contes war der Fabeldichter Lafontaine.

Sie alle wurden von dem Lustspieldichter Molière übertroffen, der zwar nach dem Muster des Plautus und Terenz die classischen Formen und sogar Namen beibehielt, aber nur die Menschen seiner eigenen Zeit mit allen ihren Lächerlichkeiten auf die Bühne brachte. Unter den Thorheiten, die er mit geistvoller Charakteristik zeichnete, befanden sich auch solche, welche zu berühren einigermaßen gefährlich war. Allein er sicherte sich durch die Geschicklichkeit, womit er dem Königthum immer die Rolle der Weisheit und Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes zuwies, während er Narrheiten und Laster immer nur auf der entgegengesetzten Seite auftreten ließ. Das zeigt am deutlichsten sein weltberühmter Tartüffe, in dem er einen Scheinheiligen trefflich charakterisirt, einen jener vielen geistlichen Parasiten der Maintenon, und es doch so einzufädeln weiß, daß der König zuletzt als der erscheint, der ihn weit übersieht und den Bösewicht entschleiert und entwaffnet.

Siebentes Buch.

Das leopoldinische Zeitalter.

1.

Leopold I.

Nach dem westphälischen Frieden bemühte sich Kaiser Ferdinand III., die tiefen Wunden des Reichs zu heilen, und präsidirte persönlich dem Nürnberger Reichstag von 1653, allein es war ihm nicht mehr möglich, den zerstörten Organismus des Reichs wiederherzustellen, und nach ihm ist kein Kaiser mehr zum Reichstage gekommen. Er selbst kränkelte und starb in Folge des Schreckens über ein Feuer, das in seinem Krankenzimmer ausbrach und bei dem sein jüngstes Kind in großer Gefahr schwebte, 1657. Ihn beerbte sein damals 18jähriger Sohn Leopold, zubenannt „mit der dicken Lippe." Dieser hatte schon als Kind nur Altärchen gebaut, Heiligenbilder geputzt ꝛc. und war von dem Jesuiten Neidhart trübselig und in der spanischen Grandezza erzogen, steif, ceremoniös, überaus gravitätisch, aber ohne Geist und Thatkraft. Anfangs war die Wiener Hofsprache noch spanisch, nachher aber bis zu Leopolds Tode ausschließlich lateinisch. Der deutsche Kaiser sprach nicht mehr deutsch. Sein Tagewerk war durch die steifste Etikette geregelt. Täglich hörte er drei Messen. Täglich und immer zu derselben Stunde fuhr

er spazieren bei jedem Wetter. Er trug nach damaliger allgemeiner Mode eine ungeheure schwarzlockige Allongeperücke, die ihm Achseln und Rücken ganz bedeckte, an der Brust den Orden des goldenen Vließes, die Kleider schwarz, wie auch der nach spanischer Art hinten herabhängende Mantel, dazu rothe Strümpfe. Er war voll Güte und Wohlwollen und sah auch ein, wo es fehlte, aber er hatte nicht Charakterstärke genug, der mächtigen Oligarchie des höhern Adels zu trotzen, die alle Aemter besetzte und ihn gänzlich leitete.

Die deutschen Habsburger geriethen fast unter denselben Umständen in denselben Verfall wie die spanischen. In Spanien war die Königsfamilie leiblich und geistig sehr geschwächt und der hohe Adel, die Granden theilten sich, ohne dem monarchischen Princip zu nahe zu treten, in die einflußreichen Aemter. Aber auch sie entarteten und in Nothzeiten kamen zuweilen, insbesondere durch die Gunst der Königinnen, auch energische Männer aus niedern Sphären empor, die sich durch ihr Geschick eine zeitlang behaupteten, im Ganzen aber am System und immer zunehmenden Verfalle nichts mehr ändern konnten. In Oesterreich kam der noch schlimmere Umstand dazu, daß ein großer Theil des höhern Adels, der für den schwachen Kaiser die Geschäfte leitete, aus Fremden bestand, welche für die deutsche Nation und das deutsche Reich gar keinen Sinn hatten, theils slavische und ungarische Herrn, theils italienische Emporkömmlinge vom 30jährigen Kriege her. Durch den Einfluß der jesuitischen Beichtväter wurde das welsche Element im kaiserlichen Dienst noch mehr verstärkt und die Listen zeigen immer mehr Italiener als kaiserliche Generale, Diplomaten 2c. auf. Die undeutsche Aristokratie dachte nun entweder nur an sich selbst und beutete den Staatsdienst in ihrem Familieninteresse aus, oder zog das Haus Habsburg unmerklich mehr von Deutschland ab und verflocht seine Interessen mehr mit den slavischen, magyarischen und italienischen. Ein gewisser Universalismus entsprach zwar der Idee des Kaiserthums, welches sich nicht auf die deutsche Nation allein beschränkt, obgleich dieselbe in ihm vorherrscht. Der Universalismus des Kaiserthums war auch durch den der Kirche bedingt, aber Kaiserthum und Kirche dienten

einander nicht mehr. Die äußere Frömmigkeit in Oesterreich konnte nicht glänzender seyn und nicht strenger aufrecht erhalten werden, doch gebrach ihr die innere Kraft des Geistes. Die Kirche in ihrer wahren Heiligkeit war nicht mehr vertreten, ihre Hirten waren meist nur Lebemänner und servil. Im kaiserlichen Cabinet war man nicht weniger staatskirchlich, wie in dem zu Versailles. Die Jesuiten aber, die an beiden zugleich als Beichtväter ihre Rolle spielten, dienten bei weitem mehr der Politik Ludwigs XIV. als der kaiserlichen. Es darf mithin auch nicht Wunder nehmen, daß die französische Politik gute Freunde im kaiserlichen Hoflager selber fand und reichlich bezahlte. Hauptverräther war damals Leopolds I. Minister Fürst Lobkowitz, welcher, wie oben schon erzählt ist, den Kaiser nicht nur einigemal dahin brachte, sich zum Bundesgenossen und Werkzeug Frankreichs herzugeben, sondern auch, als es dennoch zum Kriege kam, den kaiserlichen Feldherrn in allen seinen Bewegungen hemmte und seine Erfolge vereitelte.

Da die kaiserliche Regierung selbst von so schnödem Verrath umgarnt war, fällt es kaum mehr auf, daß auch die meisten Reichsfürsten, deren Politik es ja immer nur gewesen war, auf Kosten des Reichsinteresses ihr eigenes zu fördern, sich jetzt gänzlich dem übermächtigen König von Frankreich in die Arme warfen, um durch seine Gunst neue Vortheile zu erringen. An der Spitze dieser reichsverrätherischen Fürsten stand der Reichserzkanzler, Kurfürst Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, als Stifter der niederrheinischen Allianz, welche Deutschland zum Fluche gereichte, denn nur durch diesen Rheinbund wurde es Ludwig XIV. möglich, sein Reich bis an unsern Rhein auszudehnen und unsere schönen Grenzlande im Westen, soweit er sie noch nicht alle erobern konnte, wenigstens aufs greulichste zu verheeren. Der eigentliche Stifter des Rheinbundes war der Mainzische Minister Boineburg, der von allen Höfen bestochen, in alle Karten sah, schon bei der Kaiserwahl statt Leopolds gern Ludwig XIV. durchgesetzt hätte und den letzteren für die unerreichbar gebliebene Kaiserkrone wenigstens durch den Rheinbund entschädigte. Auch Kurköln hielt zu Frankreich

und der kriegerische Bischof von Münster. Diese geistlichen Herrn wurden von Ludwig XIV. nicht nur mit Geld bestochen, sondern auch durch die Ryßwiker Clausel und durch die Hülfe, die er ihnen bei Unterjochung der Reichsstädte leistete. Außer Münster und Erfurt verlor damals auch Köln und Lüttich seine alten Freiheiten. Desgleichen die Stadt Braunschweig. Die welfischen Fürsten nämlich neigten alle zu Frankreich, ausgenommen Ernst August von Hannover. Kurhessen war längst im französischen Solde, Herzog Eberhard III. von Württemberg ließ seinen Sohn Ludwig taufen zu Ehren des Königs von Frankreich. Seine Landstände dachten patriotisch, er aber mußte fürchten Mömpelgard zu verlieren, wenn er Frankreich nicht diente.

Karl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, hatte nach dem westphälischen Frieden die Pfalz wieder erhalten, während seiner Verbannung in England hatte er dort die Wechsel einer großen Revolution mit erlebt und war zu der Ueberzeugung gelangt, daß alles Uebel von der heillosen und eigentlich ganz unnöthigen Religionsspaltung herkomme. Deshalb war ihm eine vollkommene Toleranz Gewissenssache geworden. Er arbeitete sein Leben lang, die Confessionen zu versöhnen, erlaubte in seinem Lande jeglichen Gottesdienst und baute eine Kirche, in welcher Sonntäglich nacheinander katholischer, lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten werden mußte. Er duldete auch die Wiedertäufer und nahm um der Religion willen Vertriebene aus allen Ländern bei sich auf. Durch diese Colonisten brachte er insbesondere die Stadt Mannheim in raschen Flor. Da er mit seiner hessischen Gemahlin Charlotte, der Tochter der energischen Amalie, wegen ihres Eigensinns und ihrer rohen Sitten nicht auskommen konnte, ließ er sich von ihr scheiden und heirathete die liebenswürdige Louise von Degenfeld. Seine Tochter erster Ehe, die rechtschaffene Elisabeth Charlotte, gab er gegen seinen Willen, aber durch die Umstände genöthigt, dem Bruder Ludwigs XIV. zur Ehe, in der Hoffnung, dadurch wenigstens sein Land vor Frankreich zu schützen. Aber vergebens, denn als er starb und sein Sohn Karl Kurfürst wurde,

sprach Ludwig XIV. die Pfalz für seinen Bruder an und ließ sie auf die obenbeschriebene Weise verwüsten.

Die Wittelsbacher in Bayern schwankten anfangs, neigten sich aber immer mehr zu Frankreich, wozu freilich schon Kurfürst Maximilian den Grund gelegt hatte. Sein Sohn Ferdinand Maria war von friedlichem Charakter und blieb deutsch genug gesinnt, um die Kaiserwahl Leopolds zu unterstützen, nach seinem Tode 1679 aber gab sich sein Sohn Max Emanuel, obgleich er den Kaiser noch in den Türkenkriegen und noch 1690 gegen Frankreich unterstützte, doch schon mehr der französischen Verführung hin, indem ihn der Gesandte und Marschall Villars zu den Lastern des französischen Hofes verführte. Der Kurfürst war den Frauen sehr ergeben und durch die Gräfin Kaunitz an das kaiserliche Interesse gefesselt worden. Diese wußte jetzt Villars zu beseitigen und durch andere Maitressen, namentlich durch ein Fräulein von Sinzendorf zu Frankreich hinüberzuziehen.

2.

Die Türken vor Wien.

Während des dreißigjährigen Krieges hatten die Türken mit dem deutschen Kaiser Frieden gehalten und Deutschlands Schwäche nicht benutzt, weil damals der wüthende Tyrann Sultan Murad IV. mit einem Kriege in Persien beschäftigt war, die Sultane vor und nach ihm aber im Serail verweichlichten. Zwischen der Türkei und Ungarn hatte sich bei der Abschwächung sowohl des deutschen als türkischen Reiches der kleine Staat von Siebenbürgen bilden und unabhängig erhalten können. Zuletzt war dort Ragoczy Herr geworden, da die Familie des Bethlen Gabor sich nicht mehr behaupten konnte. Dem ersten Georg Ragoczy folgte sein gleichnamiger Sohn als der zweite, welcher nach dem westphälischen Frieden in eine unhaltbare Stellung gerieth, zwischen dem Kaiser, Polen und der Türkei, indem zugleich eine Partei im Innern ihn bedrängte.

Erst unter Sultan Muhamed IV. kam ein neuer Schwung in die Türkei durch den kriegerischen Großvezier Mohammed Köprili. Derselbe rüstete 1658 zum erstenmal wieder ein gewaltiges Heer aus, um Siebenbürgen dem osmanischen Reiche einzuverleiben, wurde jedoch durch einen großen Aufstand in Asien aufgehalten. Er dämpfte denselben, indem er den Hauptaufwiegler Abaso und die übrigen Paschas trügerisch zu einer Verhandlung nach Aleppo einlud und dort niederhauen ließ. Im folgenden Jahr aber ließ er den Ragoczy angreifen und dieser wurde in der zweiten Schlacht bei Clausenburg tödtlich verwundet, 1660. Die Siebenbürger wählten den Kemeny zu ihrem Fürsten, und da dieser 1662 den Türken in einer Schlacht unterlag und umkam, den Apaffi. Dieser stand ganz unter türkischem Einfluß, weshalb der Kaiser ein Heer unter Montecuculi abschickte, um die Türken aufzuhalten, die auch schon in Ungarn einbrachen und viele Menschen von dort in die Sklaverei schleppten. Montecuculi hatte nicht viele Truppen, konnte daher nur manövriren, bis 1663 ein deutsches Reichsheer nachkam, in dem aber wie gewöhnlich Neid und Uneinigkeit die Einheit und Thätigkeit lähmten. Doch gelang es erst dem kaiserlichen General Souches (einem Franzosen), mit Hülfe einiger deutschen Reichstruppen die Türken bei Lewenz zu schlagen, und einen noch größern Sieg erfocht Montecuculi bei dem Kloster St. Gotthard über Achmed Köprili, den Sohn und Nachfolger des vorigen Großveziers, am 1. Aug. 1664. Hierbei zeichnete sich der junge Herzog Karl IV. von Lothringen, Neffe des alten, im dreißigjährigen Kriege viel geplagten Karls III., durch seine Tapferkeit aus. Nun bequemten sich die Türken zu einem neuen Waffenstillstand von Vasvar. Aber der von Frankreich bestochene kaiserliche Minister Lobkowitz ließ sich auch vom Großvezier bestechen, so daß er die wichtigsten, bereits eroberten türkischen Festungen zurückgab und Apaffi, die türkische Creatur, als Fürsten von Siebenbürgen anerkannte.

Darüber empörten sich nun mit Recht die Ungarn, so wie sie auch über die Wegführung ihrer Krone nach Wien erbittert waren. Als ihre billigen Forderungen am kaiserlichen Hofe unbeachtet blie-

ben, verschworen sich mehrere Große, um Ungarn vom Kaiser unabhängig zu machen. Das Haupt der Verschwörung war Peter Zriny, der seine Tochter mit einem Sohn des vertriebenen zweiten Ragoczy vermählt hatte. An diese schlossen sich Tököli, Nadasdi und Frangipani an, ja sogar der deutsche Statthalter Tettenbach in Steiermark. Daß sie den Kaiser hätten ermorden wollen, ist nicht erwiesen. Sie wurden vor der Zeit verrathen und alle hingerichtet mit Ausnahme Tökölis und Ragoczys, welche entkamen, 1671. Zriny war der Enkel des Helden von Sigeth, Frangipani der letzte Sprößling des undankbaren Geschlechtes, welches den letzten Hohenstaufen französischen Henkern ausgeliefert hatte. Die Rachegeister ferner Jahrhunderte umschwebten den elenden Feigling, der den Kaiser „mit Zittern und Beben, mit heißen Thränen und unendlichem Seufzen um Barmherzigkeit und Verwandlung der Todesstrafe in eine andere, sie sey welche sie wolle," anflehte.

Ein großer Theil der Ungarn war längst protestantisch und gerade dieser Theil schloß sich begreiflicherweise der ungarischen Nationalopposition gegen das Kaiserthum am eifrigsten an, weil von Wien aus alles mögliche versucht wurde, um den hohen Adel Ungarns zur alten Kirche zurückzulocken, mit dem gemeinen Volk der Ketzer dann aber kurzen Proceß zu machen. An die Bestrafung der obgenannten Verschworenen knüpfte der Deutschmeister von Ambringen als kaiserlicher Commissär in Ungarn eine grausame Verfolgung der Lutheraner. Sämmtliche lutherische Geistliche wurden 1674 nach Preßburg einberufen, hier festgenommen und, 250 an der Zahl, den Kopf zu fünfzig Kronenthaler gerechnet, nach Neapel auf die Galeeren verkauft und an die Ruder gekettet. Hier jedoch gelang es dem holländischen Admiral Ruyter, sie frei zu machen. Unter den ihrer Hirten beraubten protestantischen Gemeinden Ungarns wütheten unterdeß in der alten Manier die Dragonaden, bis der junge Emmerich Tököli, der die Wittwe des jungen Ragoczy heirathete, den neuen Polenkönig Sobieski um Hülfe anrief. Dieser hatte eine Französin geheirathet und sein Schwager, der französische Gesandte Mar-

quis de Bethune, unterstützte auf Ludwigs XIV. Befehl den ungarischen Aufstand mit Geld. Apaffi von Siebenbürgen half gleichfalls und auch die Türken standen schützend hinter Tököli. Der Kaiser bemühte sich, den Sturm zu beschwören, indem er in Constantinopel Frieden suchte. Der neue Großvezier Kara Mustapha, des verstorbenen Achmed Schwager, stellte aber zu hohe Forderungen. Dagegen gelang es dem Kaiser, den edlen Johann Sobieski bei der christlichen Ehre zu fassen und einen Bund mit ihm gegen die Türken zu schließen. Zu dieser Wendung der Dinge in Polen trug übrigens auch Sobieskis Gemahlin bei, die von Ludwig XIV. beleidigt wurde.

Es war die traurige Zeit, in welcher Ludwig uns Straßburg entriß und von Westen her einen Theil unsers Reichs nach dem andern zu verschlingen drohte. Nun zog auch noch Kara Mustapha mit 280,000 Türken aus dem Osten herbei. Panischer Schrecken ging vor ihm her. Die schwache kaiserliche Armee mußte sich zurückziehen und der Rückzug wurde zur Flucht. Zu Essec empfing der Großvezier die Huldigung Tökölis und belehnte ihn mit Ungarn. Dann rückte er, ohne den geringsten Widerstand zu finden, durch ganz Ungarn und schlug sein unermeßliches Lager vor Wien auf, am 7. Juni 1683. Hier befehligte der tapfere Graf Rüdiger von Stahrenberg, während der geflüchtete Kaiser die Reichshülfe anrief. Zwei Monate lang widerstanden die Wiener, so grimmig auch die Türken anstürmten. Die Barbaren hausten schrecklich in der Umgegend, steckten Städte und Dörfer in Brand*) und schleppten 87,000 Menschen in die Sklaverei fort. Aber die Stadt gewannen sie nicht. Obgleich verwundet ließ sich Stahrenberg in einem Sessel täglich durch alle Schanzen tragen, ordnete und ermunterte. Durch die Minen der Türken wurden die festesten Mauern in die

*) Die Bürger von Prechtoldsdorf wehrten sich tapfer und capitulirten endlich. Ein Pascha sicherte ihnen freien Abzug zu. Sie zogen aus, alle Einwohner, 3800 an der Zahl, voran eine Jungfrau mit einem Kranz auf dem Kopf und einer Fahne in der Hand. Aber sie wurden alle niedergehauen und der Trauertag wird an dem Ort heute noch gefeiert.

Luft gesprengt und Schutt umgab die ganze Stadt, aber die 10,000 Soldaten (mehr waren nicht in Wien) und die fünf Corps der Bürgerschaft ließen sich durch das gräßliche Allahgeschrei der Stürmenden und durch ihre ungeheure Zahl nicht schrecken, schlugen jeden Angriff ab, ersetzten die Schanzen Tag und Nacht. Für die Verwundeten sorgte der Bischof Kolonitsch, der sein Amt so treu erfüllte, daß der Großvezier drohte, ihm den Kopf abschneiden zu lassen. Aber der Tod lichtete die Besatzung, die furchtbare Anstrengung erschöpfte die letzten Kräfte. Schon mußte Stahrenberg bei Todesstrafe den Schlaf verbieten. Endlich drohte der Hunger. Da in der letzten Noth ließ er vom Stephansthurm einen Fächer von Raketen aufsteigen, die, weit in die Nacht leuchtend, dem hinter dem Leopolds- und Kahlenberge nahenden Hülfsheer bedeuten sollten, daß es die höchste Zeit sey. Zum Glück hatten eben damals die Hülfsvölker sich gesammelt. Die so große und nahe Gefahr brachte schneller als gewöhnlich ein Reichsheer zusammen, der Kaiser hatte 20,000 Mann unter dem Herzoge Karl von Lothringen, die Kurfürsten von Sachsen und Bayern kamen jeder mit etwa 12,000 Mann, Schwaben und Franken stellten 9000. Der große Kurfürst von Brandenburg fehlte, als zu tief vom Kaiser beleidigt. Vom Norden her kam ihnen der ritterliche Johann Sobieski mit 18,000 Polen zu Hülfe und die deutschen Fürsten überließen ihm das Commando. Sonnabend am 11. September bestieg er den Kahlenberg und gab durch drei Kanonenschüsse den Wienern das Zeichen der Erlösung. Die unvernünftigen Türken hatten die Berge zu besetzen vergessen und ließen sich in ihrem Lager durch die Sonntag am 12. von den Höhen herabsteigenden Christen überfallen. Trotzend auf ihre Stärke, fuhren sie sogar fort, hauptsächlich nur die Stadt zu belagern, und stellten dem Entsatzheer zu wenig Streitkräfte entgegen. So gelang es den Deutschen weit vorzudringen, die Kaiserlichen auf dem linken Flügel und die Sachsen und Bayern in der Mitte, während die Polen auf dem rechten Flügel noch zurück waren. Da hielten die Deutschen inne, bis auch die Polen herankamen, und begrüßten ihre bei Dornbach sich entfaltenden Fahnen mit donnerndem Freuden-

geschrei. Sobieski brach in einen Haufen von 20,000 türkischen Reitern ein, zersprengte sie, drang aber zu weit vor und kam in große Gefahr. Nun griffen auch die Deutschen wieder an und stürmten in das Lager der Türken. Daß der Großvezier in der Noth 30,000 christliche Gefangene habe umbringen lassen, ist falsch. Gewiß aber ist, daß er die Besinnung verlor. Ueberdies waren die Türken selbst über sein verkehrtes Handeln erbittert und schwierig; es galt kein Befehl mehr und bald wandte sich alles in der wildesten Unordnung zur Flucht. Die Polen wetteiferten mit den Deutschen, eroberten das Zelt des Großveziers mit unermeßlichen Schätzen, die Deutschen das ganze Belagerungsgeschütz. Man erbeutete 370 Kanonen, 5000 schwer bepackte Kameele, unermeßliche Vorräthe*) und Kostbarkeiten, unter anderem auch die geheime Correspondenz Ludwigs XIV. mit der Pforte. In der Belagerung waren 48,000 Türken gefallen, in der Schlacht 20,000.

Am andern Tag ritt der Polenkönig in Wien ein, das Volk strömte herzu und küßte ihm den Steigbügel. Der Kaiser überlegte erst, wie er sich mit Sobieski becomplimentiren könne, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Endlich kam man überein, sich zu Pferde entgegen zu kommen. Leopold begrüßte den König freundlich, blieb aber dann steif auf seinem Rosse sitzen und lüftete nicht einmal den Hut, als Sobieskis Sohn ihm die Hand küßte und eben so wenig, als ihm die edelsten Polen vorgestellt wurden. Auch für die Verpflegung der polnischen Armee sorgte man nicht. Die Polen wollten fort, Sobieski aber sagte, er werde bleiben, bis er den Feind ganz unschädlich gemacht wisse, gesetzt auch, er solle allein zurückbleiben. So that er, verfolgte die Türken unaufhaltsam, fiel zwar in einen Hinterhalt, schlug sie aber noch einmal bei Parkau, wo ihrer 20,000 fielen, und schied erst dann, als alle Gefahr vorüber war.

---

*) Darunter namentlich Massen von Kaffee, der erst aus diesem Anlaß in Deutschland bekannter wurde. Der Pole Koltschicki, der während der Belagerung mit großem Muth Nachrichten vom Lager in die Stadt gebracht hatte, erhielt zum Lohn das Monopol, in Wien Kaffee zu schenken.

Der Sultan ließ den unglücklichen Großvezier stranguliren, stellte jedoch kein neues großes Heer auf, sondern ließ nur die Festungen in Ungarn hartnäckig vertheidigen. In Ofen wehrte sich Ibrahim, zubenannt der Satan, verzweifelt und schlug alle Stürme ab, so daß die Kaiserlichen hier 23,000 Mann verloren, 1684. Im folgenden Jahre wurden jedoch die Türken aus den meisten Städten Oberungarns vertrieben. Nun erneuerte man die Belagerung Ofens. Die Türken wehrten sich hier immer noch so furchtbar, daß bei einem einzigen Sturme 3 bis 4000 Kaiserliche umkamen. Endlich aber fiel die Stadt am 2. September 1686 und Besatzung und Einwohner wurden mit Weib und Kind niedergehauen, mit Ausnahme von 2000 Personen, die, in einen Hof zusammengedrängt, Pardon erhielten.

Nachdem nun der Kaiser in Ungarn Herr geworden war, wollte er es auch ganz seyn und die Rebellen unterdrücken. Er hob daher das Wahlrecht der Nation auf und erklärte Ungarn zu einem habsburgischen Erblande. General Caraffa hielt ein Blutgericht, die sog. Fleischbank zu Eperies, wo eine Menge Rebellen von Tökölis Partei grausam gefoltert und hingerichtet wurden, 1687.

Karl von Lothringen siegte über die Türken noch einmal bei Mohacz. Nachher commandirte Markgraf Ludwig von Baden und schlug sie bei Szalankemen 1691. Er mußte im Obercommando dem sächsischen Kurfürsten Friedrich August Platz machen, der sich jedoch nicht auszeichnete, worauf es der Kaiser an den Prinzen Eugenius von Savoyen übertrug. Das war der geistvolle Sohn der Nichte Mazarins, der schönen Olympia Mancini, den man zum geistlichen Stande bestimmt hatte. Als er Soldat werden wollte, fand Ludwig XIV. seine Person zu klein. Unwillig ging er nun nach Wien und zeichnete sich durch seinen Muth und durch sein Kriegsgenie dermaßen aus, daß er rasch zur höchsten Feldherrnwürde emporstieg. Obgleich sich seine kleine Figur, in einer ungeheuern Allongeperücke versteckt, auf hohem Rosse seltsam genug ausnahm, war er doch der Liebling der Soldaten, die ihm unbedingt vertrauten und für ihn durchs Feuer gingen. In der Schlacht bei Zenta, in

welcher er das türkische Heer faßte, als eine Hälfte desselben schon über die Theiß gesetzt, die andere aber noch zurück war, brach er die Macht der Türken gänzlich, eroberte Belgrad und erzwang den Frieden von Carlowitz, in welchem der Kaiser Ungarn und Siebenbürgen behauptete, 1699.

Venedig benutzte die Gelegenheit, um im Bunde mit dem Kaiser auch seinerseits wieder zu erobern, was es früher an die Türken verloren hatte. Da es gut zahlte, stellte ihm das deutsche Reich Soldtruppen unter Hannibal von Degenfeld. Die meisten Truppen stellte ihm Ernst August von Hannover, der sich damit den Kurhut erkaufen wollte. Auch die Maltheserritter halfen. Diese christlichen Verbündeten, denen Morosini von Seiten Venedigs als Obergeneral vorstand, eroberten nun wirklich unter blutigen Kämpfen die Halbinsel Morea. Leider wurden bei der Belagerung und Eroberung von Athen dort noch erhaltene schöne Gebäude des Alterthums zerstört. Das Parthenon oder der große Tempel der Athene, in welchem die Türken ihre Schätze zusammengehäuft hatten, diente zugleich zum Pulvermagazin und flog, als eine Bombe hineinfiel, mit 200 Menschen in die Luft, 1687. Nachher wurde der größte Theil der Deutschen auf Morea ein Opfer der Pest. Ein Versuch, auch Candia zurückzuerobern, mißlang.

3.

Sachsen-Polen.

In dem Maaß, in welchem die deutschen Fürsten sich immer mehr von den Pflichten gegen das Reich entbanden, sich mit dem Ausland gegen den Kaiser verschworen, desgleichen die alten Rechte und Freiheiten des Volks mit Füßen traten, strebte auch jeder über den andern emporzukommen und alle waren von Neid gegen einander verzehrt. Eine sonderbare Ironie des Schicksals wollte, daß kleine deutsche Fürsten durch Verwandtschaft und andere günstige Umstände auf ausländische Throne gelangten, aber weit entfernt, daß

dadurch dem deutschen Reichs- und Nationalinteresse ein Vortheil erwachsen wäre, übten jene glücklichen Fürsten vielmehr vom Ausland her einen schädlichen Einfluß auf ihr deutsches Stammland. So gelangte der Pfalzgraf Karl Gustav von einer wittelsbacher Nebenlinie 1654 auf den schwedischen Thron, setzte aber auf demselben nur die alte Eroberungspolitik Gustav Adolfs und Oxenstiernas fort. So war früher schon das gräfliche Haus Oldenburg auf den dänischen Thron erhoben worden und erbte nach dem Aussterben des alten Grafenhauses 1667 das deutsche Oldenburg zu Schleswig und Holstein, war aber ganz danisirt und dem deutschen Reiche feindselig. Das welfische Haus konnte damals noch nicht auf das Erbe in England rechnen, allein es vereinigten sich viele glückliche Umstände, um es aus seinem bisherigen Verfall plötzlich wieder zu erheben. Ernst August von Braunschweig-Hannover überlebte nicht nur alle seine Brüder, sondern beerbte auch seinen Oheim Georg Wilhelm in Sachsen-Lauenburg und neben ihm existirte nur noch das kleinere Haus Braunschweig-Wolfenbüttel fort. Nun strebte er, nicht hinter dem Sachsen und Brandenburger zurückzubleiben, wollte daher vor allen Dingen unter die Kurfürsten aufgenommen seyn und wurde dabei vom Kaiser unterstützt, der noch den Schein der größten Loyalität und Toleranz annahm, indem er ihm 1689 den Kurhut verlieh, „um die evangelischen und katholischen Stimmen auszugleichen.“ Der neue Kurfürst von der Pfalz, Philipp Wilhelm nämlich, der seit 1685 die Kur geerbt hatte, war von der katholischen Linie Pfalz-Neuburg und somit gab es drei weltliche Kurfürsten katholischer Confession in Böhmen, Bayern, Pfalz. Damit es nun auch drei protestantische gebe, bekam neben Sachsen und Brandenburg nun auch Hannover die Kur. Es war aber dem Kaiser mit nichten um die Toleranz zu thun, sondern er wollte Hannover nur stärken, um dem aufstrebenden Brandenburger in Norddeutschland ein Gegengewicht zu geben.

In Sachsen waren Johann Georg I., dem dicken „Biergörgel“ des dreißigjährigen Krieges, Sohn, Enkel und Urenkel, alle gleiches Namens, gefolgt, ohne daß einer sich ausgezeichnet hätte.

Johann Georg II. war gleich seinem Vater dem Trunk ergeben, ahmte aber auch schon die Ueppigkeit und Verschwendung des französischen Hofes nach, indem er sich eine prächtige Garde hielt, Theater und Opern einführte, fremde Sängerinnen um vieles Geld kommen ließ, auch ein großes Cabinet von Kunstwerken und Seltenheiten anlegte. Johann Georg II. gab das meiste Geld für Soldaten und Johann Georg III. für Maitressen aus. Unter ihm durften sonderlich die Sibylle von Nidschütz und ein Graf von Hoymb das Land ausplündern. Unzufrieden mit dieser üblen Wirthschaft verließ sein Bruder Friedrich August das Land und ging auf Reisen. Riesengroß und so stark, daß er Hufeisen und harte Thaler in der Hand zerbrechen konnte, gefiel er sich in allen Gefahren und Reizen der damaligen französischen Galanterie. Kaum in Madrid angekommen, mischte er sich unter die Kämpfer bei einem spanischen Stiergefechte, packte den wildesten Stier an den Hörnern und riß ihn nieder. Jedes Weib, das ihm gefiel, verführend, bestand er alle Gefahren der Eifersucht in den südlichen Ländern, und kehrte endlich glücklich nach Sachsen zurück, um seinem Bruder als Kurfürst zu folgen. Nun begann er Ludwig XIV. zu copiren, und mit Hülfe seines Günstlings, des zum Grafen erhobenen Flemming, Sachsen um und um zu kehren. Die Verschwendungen seiner Vorgänger waren Sparsamkeit gegen die seinige. Eine Maitresse verdrängte die andere, alle kosteten unermeßliche Summen. Sein Hofstaat wurde ungeheuer vermehrt, Paläste, Kirchen, Lustschlösser (die durch wollüstige Feste berüchtigte Morizburg, das sächsische Versailles) wurden erbaut, die kostbarsten Kunstwerke um viele Tonnen Goldes angekauft. Das Volk murrte nicht, nur gegen eine Maßregel erhob es Aufruhr, als der Kurfürst ein zahlreiches stehendes Heer nicht mehr wie sonst aus Freiwilligen warb, sondern durch Zwang rekrutirte. Der Aufruhr wurde aber unterdrückt und die Rekruten auf der Folter gezwungen, den Fahneneid zu schwören.

Im folgenden Jahr errang der Kurfürst das Ziel seines Ehrgeizes. Er wurde nach dem Tode des Johann Sobieski 1696 König von Polen, da er die immer uneinigen Wojewoden dieses

Landes bestochen und die mächtigsten Nachbarn der Polen, Rußland und den deutschen Kaiser für sich gewonnen hatte. In Rußland regierte Peter der Große, der sich eine Macht schuf, die dem übrigen Europa bald gefährlich werden sollte. Rußlands stärkster Feind waren damals noch die Schweden, und um den Einfluß derselben auf Polen zu lähmen, begünstigte Peter die Wahl des sächsischen Kurfürsten. Der Kaiser ließ sich dadurch gewinnen, daß August katholisch wurde. Spöttisch sagte man, der Kurfürst habe die Religion nicht geändert, denn er habe niemals eine gehabt. Indessen änderte dieser Abfall des Fürsten nichts im Glauben des Landes, denn Sachsen blieb unter seinem Consistorium lutherisch. August selbst verlor natürlicherweise die bisher dem sächsischen Hause zuständige Vorstandschaft im corpus Evangelicorum, die allmälig an Brandenburg überging, und wurde dafür durch die polnische Krone nicht entschädigt, denn obgleich ihm bei der Huldigung 1697 alle vornehmen Polen das Knie küßten und er in einem Kleide prunkte, welches mehr als 1 Million Thaler werth war, so mußte er doch die für ihn sehr demüthigenden pacta conventa beschwören und durfte nicht einmal seine Gemahlin ins Land bringen, weil sie nicht katholisch werden wollte. Er genoß gar keine Autorität in Polen und bekam auch hier kein Geld, sondern mußte seine armen Sachsen übermäßig drücken, um von ihrem Gelde in Polen leben zu können. Doch war es für Deutschland ein Vortheil, daß Polen wenigstens nicht einen französischen König bekam, denn Ludwig XIV. wollte den Prinzen von Conti dazu machen und der tapfere Admiral Johann Barth sollte ihn mit einer französischen Flotte nach Polen bringen, wurde aber von den Danzigern zurückgetrieben.

Friedrich August, oder wie er jetzt hieß, König August II., brachte nun sein Leben zwischen Warschau und Dresden zu, stets und überall von einem zahlreichen Harem begleitet, denn er hatte nach einander und zugleich eine ungeheure Menge Maitressen, unter denen die Gräfin Cosel allein ihn 20 Millionen Thaler kostete. Da sein Minister Flemming 16 Millionen hinterließ, da ein einziges Lustlager des Königs 5 Millionen kostete, macht man sich einen Begriff von

den Verschwendungen seines Hofes. Sein üppiges Leben ist geschildert in la Saxe galante von Pöllnitz und den Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Wie König August schwelgte, mag man aus den Beschreibungen der Feste zu Morizburg ersehen, die er seiner schönen Aurora von Königsmark gab, oder der Feste, die er gab, wenn ihn Fürsten besuchten. Mythologische Scenen wurden da im Großen ausgeführt, Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Wäldern, Neptunsfeste auf der Elbe (wobei ein venetianischer Bucentauro, Fregatten, Brigantinen, Gondeln und das Schiffsvolk in Atlas und seidenen Strümpfen paradirte), Saturnusfeste in den sächsischen Bergwerken; ferner Turniere, Carroussel, Ringelrennen, Türkenfeste, Bauernfeste, Jahrmärkte, Maskeraden und Verkleidungen aller Art, wobei immer der ganze Hof sammt der Armee thätig war. Er hielt türkische Janitscharen, Mohren, Heiducken, Schweizer (deren entweihter Name an allen Höfen so viel als Trabant oder Thürsteher bedeutete), und verkleidete auch noch die gemeinen Truppen und Hofbedienten bei seinen Festen auf die mannigfachste Art, so daß er gewissermaßen das ganze Land in ein Theater umschuf. Auch die Baukunst mußte diese Spielereien unterstützen. Der japanische Palast enthielt allein für eine Million Thaler echtes chinesisches Porcellan, dazu die prachtvollsten Tapeten aus natürlichen Federn zusammengesetzt. Noch jetzt sieht man in Dresden einen ganzen Saal blos voll Straußen- und Reiherfedern, die damals bei den Festen gebraucht wurden. Die ungeheure Verschwendung diente nur der Wollust und einer geschmacklosen Prachtliebe, und man kann es nur einen glücklichen Zufall nennen, daß die Ankäufe von Antiken und Gemälden in Italien, wodurch der Grund zu der herrlichen Bildergallerie in Dresden gelegt wurde, dem Stolz des Königs August schmeichelten. Seine eigentliche Schatzkammer, das berühmte grüne Gewölbe, war so geschmacklos wie seine Feste. Hier sah man Edelsteine, Gold und Silber in ungeheuren Massen; ein ganzes Zimmer voll Perlen, Pfeiler von Straußeneiern, getriebene Arbeiten, Drechseleien, Spieluhren und andere Tändeleien, welche die größten Summen kosteten.

4.

Brandenburg - Preußen.

Das Haus Zollern hatte viel mehr Mühe emporzukommen, als das wettinische, wittelsbachische und welfische, denn es war von Schweden und Polen bedrängt, von seinen deutschen Nachbarn beneidet und vom Kaiser beargwohnt und verlassen. Aber dem unfähigen Georg Wilhelm, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine so geringe Rolle gespielt hatte, war sein Sohn Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst gefolgt, ein Mann voll Geist und Thatkraft, der in seiner schwierigen Lage niemals den Muth verlor, jeden Vortheil klug benutzte und den Ruhm eines großen Staatsmanns und Feldherrn davontrug. Seine Hauptmaxime war, zwischen zwei starken Nachbarn zu laviren und die gegenseitige Feindschaft derselben zu seinem Besten auszunutzen. Von deutscher Treue konnte dabei freilich nicht die Rede seyn. Aber die Nothwehr entschuldigt das an ihm, was dem Verrathe ähnlich sieht. Wenn er im Kampf gegen Frankreich das Banner des Reichs vorantrug und den Kaiser redlich unterstützte, aber doch von dem letztern im Stich gelassen und um den Lohn betrogen wurde, war es dem Kurfürsten doch nicht zu verargen, daß er, um sein Cleve am Rhein zu schützen, sich wieder mit den Franzosen verständigte. Noch weniger gereicht ihm zum Vorwurf, daß er die erbitterten Kämpfe zwischen Schweden und Polen mit schlauer List benutzte, um sein Herzogthum Preußen von dem polnischen Lehensverbande frei zu machen, was ihm 1657 gelang. Wir kommen in der schwedischen Geschichte darauf zurück. Wenn er nicht um seine eigene Existenz hätte kämpfen müssen, hätte der große Kurfürst alle Eigenschaften besessen, um das Haupt der deutschen Nation zu werden, denn er kannte ihr Bedürfniß durch und durch. Eins seiner frühesten Manifeste lautet: „Ehrlicher Deutscher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit jämmer=

lich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsere Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene?! Was ist deine Freiheit und Religion mehr, denn daß andere damit spielen!"

Oben schon ist erzählt, wie eifrig sich der große Kurfürst des deutschen Reiches gegen Frankreich annahm, wie aber die Rheinbundfürsten ihm jedes Hinderniß entgegen warfen, der Kaiser selbst ihn im Stich ließ und Frankreich die Schweden gegen ihn hetzte. Er mußte also vom Rhein umkehren, um sein Erbland zu schützen. Sein Heer war nur klein und ermüdet und niemand stand ihm bei als van Galen, der Bischof von Münster, der wenigstens den neidischen Kurfürsten von Hannover im Schach hielt, daß er nicht gemeine Sache mit den Schweden machte. Den Kaiser überredete man, der große Kurfürst wolle mit den Schweden vereinigt in Schlesien einfallen, und es fehlte wenig, daß nicht auch kaiserliche Truppen gegen den Brandenburger marschirten. So wurde damals alles von der französischen Lüge umstrickt. Indessen waren die brandenburgischen Bauern selber schon gegen die Schweden aufgestanden und das schwedische Heer unter dem Feldmarschall Karl Gustav Wrangel, obwohl zahlreich und des alten Ruhmes wegen gefürchtet, schreckte doch den Kurfürsten nicht, welcher wohl wußte, daß es größtentheils nur ein in Deutschland geworbenes Gesindel und ohnehin durch die schwedische Aristokratie schlecht geleitet und verpflegt war. Er griff also diese Schweden frech an und überfiel ihre Vorhut in Rathenau, nahm sie gefangen und griff sodann am 28. Juni 1675 das schwedische Hauptheer bei Fehrbellin an und erfocht einen glänzenden Sieg, den die Poesie verherrlicht hat in Bezug auf den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, welcher gegen den Befehl angriff und siegte, und in Bezug auf den Stallmeister Froben, welcher bemerkt hatte, daß die Schweden nach dem blendendweißen Schimmel des

Kurfürsten zielten, daher das Pferd mit ihm tauschte und unmittelbar darauf von einer Kugel getödtet wurde. Der beste General des Brandenburgers aber war der Marschall Derflinger, ein ehemaliger Schneidergesell. Im folgenden Jahre eroberten der Kurfürst und Derflinger, nachdem sie die Schweden noch einmal bei Wolgast geschlagen hatten, das ganze damals noch schwedische Pommern, auch das früher unbezwungene Stralsund, und setzten sodann 1678 die Verfolgung der Schweden an der Ostseeküste hin bis Kurland fort. Nur die Kälte und der Hunger nöthigten den Kurfürsten zur Umkehr, doch seine Reiterei schlug den Feind noch in einer nächtlichen Schlacht bei Riga. Zwar unterstützten ihn jetzt die Holländer und Dänen, allein im Frieden von Nimwegen beraubte die Eifersucht des Kaisers, wie oben schon berichtet ist, den tapfern Brandenburger wieder aller seiner in Pommern gemachten Eroberungen. Als er sich dagegen sträubte und Dänemark ihm noch beistand, rückte ein großes französisches Heer unter Crecqui bis ins Oldenburgische vor und zugleich vom Kaiser selbst bedroht mußten die dem Frieden Widerstrebenden sich fügen.

Nach so großen Anstrengungen behielt der Kurfürst also nichts, er suchte nun wenigstens das, was er hatte, zu erhalten und die Gewalt in seinen verschiedenen kleinen Erblanden zu concentriren. Dabei verfuhr er einigemal gewaltthätig und trat die alten Rechte und Freiheiten der Stände und der Kirche mit Füßen. An der Spitze der Landstände im Herzogthum Preußen stand ein Herr von Kalkstein, der nach Polen floh, den er aber mitten in Warschau aufheben, zurückbringen und köpfen ließ. Das Haupt der städtischen Opposition in Königsberg, Präsident Rhode, wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Da die lutherischen Prediger sich erlaubten, den alten Haß gegen die Calvinisten aufs neue zu entflammen, und darauf anspielten, daß der Kurfürst selbst als Calvinist ewig in der Hölle werde brennen müssen, gerieth derselbe in Zorn und befahl allen Geistlichen einen Revers zu unterzeichnen, worin sie sich verpflichteten, ihm ohne irgend einen geistlichen Vorbehalt zu gehorchen. Das hieß die Kirche von jeder Fürstenlaune abhängig machen. Doch

die lutherische Geistlichkeit war durch Menschenfurcht schon so herabgewürdigt, daß sie gehorchte, und nur der Berliner Prediger und berühmte Liederdichter Paul Gerhard unterschrieb nicht, sondern ging freiwillig in die Verbannung. — Ohne Folgen blieb der Versuch des Kurfürsten, eine Seemacht und eine Colonie an der afrikanischen Küste zu gründen. Die letztere ging bald wieder ein. Ebenso entging dem Kurfürsten, trotz der alten Erbverbrüderung, das Erbe der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien, als deren letzter Herzog Wilhelm aus dem Hause Piast 1675 starb. Der Kaiser ließ dem Kurfürsten zur Entschädigung nur den Schwiebuser Kreis. Aber auch diesen verlor Brandenburg wieder. Als nämlich der große Kurfürst in zweiter Ehe die holsteinische Dorothee heirathete, erbitterte ihn diese immer noch mehr gegen den Kaiser und suchte dem Kurprinzen Friedrich erster Ehe, der ein wenig verwachsen und nicht des Vaters Liebling war, die Thronfolge zu entreißen und an ihre eigenen Kinder zu bringen. Des Kurprinzen Gemahlin, eine hessische Prinzessin, die schon in guter Hoffnung war, starb plötzlich; eben so plötzlich sein jüngerer Bruder Ludwig nach einem Balle bei Dorotheen. Der Kurprinz selbst bekam, nachdem er bei Dorothee eine Tasse Caffee getrunken hatte, eine heftige Colik und floh nach Oesterreich unter den Schutz des Kaisers. Der alte Kurfürst wollte wirklich dem Kurprinzen nur das Kurland lassen, alle Nebenländer aber Dorotheens Kindern geben. Da starb er 1688, sein Testament wurde vernichtet und der Kurprinz in alle seine Rechte wieder eingesetzt, wofür er zum Dank dem Kaiser Schwiebus zurückgab.

Der neue Kurfürst Friedrich war bucklig, aber voll Verstand, weshalb ihn sein Enkel, der große Friedrich, den königlichen Aesop genannt hat. An seiner Stiefmutter und ihren Kindern nahm er keine Rache, sein Minister Dankelmann regierte streng, aber gerecht. Man war zufrieden. Da ergab sich der Kurfürst den Lastern des französischen und sächsischen Hofes. Ein gewisser Kolbe aus der Pfalz führte ihm sein schönes Weib, eines Weinschenken Tochter aus dem Cleveschen, als Maitresse zu. Er gab ihr den Titel einer

Gräfin von Wartenberg. Der edle Dankelmann wurde gestürzt und eingekerkert und der nichtswürdige Kolbe trat an die Spitze der Regierung. Damals gelangte Wilhelm von Oranien aus Holland auf den englischen und der Sachse August auf den polnischen Thron, der hannöversche Nachbar wurde Kurfürst. Sollte bei allen diesen Standeserhöhungen Brandenburg leer ausgehen und allein zurückstehen? Es war eine Frage der Macht und nicht blos der Eitelkeit. Wenn auch Kolbe keinen höhern politischen Zweck vor Augen hatte, indem er den Kurfürsten anreizte, nach dem Königstitel zu streben, so lag es doch ohne Zweifel im dynastischen Interesse des Hauses Zollern, nicht hinter dem Range seiner Nachbarn zurückzubleiben. Dieses Haus war bereits reich an Länderbesitz und gelangte zur protestantischen Hegemonie in Deutschland, seitdem der Sachse katholisch geworden war. Ueberdies legte der Kaiser großen Werth auf die Ergebenheit Friedrichs, dessen Hülfe er gegen Franzosen und Türken nöthig hatte und wohl mit dem Königstitel bezahlen durfte. Friedrich versprach ihm ein Hülfsheer in allen Kriegen zu stellen, am Reichstag immer mit ihm zu stimmen und bei der nächsten Kaiserwahl wieder einen Habsburger zu wählen. Dafür nun willigte Leopold I. ein, daß der Brandenburger König werde. Zwar soll Prinz Eugenius ausgerufen haben, „die kaiserlichen Minister, die dazu gestimmt, verdienten gehenkt zu werden," allein der Sachlage nach war die Einwilligung des Kaisers für diesen selbst nur vortheilhaft und nicht gefährlich, der Titel an sich gleichgültig oder sogar geeignet, die Eifersucht zwischen Sachsen und Hannover gegen Brandenburg zu steigern, was dem Kaiser nur nützen konnte. Frankreich allein und Schweden waren es, die sich dem Ansinnen des Brandenburgers widersetzten, nicht Oesterreich. Von einem deutschen Reichslande den Königstitel anzunehmen, war nicht möglich, Friedrich hatte aber von seinem Vater das Herzogthum Preußen, nachdem dasselbe nicht mehr polnisches Lehen war, geerbt und demnach nannte er sich fortan König in Preußen (noch nicht von Preußen, weil er nur Ostpreußen, noch nicht auch das noch polnische Westpreußen besaß), setzte sich 1701 zu Königsberg die Krone

selbst aufs Haupt und stiftete bei dieser Gelegenheit den schwarzen Adlerorden.

Auch baute er das Schloß in Berlin als würdigen Königssitz, und glaubte seinem neuen Titel durch großen Prunk Ehre machen zu müssen. Man klagte daher bitter über Verschwendung, hohe Steuern und über das Aufkommen fremder lockerer Sitten und Moden. Die Königin Sophie Charlotte, geborne Prinzessin von Hannover, Freundin des Philosophen Leibnitz und des frommen Waisenhausstifters Franke in Halle an der Saale, sammelte um sich Gelehrte und s. g. schöne Geister, und das war der erste Versuch, aus Berlin eine „Metropole der Intelligenz“ zu machen. Ein noch sehr schwacher Versuch. Die Regierung selbst dachte noch lange nicht daran, ihre Macht durch Pflege des Geistes und durch Bezauberung der öffentlichen Meinung zu verstärken.

5.

Die Verwelschung der Zeit.

Am Ende des 17. Jahrhunderts kam über ganz Europa eine eigenthümliche und höchst charakteristische Verwelschung. Das germanische Mittelalter war vergessen oder jede Erinnerung daran wenigstens verwischt. Man sah es als eine Barbarei an und suchte damit so wenig als möglich gemein zu haben.

Am ungeheuerlichsten war die Lüge, in welche die Italiener sich verstrickten, indem sie sich für echte Nachkommen der alten Römer ausgaben. Schon zur Zeit der römischen Kaiser war Rom und ganz Italien von fremden Elementen der Bevölkerung durchdrungen. Dazu kamen in der Völkerwanderung immer wiederholte Verheerungen des Landes durch Krieg und pestartige Krankheiten, wodurch ganze Städte und weite Landschaften menschenleer wurden und erst nach und nach wieder eine neue Bevölkerung erhielten. Unter den Longobarden, unter den Frankenkönigen und noch unter den deutschen Kaisern von Alboin an bis auf Karl V. ein ganzes Jahrtausend

hindurch hatte Italien einen ausschließlich deutschen Adel mit ausschließlich deutschen Namen und auch der neue Bürgerstand war ursprünglich germanischer Adel, der sich in den Städten zusammendrängte. Auch die Namen dieser Bürger sind durchgängig deutsch. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts kamen mit der Renaissance auch die antiken Namen wieder auf und feile Geschichtschreiber gaben sich dazu her, deutschen Geschlechtern in Italien einen altrömischen Ursprung anzudichten und daraus die Berechtigung zu schöpfen, die Fürsten, der Adel und die Städte Italiens dürften als directe Erben der alten Römer sich dem deutschen Kaiser und der deutschen Nation als einem ihnen wildfremden und an sich verächtlichen Barbarenthume widersetzen.

Frankreich ging ganz auf diesen Ton ein. Obgleich das alte Gallien unter der Römerherrschaft in die tiefste Corruption und Sklaverei versunken war und alles, was heute noch groß und achtungswürdig an den Franzosen ist, erst mit den Franken, Gothen und Burgundern dahin einwanderte, die Ritterlichkeit, die strengen Gesetze der Ehre, der Freiheitssinn und die ständische Vertretung, haben sich die französischen Dichter doch in die Fiction hineingelogen, das französische Volk sey heute noch ausschließlich gallo-romanisch, nachdem es die von Deutschland her eingedrungenen fremden und barbarischen Elemente, nämlich den Adel und das Feudalwesen, in der Revolution wieder ausgemerzt habe. Daß die französischen, vom Hofe abhängigen Dichter in der Zeit der Renaissance zuerst auf solche Unwahrheiten fielen, erklärt sich aus der Politik der französischen Könige, welche den Vorrang des deutschen Kaisers nicht mehr anerkannten und Deutschland überhaupt zu berauben und klein zu machen suchten. Ludwig XIV. besoldete französische und deutsche Geschichtschreiber, welche im Sinne der Reunionen beweisen mußten, das gallische Element habe sich bis tief nach Deutschland hinein erstreckt und so weit gehöre Deutschland zu Frankreich. Auch bayrische Geschichtschreiber wurden gebungen, um die Bayern aus Deutschen zu gallischen Bojern zu machen und den Beweis anzutreten,

sie seyen mithin von den Deutschen gänzlich verschieden und natürliche Brüder der Franzosen.

Nur die Spanier bewahrten den Stolz ihrer deutschen Herkunft. Jeder edle Spanier rühmte sich, ein Gothe zu seyn.

Unbegreiflicherweise gab sich auch England der Verwelschung hin. Die Engländer sind heute noch ihrem ganzen Habitus und ihrer Sprache nach Germanen, d. h. Angelsachsen und Normannen mit einem nur noch geringen gälisch-romanischen Bestandtheil. Auch ist die Geschichte der Sachsen und Normannen in England ruhmvoll genug, daß die Nachkommen stolz auf ihre Abkunft seyn könnten. Endlich ist alles, was England heute noch in seiner Verfassung, seiner Freiheit, seiner Volksvertretung und seinen Volksrechten besitzt, germanischen Ursprungs und wurzelt in den alten angelsächsischen Gesetzen und Witenagemots. Und dennoch hat sich die moderne englische Poesie auf den Standpunkt der Waliser hinüber gelogen, betrachtet die altbritische Bevölkerung als die allein berechtigte, die Sachsen aber nur als barbarische Eindringlinge.

Die deutsche Nation verlor unter der Vielherrschaft der Fürsten und im Elend des dreißigjährigen Krieges vollends ihr Selbstbewußtseyn. Der abgeschmackte Poet Opitz durfte sich als erster Begründer einer deutschen Poesie geriren, vor dem es noch gar keine gegeben habe, da er doch selbst nur ein schwacher Nachäffer und Uebersetzer italienischer und französischer Hofdichter war. Auch die s. g. fruchtbringende Gesellschaft in Weimar war nur eine schwächliche Nachahmung der italienischen Akademien, die Pegnitzschäferei in Nürnberg die affectirteste Copie der italienischen Schäfereien. Wie alles Welsche damals Mode war, so wetteiferten auch in Deutschland die höfischen Gelehrten, den deutschen Fürsten, Grafen und Herrn wo irgend möglich einen römischen Ursprung anzudichten, nachdem schon lange vorher jeder deutsche Pedant seinen Namen ins Lateinische übersetzt hatte, um selbst für einen Römer zu gelten.

Indessen gab es doch noch treue und starke deutsche Herzen, welche die Ueberwältigung des Vaterlandes durch die französische Arglist schmerzlich empfanden, und noch derbe Naturen, die sich

in die fremde Mode ungern fügten. Daher die merkwürdige Reaction der von Hoffmannswaldau gegründeten zweiten schlesischen Schule gegen die erste, welche Opitz gegründet hatte. Man wollte nicht länger, wie Opitz, wasserglatte Formen und einen nüchternen conventionellen Inhalt, sondern Sturm und Drang, wilde Leidenschaft und die stärksten Ausdrücke. Daher ein ungeheurer Schwulst der Rede und das Gräßliche und Zotenhafte in Hoffmannswaldaus und Lohensteins Dichtungen. Es zeigte sich hier ungefähr dasselbe wie in Holland, hochtrabendes Pathos gepaart mit dem rohesten und schmutzigsten Cynismus.

Lohenstein, ein schlesischer Edelmann und kaiserlicher Beamter, schrieb Trauerspiele, voll von unglaublichen Cynismen, aber auch einen dicken Roman von Arminius, dem deutschen Helden, der die Römer schlug, worin er den edelsten Nationalstolz kund gibt in einer Zeit der tiefsten nationalen Schmach. Es ist rührend, die gute deutsche Natur mit den fremden Elementen ringen zu sehen, die sie ganz erdrücken wollten. Ein dritter Schlesier, Andreas Gryphius, hielt sich mehr an die Muster der englischen Bühne und schrieb einige treffliche Schauspiele voll von romantischem Reiz und echtem Humor. In Holland war es Vondel († 1667), der dem classischen und biblischen Styl sich einigermaßen zu entwinden wußte und patriotische Stücke auf die Bühne brachte. Verdienten Ruhm ernteten des Schlesiers von Logau Sinngedichte, in denen oft patriotischer Zorn durchblitzt.

Achtes Buch.

Die englische Revolution.

1.

Jakob I.

Im J. 1603 bestieg Jakob VI., König von Schottland, Sohn der unglücklichen Maria Stuart, unter dem Namen Jakob I., den englischen Thron, als rechtmäßiger Erbe der mit der Königin Elisabeth ausgestorbenen Familie Tudor. Dieser Thron, den zu besitzen jeden andern beglückt haben würde, war mit dem Blute seiner Mutter bespritzt. Die Stuarts konnten auf ihm nicht heimisch werden.

Jakob war gutherzig, aber kein fester Character und voll sonderbarer Grillen, weshalb man ihn „den weisesten Narren in Europa" nannte. Angeborne Furchtsamkeit, wie man glaubt, in Folge des Schreckens seiner Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, bei Riccios Morde, war eigentlich die Grundlage seines Characters und die Ursache, warum er immer gern Ruhe gehabt hätte. Schon 1604 schloß er Frieden mit Spanien, was ihm von den fanatischen Calvinisten sehr übel genommen wurde. Eine Verschwörung, durch welche eine entferntere Verwandte, Arabella Stuart, auf den Thron erhoben werden sollte, wurde entdeckt, mehrere Rädelsführer hingerichtet, Walter Raleigh, der große englische Seeheld, der gerne den Krieg

gegen Spanien fortgesetzt hätte, gefangen gesetzt. Die Katholiken hatten sich viel von Jakob versprochen, weil er der Sohn Marias war, die als Märtyrerin für die katholische Sache gestorben war. Aber Jakob mußte doppelte Rücksicht nehmen auf die presbyterianische Kirche in Schottland und auf die bischöfliche Staatskirche in England. Er durfte es mit der ungeheuern Mehrheit des calvinischen Volkes nicht verderben. Aus Ungeduld und Unwillen verschworen sich nun einige Katholiken, Catesby und Piercy an der Spitze, die ganze königliche Familie sammt den Lords und Gemeinen mit einem Schlage zu vernichten, indem sie nämlich einen Keller unter dem Parlamentsgebäude mietheten und 36 Tonnen Pulver hinein brachten, um das Haus während einer vollen Sitzung in die Luft zu sprengen. Aber diese s. g. Pulververschwörung wurde entdeckt und das Unglück verhindert. Die Verschworenen flüchteten nach Coventry und wurden hier vom Volke belagert, Catesby und Piercy im Kampf erschossen, mehrere andere gefangen und hingerichtet, 1605.

Dieses Ereigniß fachte von neuem den Haß gegen die Katholiken an, der König aber ermahnte das Parlament, gerecht zu seyn und nicht allen Katholiken aufzubürden, was nur wenige verschuldet hätten. Das legte man ihm nun wieder als Begünstigung der Katholiken aus, da er doch nur allen gerecht werden wollte. Am meisten Verdruß machten ihm die Presbyterianer in Schottland. Er sah nämlich in der bischöflichen Kirche Englands die einzig mögliche Ausgleichung der Extreme und wünschte, seitdem durch seine Thronbesteigung Schottland mit England vereinigt worden war, beiden Ländern auch eine gleiche und zwar die bischöfliche Kirchenverfassung zu geben. Er hatte in seiner Jugend erfahren, welcher demokratische Geist unter den Presbyterianern und Schülern des schrecklichen Knox herrschte. Sein Scharfsinn sah voraus, wie gefährlich diese Secte dem Königthum noch werden würde, er gab sich daher alle Mühe, die bischöfliche Aristokratie auch in Schottland einzuführen, und pflegte zu sagen: kein Bischof, kein König. Aber die Schotten weigerten sich und erst 1612 gelang es dem König, Bischöfe nach Schottland

zu bringen. Zu derselben Zeit suchte er sich bei den Calvinisten durch die pomphafte Verheirathung seiner Tochter Elisabeth mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem damaligen Haupt der calvinischen Partei in Deutschland und nachmaligen Böhmenkönig, populär zu machen.

Allein es gelang ihm nicht, Vertrauen und Achtung zu gewinnen. Der Hof selbst, seine eigene Gemahlin spottete seiner. Die letztere, die dänische Prinzessin Anna, schändete den Thron durch ihre Lüderlichkeit. Auf ihrem Privattheater im königlichen Schloß spielte sie selbst mit, nicht selten total betrunken, machte sich über ihren Gemahl lustig und ergötzte ihre Liebhaber durch „lebende Bilder" der üppigsten Art, z. B. der Venus, nackter Nymphen, Odalisken eines Harem ꝛc. Die Renaissance in England hatte schon an Elisabeths Hofe eine große Lüsternheit verrathen, welche durch die altjüngferliche Prüderie der Königin nur schlecht maskirt worden war. Unter der dänischen Anna genirte man sich noch viel weniger. Namentlich kam ein ungeheurer Luxus auf und der Adel ruinirte sich durch die verschwenderische Pracht seiner Kleider und Equipagen. London wurde trotz Paris ein alles verlockendes Babel, dessen Genüssen der Adel vom Lande her zuströmte, in dessen Wollust er sich hineinstürzte und all das Seinige dabei aufopferte. Die Landgüter wurden verschleudert, Fahrhabe und Schmuck versetzt und eine ganze Bande bürgerlicher Wucherer bereicherte sich dadurch. Die Zeitgenossen erzählen arge Dinge vom Hofe und von der damaligen guten Gesellschaft in London. Zoten, grobe und schamlose Späße, indem man die Lichter auslöschte, den Ladies unvermerkt die Röcke zusammennähte oder auch abschnitt ꝛc., waren gewöhnliche Ergötzungen in den vornehmsten Kreisen.

Dem setzte sich nun ein finsterer Trotz und Groll im Volk entgegen. Die strenggläubigen Calvinisten wurden jetzt erst Puritaner, d. h. Reinmacher, welche die Gemeinde der Kinder Gottes säubern wollten vom heidnischen Götzendienst und Unflath der bösen Jesabel. Gerade weil Hof und Adel an nichts mehr als an Vergnügen dachten, trugen die bürgerlichen Puritaner die tiefste Ver-

achtung und den glühendsten Haß gegen jede, sogar die unschuldigste Lebenslust zur Schau und verbannten Gesang und Tanz, Putz und Spiel, besonders aber das Theater. Die sächsische Hartnäckigkeit und Verbissenheit, das eigenthümlich eckige Wesen spießbürgerlicher Fanatiker schuf begreiflicherweise in der puritanischen Partei mancherlei Karikaturen, über die sich der Hof weidlich lustig machte, und das mehrte nur den Haß.

Unter diesen Umständen kam auch ein eigenthümlich neues Leben in das englische Parlament. Dasselbe war seit Heinrich VIII. auffallend unselbständig und nur eine Maschine gewesen, welche die Könige durch ihre Minister gelenkt hatten. Diese auffallende Vernachläßigung der alten Volksfreiheit durch die Vertreter des englischen Volkes erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß Lords und Gemeine mit dem König während der Reformation gemeine Sache machten, um durch ihn die Säkularisationen durchzusetzen und dann die reiche Beute mit ihm zu theilen. So war das Parlament an allen Freveln der Monarchie mitschuldig und unvermerkt von ihr abhängig geworden und die letzten Regenten aus dem Hause Tudor hatten theils Energie genug besessen, um den Staat lenken zu können, ohne erst das Parlament um Erlaubniß zu fragen, theils ließ der große Principien- und Interessenkampf gegen die spanische Monarchie einen Zwiespalt zwischen Krone und Parlament in England nicht aufkommen. Jetzt aber zeigte der erste Stuart auf dem englischen Throne wenig Energie und war auch Spanien nicht mehr zu fürchten. Die bürgerliche Klasse aber hatte sich durch Gewerbe, Handel und Schiffahrt und auf Kosten des verschwenderischen Adels bereichert und die Puritaner hatten in ihr einen religiösen Widerstand angefacht, welcher bald genug in eine politische Opposition überging. Man bemerkte damals schon im Hause des gelehrten Cotton einen Club von Juristen und Philosophen, welche sich mit den großen Fragen der Nation beschäftigten und auf das Parlament einwirkten. Was der Fanatismus der Puritaner nicht durchsetzte, erschlich die Arglist der Juristen, denen die Religion Nebensache war und die

nur ihre Kaste mittelst der confessionellen Parteiung und mittelst des Parlamentes zur herrschenden in England machen wollten.

Jakob I. ergab sich zu seinem Unglück einem Günstlinge, dessen Hoffahrt und Leichtsinn Volk und Parlament noch mehr aufregten. Ein gewisser Robert Carre gewann das Herz des Königs, wurde von ihm zum Ritter und Grafen von Somerset gemacht, aber bald durch einen neuen Günstling Villiers verdrängt, den der König zum Herzog von Buckingham erhob, der an Verschlagenheit und Frechheit seines gleichen suchte und die größte Verachtung des Volks an den Tag legte. Dem Ansehen des Königs schadete auch die Hinrichtung des Sir Walter Raleigh. Dieser nämlich hatte, um aus seinem Kerker loszukommen, dem König vorgespiegelt, er wolle ihm ungeheure Massen Goldes aus Guyana, einem noch freien und den Spaniern nicht zuständigen Gebiete, verschaffen. Jakob hatte ihm einige Schiffe mitgegeben, aber das Gold war nicht zu finden gewesen, die Spanier protestirten überdies, weil Guyana ihnen gehöre und Frieden zwischen ihnen und England herrsche. Raleigh wurde daher von seinen eigenen Leuten als Betrüger verhaftet, nach London zurückgebracht und hingerichtet. Das Volk aber sah in ihm einen nationalen Seehelden, den man ohne Noth den verhaßten Spaniern aufgeopfert habe, und zürnte dem König wegen dieser Hinrichtung, 1618.

Mittlerweile brach der dreißigjährige Krieg in Deutschland aus und machte Jakob zwar seinem Schwiegersohne Friedrich von der Pfalz Hoffnung auf einen mächtigen Beistand, leistete ihn aber nicht, sondern ließ sich in einer kaum begreiflichen Verblendung durch Buckingham verleiten, eine innige Verbindung mit Spanien durch eine Vermählung seines Sohnes Karl mit einer Infantin anzubahnen. Nichts war geeigneter, Volk und Parlament gegen ihn aufzuregen. Zum erstenmal wagte das Unterhaus unter der Leitung von Coke, Selden, Pym, Diggs ꝛc. dem Könige ernstlich von der spanischen Heirath abzurathen und König Jakob glaubte damals noch antworten zu dürfen, diese Angelegenheit gehe das Parlament gar nichts an. Allein das Parlament behielt Recht, weil die unvernünftige

Heirath doch nicht zu Stande kam. Buckingham faßte die spanische Reise ganz als ein lustiges Abenteuer auf, der junge schwärmerische Prinz Karl aber schmachtete wirklich nach der schönen Prinzessin im Süden. Der Hof von Madrid war überrascht, empfing aber den Prinzen und Buckingham, als diese wirklich die Brautfahrt unternahmen, mit größter Zuvorkommenheit und ging nur dem politischen Vortheil nach, England, wenn auch nur auf kurze Zeit, vom Bunde gegen das Haus Habsburg abzuziehen. Der Anblick des seufzenden Prinzen ließ überdieß die Möglichkeit zu, daß derselbe katholisch werden könne. War er nicht der Enkel von Maria Stuart? zog ihn nicht die Sympathie nach Spanien? Der berühmte Dichter, Lope de Vega, legte ihm damals die Worte in den Mund:

„Carlos Estuardo bin ich,
Liebe führt mich aus der Ferne
Und zu Spaniens Himmel wall' ich,
Zu Maria, meinem Sterne.“

Unter Maria ist hier doppelsinnig die Infantin und die Himmelskönigin, die Hochzeit und die Bekehrung verstanden. Natürlicherweise konnte die Heirath nicht zu Stande kommen, da Buckingham dem spanischen Minister Olivarez die politischen Bürgschaften nicht gewähren konnte, welcher dieser verlangte. Die Stimmung in England wurde immer erbitterter gegen Spanien und Buckingham, ohne sich im geringsten um die Gefühle des jungen Prinzen zu bekümmern, dachte nur daran, dem lärmenden Volk in England den Mund zu stopfen und sich ein wenig an dem groben Olivarez zu rächen. Er reiste also, nachdem er den Prinzen nach London zurückgebracht hatte, alsbald nach Paris und warb dort für ihn um die Hand Henriettens, der Schwester Ludwigs XIII. Bei diesem Anlaß sah er die junge Königin Anne d'Autriche und wurde heftig in sie verliebt. Auch soll sie seine Neigung erwiedert haben. Indessen kam die Heirath Karls mit Henrietten erst zu Stande, als Jakob I. bereits gestorben war, 1625. Richelieu war sehr damit zufrieden,

denn nichts konnte ihm erwünschter seyn, als ein Bündniß mit England gegen das Kaiserhaus.

2.

Karl I.

Karl, der seinem Vater auf dem englischen Thron folgte, lebte mit der französischen Henriette sehr einträchtig und glücklich, wie er überhaupt viele edle Eigenschaften des Herzens besaß. Er war vorzugsweise sanft und hatte etwas schwermüthiges, aber es gebrach ihm zugleich an Thatkraft, so daß man ihn mit Hamlet verglichen hat. Wie dieser war er auch hochgebildet. Karl hatte einen Band des Shakespeare immer unter dem Kopfkissen liegen. Vornehm von Natur und ein feiner Kenner der Menschen und Dinge war er doch zu weich und zerstreut, um selbständig, kräftig und vor allen Dingen consequent handeln zu können, und folgte zu leicht dem Rathe seiner raschen, aber unerfahrenen Gemahlin und seiner Günstlinge. Ein solcher Charakter war nicht dazu gemacht, der zähen Opposition im Parlamente lange zu widerstehen.

Gleich im Anfang seiner Regierung zeigte sich das Parlament äußerst karg im Bewilligen von Geldern und schadete Buckingham dem Ansehen des Königs, indem er in Verbindung mit Frankreich eine Flotte gegen die Spanier ausrüstete, mit derselben an der Küste Spaniens landete und ohne Schlacht einen großen Theil seiner Mannschaft bloß dadurch verlor, daß sie sich an den heißen spanischen Weinen zu Tode soff. Als er auch noch dem Cardinal Richelieu Rochelle einschließen half und die Hugenotten bekämpfte, welche die Engländer als ihre Glaubens- und natürlichen Bundesgenossen ansahen, wurde der Unwille allgemein und Buckingham förmlich vom Unterhause angeklagt. Noch war die herkömmliche Gewalt des Königs so groß, daß er die Ankläger konnte verhaften lassen, er ließ sie jedoch bald wieder los. Buckingham selbst blieb frei und im Besitz aller seiner Aemter, 1626. Im folgenden Jahre machte er

wieder einen tollen Streich. Er wollte nämlich durchaus die schöne Anne d'Autriche wieder sehen und als Gesandter nach Paris gehen. Ludwig XIII. verbot ihm zu kommen und Buckingham wurde dadurch so erbittert, daß er Karl I. beredete, Krieg mit Frankreich anzufangen, und sofort mit einer Flotte demselben Rochelle zu Hülfe zog, welches er kurz vorher angegriffen hatte. Aber zur Kriegführung gänzlich unfähig, opferte er auch diesmal einen großen Theil seiner Mannschaft unnütz und unrühmlich auf.

Durch Geldnoth sah sich der König gezwungen, das Parlament wieder einzuberufen und Geld von ihm zu fordern. Das Unterhaus bewilligte ihm das Geld, ließ es ihm aber nicht eher zukommen, als bis er seinerseits die Abstellung von öffentlichen Uebelständen, welche das Parlament in einer „Bitte um Recht" (bill of right) zusammenstellte, bewilligt hatte. Die Bill setzte fest, daß niemand ohne Zustimmung des Parlaments besteuert und niemand außer von den gewöhnlichen Gerichten verurtheilt werden dürfe. Nicht zufrieden damit wiederholte das Unterhaus auch die Anklage gegen Buckingham, aber der König ließ denselben durch die Sternkammer, den höchsten königlichen Gerichtshof freisprechen. Den Prediger Manwaring, der auf der Kanzel den Absolutismus gelehrt und dem englischen Volk seine alten Rechte bestritten hatte, ließ das Parlament einkerkern, aber auch ihn machte der König wieder frei. Buckingham wollte zum drittenmal vor Rochelle ziehen, um seinen frühern Fehler wieder gut zu machen, er wurde aber unterwegs in Portsmouth durch einen jungen Fanatiker erdolcht, 1628. Nie hat der Günstling eines Königs principloser und unverschämter gehandelt, als dieser Buckingham. Indem aber der König ihn immer gewähren ließ und schützte, verrieth er dadurch so viel Leichtsinn und Charakterschwäche, daß man sich lediglich nicht wundern darf, wenn das Parlament seinem guten Willen mißtraute, auch die Furcht vor ihm mehr und mehr verlor und entschlossener gegen ihn auftrat.

Unglücklicherweise glaubte der König trotz der Bill of right auch ohne das Parlament regieren zu können. Einige Glieder desselben, die er verhaften lassen wollte, retteten sich durch die Flucht. Einige

andere gewann er. Thomas Wentworth, der bisher zur Opposition gehört hatte, wurde geheimer Rath des Königs und von ihm zum Grafen von Strafford ernannt. Neben diesem gewann Wilhelm Laud als Geistlicher die höchste Gunst des Königs und wurde zum Erzbischof von Canterbury erhoben. Beide Männer bestärkten den König in der Meinung, es sey sein göttliches Recht, absolut zu regieren, und er brauche sich um das Parlament nicht zu bekümmern. Ihm selber war das Gezänk mit den eben so unbeugsamen als weitläufigen Juristen des Parlaments schon herzlich zum Ekel geworden. Er wollte also gar kein Parlament mehr einberufen und schrieb auch ohne dessen Bewilligung eine einträgliche Waarensteuer, das sog. Schiffsgeld oder Pfund- und Tonnengeld aus, welches seit Heinrich VI. vom Parlamente den Königen auf Lebenszeit und nicht blos von einer Sitzung zur andern bewilligt worden war. Um überhaupt weniger Geld zu brauchen und nach Buckinghams Tode nicht mehr in planlose Kriege gehetzt zu werden, wie früher, machte Karl sowohl mit Spanien als Frankreich Frieden, 1630. Nun hatte der König wirklich eine Zeit lang Ruhe von außen wie im Innern und ließ sich dadurch täuschen, dem politischen Wetter zu trauen. Die Opposition war verstummt, vormalige Mitglieder derselben folgten Wentworths Beispiel und traten ins Ministerium ein. So Diggs, Noy, Littleton.

Noy machte sich besonders verhaßt durch seine Gelderpressungen. Um nämlich die Parlamentsbewilligungen umgehen zu können, bestritt er die Staatsausgaben durch ungesetzliche Erhebungen, indem er alles Mögliche, was die Menschen täglich brauchten, Salz, Kohlen, Eisen, Tabak, Wein, Bier ꝛc. zum Regierungsmonopol machte und um den ihm allein beliebigen Preis verkaufte, und auch das Recht dergestalt feil bot, daß er für reiche Personen alle Strafen in hohe Geldstrafen verwandelte.

Am behaglichsten wiegte sich Erzbischof Laud auf seinem Sitze, denn er zweifelte nicht, die Staatskirche in England fest gegründet zu haben und dadurch auch den Thron aufs sicherste zu stützen. Er that sich dabei viel auf das Princip der rechten Mitte zu gute,

denn während er den Pomp der bischöflichen Kirche vermehrte und den Presbyterianern und Puritanern aufdrang, so daß diese ihn beschuldigten, er wolle das Land wieder katholisch machen, wies er doch andrerseits alle römischen Verlockungen und den ihm mehr als einmal angebotenen Cardinalshut ab. Gleichwohl war es ein gefährliches Ding, seine rechte Mitte, weil man an ihre Wahrheit und Haltbarkeit nicht glaubte. Die Gräfin von Devonshire war katholisch geworden und Laud warf es ihr vor. Sie aber antwortete: „Weil jetzt doch alles nach Rom gehen will, ging ich lieber voraus, um nicht ins Gedränge zu kommen.“ Zu Lauds damaliger Lieblingsthätigkeit gehörte die Erweiterung und der großartige Neubau der Paulskirche in London, ein geschmackloses Nachbild der Peterskirche in Rom im Renaissancestyl. Ohne Zweifel paßte diese Pracht und paßten die reich geschmückten Altäre, Chorröcke, Processionen, Kniebeugungen, Meßbücher und was er sonst noch alles in seinem book der anglikanischen Kirche vorschrieb, nicht für den Calvinismus und mußte man billig fragen, warum er nicht überhaupt auch zur katholischen Lehre zurückkehrte? Er weckte unter den Calvinisten die tiefste Erbitterung, ohne doch die Katholiken zu befriedigen.

Das Volk verhielt sich lange ruhig. Viele Puritaner zogen es vor, auszuwandern und sich in den Colonieen niederzulassen, die hauptsächlich seit der Königin Elisabeth an der Küste von Nordamerika von Engländern waren gegründet worden. Der König suchte endlich den allzu zahlreichen Auswanderungen Einhalt zu thun. Doch ist die oft wiederholte Erzählung, daß Pym, Hampden und Oliver Cromwell, die nachher des Königs gefährlichste Feinde wurden, gegen ihren Willen an der Fahrt nach Amerika gehindert und als sie schon das Schiff bestiegen hatten, zurück gehalten worden seyen, ungegründet. Gewiß dagegen ist, daß die Sternkammer damals grausame Urtheile gegen alle diejenigen fällte, die es wagten, dem System Straffords und Lauds zu widerstehen. Doctor Leighton, Professor an der Universität Edinburgh, hatte 1630 die bischöfliche Kirche angegriffen und wurde dafür zu 10,000 Pfund Sterling Buße, zweimaligem Pranger, zur Geißelung, Aufschlitzung der Nase, Abschneiden der

Ohren und lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Die nämliche Strafe für das nämliche Vergehen erlitten 1632 der Advokat Prynne und 1637 der englische Arzt Bastwik und Licentiat Burton. Im folgenden Jahre stand auch ein Advokat Lillburne am Pranger und war so keck, noch vom Gerüst aus seine verbotenen Flugschriften unter das Volk zu werfen.

Diese Processe nährten den persönlichen Haß gegen den Hof. Prynne wurde nur deshalb so hart bestraft, weil er als Puritaner in einem dicken Buch, Hystrio-Mastyx genannt, alle und jede Lustbarkeit, Jagd, Spiel und Tanz, Musik und Schauspiele verdammt, die Theater Kirchen des Satans genannt hatte. Das legte man ihm als Majestätsverbrechen aus, weil nicht nur der König selbst Vergnügen und Schauspiele liebte, sondern die Königin sogar selbst in Schäferspielen auftrat. Die puritanische Prüderie erschien dem lebenslustigen Hofadel unsinnig und lächerlich. Schon Buckingham hatte eine Comödie aufführen lassen, worin er vom Neide und klaffenden Hunden verfolgt wird und unter diesen Hunden verstand er die Puritaner. In derselben Karikirung, in welcher die Puritaner später in dem komischen Gedicht des Butler aufgefaßt worden sind, erschienen sie auch damals schon der in Shakespeares Schule feingebildeten Gesellschaft. Aber diese selbst trug mit die Schuld, daß die Einseitigkeit und Tollheit und damit zugleich die Macht der Puritaner wuchs, weil sie denselben weder Milde noch Gerechtigkeit entgegensetzte, sondern durch Mißhandlungen und Verachtung sie zur Rache reizte. Auch war das Lächerliche nicht immer auf Seite der Puritaner. Um das Parlament nicht einberufen zu müssen, griff die Regierung zu jedem Mittel, sich Geld zu verschaffen, und machte unter andern ein Monopol aus der Seife. Die neue Hofseife, die allein noch gekauft werden sollte, war aber schlechter als die alte, worüber die Weiber Tumult erhoben. Der Streit wurde so heftig und allgemein, daß im Stadthause von London zwei große Waschtage angesetzt wurden, um die Güte beider Seifen zu prüfen, wobei die Weiber in Schaaren sich versammelten. Alle Stadtweiber erklärten sich für die alte Seife und unauslöschliches Gelächter verhöhnte den

Hof. Vergebens machte der König dem Lordmayor (Bürgermeister) von London bittere Vorwürfe.

3.

Das lange Parlament.

Auf einem Schlosse des Lord Say in der Grafschaft Oxford pflegten sich damals geheime Verschworene aus England und Schottland zusammen zu finden, sich mit einander zu verabreden und die große Revolution vorzubereiten, welche das großbritannische Reich im tiefsten Grunde erschüttern sollte. Die Engländer gingen dabei mehr von politischen, die Schotten von kirchlichen Motiven aus. Jene wollten der königlichen Willkür ein Ende machen und mittelst des Parlamentes die altsächsischen Volksrechte der Magna Charta wieder herstellen. Diese, in denen noch der ganze Fanatismus eines Knox nachglühte, wollten um jeden Preis Lauds kirchliches Regiment stürzen. Die eifrigsten unter den Verschwornen, wie Pym und Hampden, reisten im Lande umher und hetzten im Stillen das Volk gegen die Regierung auf. — Eine zweite geheime Gesellschaft, an der sich hauptsächlich reiche Puritaner betheiligten, kaufte Güter, um sie den Kirchen zu schenken, stellte dann aber in diesen Kirchen s. g. Lectoren an, welche neben den Geistlichen predigten, aber nicht wie Laud wollte, sondern puritanisch, weshalb Laud die Gesellschaft aufhob und die Lectoren verjagte.

Im Jahr 1637 that Hampden einen ersten kühnen Schritt gegen die Regierung, indem er als Gutsbesitzer in der Grafschaft Buckingham die 20 Schillinge Tonnengeld, die er zahlen sollte, als eine ohne Zustimmung des Parlaments erhobene, also ungesetzliche Auflage verweigerte. Der Fall kam vor Gericht und machte ungeheures Aufsehen. Die Richter entschieden gegen Hampden, aber das ganze Volk war auf seiner Seite.

Die Aufregung theilte sich Schottland mit. Hier begannen zuerst die Weiber in einer Kirche zu Edinburgh einen Sturm gegen

den Bischof, den sie mit ihren Fußschemeln warfen, so daß er kaum dem Tode entging. Darauf sammelte sich zahlloses Volk, um gegen Lauds book zu protestiren. Um Ordnung in die große Bewegung zu bringen, wurden von den verschiedenen Ständen vier große Ausschüsse niedergesetzt und der alte in Abgang gekommene schottische Covenant wieder erneuert, am 19. Februar 1638. Also stand Schottland plötzlich als ein unter sich geeinigter politischer Körper dem König gegenüber. Dieser sandte den Marquis von Hamilton, um mit dem Covenant zu unterhandeln, wollte ihm aber nicht genug nachgeben. Da sammelten sich in Edinburgh 60,000 bewaffnete Schotten und nun erst neigte der König zur Nachgiebigkeit. Er wollte die Liturgie abschaffen und auch die Macht der Bischöfe einschränken. Die Schotten aber wollten die Bischöfe ganz abschaffen und thaten es endlich eigenmächtig in einer großen Volksversammlung zu Glasgow, ohne sich länger um den Widerspruch des Königs zu bekümmern, am 21. November 1639. Höchlich erzürnt über diese offene Rebellion rüstete der König ein Heer und zog nach Berwick. Die Schotten unter Lesley zogen ihm entgegen. Es kam jedoch zu keiner Schlacht, sondern man vereinigte sich, die letzte Entscheidung dem nach Edinburgh einzuberufenden schottischen Parlament und einer allgemeinen Versammlung von Geistlichen zu überlassen. Unterdeß sollten die Heere aufgelöst werden. Mit dieser halben Maßregel wollte der König nur Zeit gewinnen und indem er die Schotten hinhielt und seinem Commissär, dem Grafen von Traquair, den schottischen Forderungen zuzustimmen verbot, ließ er ein neues Kriegsheer in Irland werben und berief das englische Parlament am 13. April 1640 nach London, diesmal in der gewissen Hoffnung, es werde ihm gegen die Schotten beistehen, weil die Engländer zu stolz seyen, um die Anmaßungen der Schotten zu dulden. Er wußte also wohl nicht, daß die geheimen Lenker der Opposition in Schottland mit denen in England im Complott handelten.

Als das englische Parlament zusammentrat, war es durch langen Groll gegen die Regierung und durch lange geheime Agitationen vorbereitet, nahm daher von der Forderung des Königs, Geld zum

Kriege gegen die Schotten zu bewilligen, kaum Notiz und ließ dagegen schon am 17. April durch Pym in einer zweistündigen Rede dem König alles vorhalten, wodurch seine Regierung die Rechte der Nation verletzt habe. Da blieb dem Könige nichts übrig, als das Parlament wieder zu entlassen. Die Bischöfe aber halfen ihm mit 300,000 Pfund Sterling aus, um den Krieg gegen die Schotten in ihrem Interesse führen zu können. Als er nun aber den Feldzug wieder aufnahm, sah er sich von seinem eigenen Adel und seinen Offizieren verrathen. Lord Say, auf dessen Schlosse Schotten und Engländer schon längst gemeinsam ihre Complotte geschmiedet hatten, wie auch Graf Essex, Sohn des unter der Königin Elisabeth hingerichteten Grafen, correspondirten mit Lesley und als es am 30. August bei Newcastle zur Schlacht kommen sollte, liefen die königlichen Truppen davon und ließen ihren Herrn im Stich. Darauf erschienen schottische und englische Abgeordnete vor dem König und baten ihn mit heuchlerischer Demuth, er möchte doch die Gnade haben, 1) den Schotten alle ihre Forderungen zu bewilligen und 2) das englische Parlament wieder einzuberufen.

Karl berief die Lords nach York, um doch einen Ausweg zu suchen, allein es blieb ihm nichts übrig, als in das Parlament zu willigen, welches am 3. November 1640 in London eröffnet wurde und den Namen des langen Parlamentes erhielt, weil es erst nach dreizehn Jahren wieder aufgelöst wurde. Der König hielt eine freundliche Rede, worin er sich ganz der Liebe der Nation anvertraute. Nachher pries der Großsiegelbewahrer Lord Finch den König und die Königin in einer zweiten Rede voll Bombast und einem servilen Eifer, dem von Seiten des Parlamentes nur finstere Gesichter antworteten. Das Parlament wählte sodann nicht Gardiner, wie der König wünschte, sondern Lanthal zum Sprecher und am 7. November hielt Pym wieder eine lange Rede, in der er der Regierung die schwersten Vorwürfe machte, so daß bereits am 11. Lord Strafford des Hochverraths angeklagt wurde. Derselben Anklage unterwarf man auch den Erzbischof Laud, und Finch, der wenige Tage

vorher noch so zuverläßig für den König gesprochen hatte, floh davon, um nicht mit in das Verderben hineingezogen zu werden. Strafford hätte sich retten können, denn er war nicht in London, aber er kam, als ihn Karl I. versichert hatte: „so wahr ich König von England bin, soll Euch kein Haar gekrümmt werden!" Strafford begab sich ins Oberhaus, aber die Lords ließen ihn nicht mehr ein (aus altem Haß gegen den Uebermuth des Emporkömmlings und aus Furcht vor der Macht des Unterhauses) und er, wie Laud, wurden in strenge Haft genommen.

Von nun an hatte die Regierung keine Macht mehr und auch das Oberhaus ließ sich vom Unterhaus ans Schlepptau nehmen. Das letztere beeilte sich, was längst verabredet war, die Schotten als Brüder zu begrüßen und beide Heere, das englische und schottische, zugleich beizubehalten und zu besolden, um die bewaffnete Macht für sich zu gewinnen. Hierauf beschloß es, binnen wenigen Tagen alles, worüber man bisher geklagt hatte, die Monopole, die Sternkammer, die ungesetzliche Steuererhebung abzuschaffen und vom König zu fordern, daß er alle drei Jahre ein Parlament einberufen müsse und dasselbe vor dem fünfzigsten Tage nicht auflösen dürfe. Der König wagte nicht, seine Zustimmung zu verweigern. Da seine Minister verhaftet oder geflohen waren, ergab er sich zum erstenmal darein, ihre Nachfolger aus der Mehrheit beider Häuser zu wählen und seine Wahl traf die Lords Bedford, Essex, Warwik, Say, Kimbleton, denen er aus dem Unterhause seine schlimmsten Feinde Pym, Hampden, St. John, Hollis zugesellte. Inzwischen fuhr das Parlament fort, Reformen nach seiner Art zu verfügen, ohne sich im geringsten um den König zu kümmern, dessen neue Räthe auch weniger dem König, als dem Parlament dienten. Sogar die von dem letztern bewilligten Einkünfte durften nicht mehr an die königliche Kammer, sondern mußten an Beauftragte des Parlaments abgeliefert werden. Durch eine Bill gegen die s. g. Delinquenten, d. h. alle, die wegen ihrer frühern Handlungen verdächtig waren, alle Mitglieder der Sternkammer und anderer Gerichte und Behörden, so wie durch Pöbelaufläufe in London und Mißhandlung

der bischöflichen Geistlichkeit und aller bekannten Anhänger des Königs wurde Schrecken verbreitet und die Kerker, aus denen man die alten Feinde des Königs und der Bischöfe, die als Märtyrer gefeierten Brighton, Prynne, Lilburn, Burton 2c. entließ, füllten sich jetzt mit jenen armen königlichen und bischöflichen Delinquenten.

Das berühmteste Opfer des Parlamentes wurde Lord Strafford. Vergebens vertheidigte sich derselbe mit glänzender Beredsamkeit und hohem Muthe. Er konnte doch nicht beweisen, daß er nicht ungesetzlich regiert, mit Umgehung des Parlaments Steuern erhoben, die Ungerechtigkeiten der Sternkammer 2c. geduldet habe. St. John war so naiv ihm zu sagen: „wer selbst die Gesetze nicht achtet, darf sie auch nicht mehr für sich anrufen; du hast statt Recht Gewalt geübt, und so wird dir jetzt wieder vergolten.“ In diesen Worten lag das Geständniß, man werde aus einem Extrem ins andere fallen. Der König wollte Strafford retten und ging selbst ins Parlament, um die rauhen Herzen durch seine Bitten zu versöhnen. Aber das Unterhaus stimmte für den Tod Straffords und das feige Oberhaus stimmte gleichfalls dafür in der Meinung, der König könne den Verurtheilten ja immer noch begnadigen. Strafford selbst bat den König in einem edlen Briefe, ihn um seiner eigenen Sicherheit willen zu opfern, denn er könne dem mächtigen Parlament doch nicht mehr trotzen. Karl schauderte vor dem Gedanken, sein Wort zu brechen und den treuen Diener dem Tode zu überliefern. Aber Bischof Williams von Lincoln überredete ihn, als König müsse er ein anderes Gewissen haben, wie als Privatmann, und die Königin Henriette beschwor ihn unter heißen Thränen, den Freund aufzuopfern. Man glaubt, sie habe gefürchtet, Strafford werde noch in der letzten Stunde Geheimnisse von ihr mittheilen, um sich zu retten und allen Haß auf sie abzuladen. Ihre Angst erklärt sich aber schon genügend aus dem Umstande, daß Pym und die übrigen alten Verschwornen und jetzigen Lenker des Parlamentes bewaffneten Pöbel aufgestellt hatten, der das Schloß wie das Oberhaus umringen und mit dem Gräßlichsten drohen mußte. Pym, hierin besonders von dem boshaften Vane unterstützt, ließ die unglaublichsten Gerüchte im Volk

verbreiten, die königliche Partei wolle alle guten Bürger umbringen, die Stadt in Brand stecken, ja sogar „die Themse mit Pulver in die Luft sprengen, um ganz London zu ersäufen.“ Auf diese Art nun terrorisirt und um die Besinnung gebracht unterzeichnete Karl I. Straffords Todesurtheil und dasselbe wurde am 12. Mai 1641 vollzogen. Der Graf sagte nur noch: „setzt euer Vertrauen nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil bei ihnen.“ Digby, der im Parlament für Strafford zu sprechen gewagt hatte, wurde schimpflich ausgestoßen. London beging Freudenfeste.

4.

Die englischen Parteien.

Im Allgemeinen stand damals der vereinten königlichen und bischöflichen Partei eine Volks- oder Parlamentspartei gegenüber, welcher sich auch ein großer Theil des Adels angeschlossen hatte, dessen Rechte durch die Willkür zur Zeit Straffords allerdings waren verletzt worden. Der königlichen Partei neigte sich das katholische Irland, der Volkspartei dagegen das presbyterianische Schottland zu. Die höchste Gewalt aber hatte damals bereits das englische Parlament an sich gerissen.

In diesem Parlament saßen gar sehr verschiedenartige Leute, deren Tendenzen später weit auseinander gingen, obgleich sie damals noch alle gegen den König fest zusammenhielten. Vor allem war das offene Verfahren des Parlaments abhängig von der geheimen Leitung derselben Männer, die sich schon viele Jahre vorher bei Lord Say versammelt hatten, und unter denen Pym und Hampden besonders hervorragten. Nichts erscheint natürlicher, als daß sie in einer Zeit, in welcher das königliche Ansehen noch fest stand und die Revolution noch nicht begonnen hatte, auswärtige Hülfe nicht verschmähten und daher auch der Aufhetzung von außen zugänglich waren. Cardinal Richelieu legte den größten Werth darauf, England von sich abhängig zu machen, indem er die Macht der neuen

Dynastie daselbst schwächte, König und Volk gegen einander erbitterte. Aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Motteville ersehen wir, daß die Königin Henriette dieser Dame von der Thätigkeit des französischen Gesandten Grafen d'Estrade in der bezeichneten Richtung Mittheilungen machte. Ebenso war später der Marquis von Seneterre instruirt, die Häupter des englischen Parlaments zu bestechen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß ihm seine Operationen gelungen sind. Denn was hätte z. B. einen Mann wie Pym abhalten sollen, Geld von Frankreich anzunehmen zum überflüssigen Lohne für Handlungen, die er auch ohnedem begangen haben würde. Aber das waren Nebenvorgänge. Richelieu vermochte die englische Revolution wohl zu benützen, aber nicht hervorzubringen. Er half das Feuer schüren, aber es war schon vor ihm und durch andere angezündet.

Pym erscheint als eine sehr merkwürdige Persönlichkeit. Er war nämlich der echte John Bull, groß und dick, hatte ein breites Gesicht, grobe Züge, dicke Lippen und vertrat somit auf die natürlichste Art von der Welt den derben Bürger- und Bauernstand Altenglands. Auf der andern Seite aber war er ehrgeizig, genußsüchtig, brachte für seine Vergnügungen sehr viel Geld durch und hatte immer Schulden. Als sein Jugendfreund Wentworth, Graf von Strafford und ein großer Herr wurde, dachte er keineswegs hinter ihm zurückzubleiben, sondern, wenn auch auf einem andern Wege, ihm sogar noch zuvorzukommen. Wentworth liebte die schöne Gräfin von Carlisle, die feurigste und geistreichste aller Engländerinnen, die alle vorragenden Persönlichkeiten Englands um sich versammelte, wie einst Aspasia in Athen. Als Strafford gestürzt war, warf sich diese Dame ganz dem nunmehr über England herrschenden Pym in die Arme. Wir sehen also in diesem Pym einen groben Gerber Kleon, der sich keck königliche Macht und aristokratischen Genuß eroberte, aber keinen Schwärmer. Auch die andern Mitglieder des geheimen Comité, das von Anfang an die Revolution gelenkt hatte, waren nichts weniger als puritanische oder demokratische Fanatiker, sondern nur Intriganten, welche den Wahn der

Zeit benutzten, ohne ihn zu theilen, und die mit dem Cabinet Richelieus und später Mazarins in stetem Verkehr standen.

Nach außen hin aber hatte alles das Ansehen einer großen Katastrophe entfesselter Elemente und blinder Leidenschaft. Die Revolution nahm ein vorherrschend puritanisches Gepräge an und wer mit der herrschenden Partei gehen und sich nicht Verfolgungen aussetzen wollte, mußte sich den Puritanern so ähnlich als möglich zu machen suchen. Bisher hatte man nur wenige s. g. Heilige in den Straßen von London gesehen, die sich, um zur apostolischen Einfachheit zurückzukehren und den vornehmen und gebildeten mit Putz überladenen Weltkindern zu trotzen, überaus einfach und schwarz kleideten, statt der modischen langen Locken das Haar ganz kurz geschoren und darüber einfache hohe Spitzhüte trugen. Jetzt nahm beinahe ganz London, ganz England diese Tracht an. Früher war London erfüllt gewesen mit jubelnder Lust, Musik, Tanz und Theater. Das alles hörte jetzt auf und wer nicht verfolgt seyn wollte, machte ein schrecklich ernsthaftes und finsteres Gesicht. Die Angst erschuf Heuchler und viele sonst ganz friedliche Spießbürger wurden Terroristen, nur um nicht selbst terrorisirt zu werden.

Alle Theater wurden geschlossen, alle Vergnügungen eingestellt, die Kirchen selbst ihres bisherigen Schmucks entkleidet. Man bemerkte, mit welcher Lust die einem so großen Theil des englischen Volks specifisch angeborne Geschmacklosigkeit sich in der Zerstörung alles Schönen und Sinnvollen gütlich that. Gemälde und Statuen wurden verstümmelt, ehe man sie vernichtete. Man schändete die schönen Gesichter der Heiligen zuerst immer, indem man ihnen die Nasen abschlug. Auch Musik konnte die puritanische Barbarei nicht mehr ertragen. Man zerschlug die Orgeln und goß aus den Pfeifen Kugeln. Sogar Kreuze wurden nicht mehr geduldet und überall vertilgt, wo man sie fand. Dabei war viel Absichtlichkeit. Die Lenker der Dinge in England wollten sich nämlich die Schotten verbinden und schmeichelten daher dem dort herrschenden Presbyterianismus durch die Mißhandlung der bischöflichen Kirche und der Bischöfe selbst. Im December 1641 kamen die Bischöfe des Oberhauses durch den

Pöbel in solche Gefahr, daß sie nicht mehr ihre Sitze einzunehmen wagten. Als zwölf Bischöfe eine Beschwerde darüber erhoben, wurden sie sogleich in Anklagestand versetzt und eingekerkert.

Unter den Puritanern fanden sich viele, die noch viel weiter gehen wollten als die Presbyterianer, und daneben gab es auch wieder viele, die von Anfang an die Religion als Nebensache betrachtet und nur politische Ziele verfolgt hatten. Alle diese wollten nun von einem presbyterianischen Kirchenregiment eben so wenig etwas wissen, als vom bischöflichen, und hießen deshalb Independenten (Unabhängige), theilten sich aber in religiöse Schwärmer und Sectirer, Antinomianer (Gesetzesfeinde), Millenarier (welche das tausendjährige Reich erwarteten und keinen Regenten als Christum selbst haben wollten) und andere dergleichen Schwärmer und in Freigeister, Ungläubige oder blos politische Schwärmer, welche Freiheit und Gleichheit aller Menschen forderten, die s. g. Levellers (Nivellirer, Gleichmacher).

Da sich das Parlament so viele Mühe gab, die Schotten zu gewinnen, that es der König auch und ging nach Edinburgh, wo man gleichwohl Mißtrauen gegen ihn zu hegen fortfuhr, obgleich er Hamilton zum Herzog, Argile zum Marquis und Lesley zum Grafen erhob. Jede Möglichkeit einer Versöhnung wurde aber plötzlich vereitelt durch ein furchtbares Ereigniß in Irland.

Auch Irland nämlich wollte in der großen Aufregung der Zeit seinen Vortheil wahrnehmen. Es hatte gesehen, wie das schottische Volk alles erlangte, was es wollte, und dem irischen Volk schien dieses Beispiel sehr nachahmungswerth. Aber es war nicht so besonnen und klug, wie das schottische. Unter der Zucht Englands war es kaum anders möglich, die lange Sklaverei macht dumm. Seit der Reformation wurden die Iren, weil sie katholisch blieben, von England aus schwerer gedrückt als je vorher. Seit 1587 war kein irisches Parlament mehr einberufen worden. Wiederholt wurde alles irische Grundeigenthum den Katholiken abgesprochen, von der Krone eingezogen und an Protestanten vergeben, wurden die katholischen Kirchen geschlossen und ihre Priester vertrieben, die Iren

überhaupt als eine fremde, niedere und gottlose Race mit der äußersten Rücksichtslosigkeit und Verachtung behandelt. Die alte Sage, nach welcher ihre Väter ursprünglich aus Spanien sollen eingewandert seyn, wurde jetzt wieder hervorgesucht, um damit zu beweisen, daß man die Iren wie die Spanier todtschießen dürfe. Als nun die Revolution in England ausbrach, ergriffen die Iren die Partei des Königs, weil dessen Feinde, die unduldsamen Presbyterianer, auch die ihrigen waren. Sie boten dem König Truppen an und baten ihn nur, ihren dringendsten Beschwerden abzuhelfen in einer s. g. Charte der Gnade, die er ihnen auch 1628 bewilligte. Auch schickte er ihnen seinen Strafford als Gouverneur zu. Dieser aber wagte nicht, es offen mit den katholischen Iren zu halten, um die mächtigen Puritaner nicht zu reizen, und befolgte die unkluge Politik, eine Partei durch die andere im Schach zu halten, um über beide zu herrschen oder wenigstens zwischen beiden durchzuschlüpfen. Eine Politik, die auch der König selbst einhielt und die ihn ins Verderben stürzen mußte, weil jede Partei das Vertrauen zu ihm verlor. Als nun 1641 die schon erwähnten Ereignisse eintraten, England bereits in voller Revolution, der König aber nach Schottland geflohen war, erkannten die Iren, daß die mit sich selbst beschäftigten Engländer und Schotten zunächst nichts gegen Irland würden unternehmen können, fielen deshalb unter dem Ritter O'Neale über die Protestanten auf ihrer Insel her und schlugen ihrer etwa 6000 todt. Die englischen Berichte über dieses Ereigniß sind lügenhaft und vom Parteiinteresse dictirt, lassen der Mordsscene eine lange und allgemeine Verschwörung vorhergehen und zählen 300,000 Erschlagene. Es ist jedoch erwiesen, daß diese Nachrichten absichtlich ins Ungeheure übertrieben haben, um den Haß gegen die Iren zu entflammen und den König selbst als Mitverschworenen der Iren zu verdächtigen. Der Bund, den die Iren sofort zu ihrer Vertheidigung schlossen, hat die Mordsscene nicht veranlaßt. Diese wurde vom Volkshaß in dem Augenblick improvisirt, in welchem man keine Strafe mehr von England her befürchtete, und erst nach dieser Katastrophe trat der neue Bund zusammen. Lord Clanricarde

hatte sich seinerseits schon während des Blutbads an die Spitze einer friedliebenden katholischen Partei gestellt, welche dem Morde Einhalt that und die Ordnung erhielt.

Das, was in Irland vorgefallen war, mußte dem Könige unendlich schaden, denn man sah ihn als geheimen Mitschuldigen der Iren an und es entfremdete ihm die Schotten, die er eben versöhnt zu haben glaubte, nicht weniger, wie die Engländer. Aber er ließ sich dadurch täuschen, daß ihn die Schotten beim Abschied mit großer Loyalität begleiteten und das nördliche England, wo er die meisten Anhänger zählte, ihn bei der Durchreise mit Begeisterung empfing. Als er nach London zurückkam, hatte das Parlament so eben, am 21. November, eine s. g. Remonstranz aufgesetzt, worin alle Beschwerden gegen den König zusammengefaßt und das düsterste Gemälde des Reichs, wie es durch die Schuld des König geworden sey, entworfen war.

5.

Verzweiflungskampf des Königs mit dem Parlamente.

Noch hatte Karl I. den Muth nicht verloren, weil Engländer, Schotten und Iren entgegengesetzte Interessen verfolgten und unter den Engländern selbst trotz der Macht des Parlaments doch verschiedene Parteien bestanden. Er hatte endlich merken können, wer seine gefährlichsten Feinde seyen, und machte einen kecken Versuch, sich derselben zu entledigen, indem er am 31. Dez. die Parlamentsglieder Pym, Hollis, Hampden, Strote und Haslerigge des Hochverraths anklagen ließ. Das Parlament schützte dieselben und nun hatte Karl den tollen Einfall, persönlich in den Sitzungssaal einzudringen, um die bezeichneten Mitglieder unter seinen Augen verhaften zu lassen. Er fand sie nicht mehr, da sie sich entfernt hatten, und er trug nichts davon als den Schimpf, im höchsten Grade unconstitutionell, gewaltthätig und zugleich thöricht gehandelt zu haben. London war in allgemeiner Gährung, die Schiffer auf der Themse er-

klärten sich gegen den König. Auf allen Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt. Man verbreitete wieder unsinnige Gerüchte, die Königlich Gesinnten, die man von dieser Zeit an cavaliers (Ritter) nannte, wollten die Stadt in Brand stecken. Das Geschrei: zu deinen Zelten, Israel! erfüllte die Gassen und alles Volk bewaffnete sich. Das Parlament aber ernannte Skippon zum Befehlshaber des Bürgerheeres. Dieses Heer, von unzählbarem Volk begleitet, holte die fünf vom König verurtheilten Parlamentsglieder ab und führte sie in großem feierlichen Zuge ins Parlament zurück, am 11. Januar 1642. Hierauf nahm Skippon auch den Tower, Londons Citadelle, in Besitz und auch die Commandanten der nächsten und wichtigsten Festungen Portsmouth und Hull wurden vom Parlament in Eid und Pflicht genommen und der königlichen Autorität entrückt.

Unter diesen Umständen war es für den König in London nicht mehr geheuer. Er floh daher schon am folgenden Tage, 12. Jan., schickte seine Gemahlin nach Holland, um dort Geld und Truppen zu sammeln, und zog sich in den Norden Englands zurück, um unter seinen Anhängern ein Heer zu werben, womit er die rebellische Hauptstadt und das Parlament zu bezwingen hoffte.

Das Unterhaus in London befestigte inzwischen seine Stellung. Noch war das Oberhaus im Wege, aber durch Pöbelaufläufe und schreckliche Drohungen brachte es die Bischöfe aus demselben hinaus und zwang die Lords, den förmlichen Ausschluß aller Bischöfe aus dem Oberhause zu bestätigen. Diese armen Lords waren seitdem von Schrecken gelähmt und wußten kaum, was das Unterhaus verlangte. Dasselbe setzte einen Sicherheitsausschuß nieder, der bereits mit aller Regierungsgewalt handelte, und verlangte vom König, er solle alle ihre Maßnahmen bestätigen, zunächst in Betreff der Miliz oder Bürgerwehr. Das hieß ihn entwaffnen. Er machte den Versuch, das unnütze und trügliche Geschwätz thatsächlich abzuschneiden, indem er sich der Treue seiner Offiziere versichern wollte. Als er aber vor Hull erschien, wehrte ihm der Commandant Hothom den Eingang im Namen des Parlaments.

Karl zog sich nun nach York zurück, um hier ein Heer zu

sammeln. Aber das Parlament erließ Befehl, daß niemand für den König die Waffen ergreifen solle, und schickte eine Commission nach York, um alle Schritte des Königs zu überwachen, der nicht das Herz hatte, sie einzusperren oder davon zu jagen. Ein Offensivheer, welches gesammelt wurde, um die Irländer zu unterwerfen, hätte eigentlich nur des Königs Befehle annehmen sollen, wurde ihm aber durch das Parlament entzogen und unter den Befehl des Grafen von Essex gestellt. Auch die Flotte hielt zum Parlament, welches Warwik zu ihrem Befehlshaber ernannte. Karl sah sich somit auf die Hülfstruppen beschränkt, die ihm seine Gemahlin aus Holland zuschickte, und auf die treuen Cavaliers, die im Norden Englands zu ihm strömten. Unter den Freunden, die vom Festlande zu ihm kamen, zeichneten sich die Pfalzgrafen Ruprecht und Moriz aus, die Söhne des unglücklichen Böhmenkönig Friedrich. Als Räthe standen dem König damals Hyde (später Lord Clarendon) und Lord Falkland zur Seite, gemäßigte Männer, die gern den ganzen Streit durch eine echt constitutionelle Regierung beendigt hätten, den Extremen aber nicht mehr gewachsen waren. Indem sie die Unterhandlungen mit dem Parlament fortsetzten, brachten sie den König nur immer mehr in eine schiefe Lage, denn seine Rüstungen, die er doch unmöglich einstellen konnte, widersprachen seiner Bereitwilligkeit zu einer friedlichen Ausgleichung. Das Parlament aber forderte so viel, daß es der König nicht gewähren konnte; es wollte nämlich die ausübende Macht, die eigentliche Regierung, mit der gesetzgebenden vereinigen und der König sollte nur noch die Befehle des Parlaments zu unterschreiben haben. Diese Forderungen des Parlaments gingen über alles Maaß hinaus, waren aber vom Argwohn dictirt. Man verlangte nur einstweilen Sicherheit und würde doch die Monarchie haben bestehen lassen. Nur eine Minderheit dachte damals schon an Republik.

Nachdem alle Ausgleichungsversuche mißlungen waren, zog Essex mit einer Parlamentsarmee von 20,000 Mann gegen den König zu Felde, der nicht viel über 10,000 Mann zusammengebracht hatte, aber am 23. Oct. 1642 bei Edgehill in Warwikshire dem Feinde

muthig Stand hielt. Der unbändige Pfalzgraf Ruprecht erfocht an der Spitze der königlichen Reiterei einen glänzenden Sieg, bis Hampden mit seiner Artillerie ihn aufhielt. Unterdeß unterlag das königliche Fußvolk, dessen Führer Lindsey tödtlich verwundet wurde. Jeder Theil schrieb sich den Sieg zu, aber das schwächere Heer des Königs mußte sich doch nach Oxford zurückziehen. Nur Ruprecht unternahm kühne Streifzüge bis dicht vor London. Den Winter über unterhandelte man wieder erfolglos wie bisher, wobei alle Schuld auf das Parlament fällt, weil der König, wie das Volk gern dem Frieden Opfer gebracht hätten. Im nächsten Jahre, 1643, kam die Königin Henriette mit frischen Truppen und landete bei Burlington. Die Parlamentstruppen schossen auf sie und sie mußte unter eine Bank flüchten. Im Unterhause wurde sie des Hochverraths angeklagt, der Prozeß jedoch nicht weiter verfolgt. Der Krieg dauerte fort und nahm eine immer günstigere Wendung für den König. Pfalzgraf Ruprecht, damals erst 24 Jahre alt, erfocht an der Spitze der Cavaliere Sieg auf Sieg. Er trug langwallendes Haar, aber keinen Bart. Die Puritaner nannten ihn den fliegenden Drachen und warfen ihm Wildheit und Grausamkeit vor. Im königlichen Heere selbst wurde getadelt, daß er zwar überall siege, wo er einhaue, aber, seinen Sieg verfolgend, sich vom Schlachtfeld verirre und das zurückgebliebene Fußvolk großer Gefahr aussetze. Gleichwohl unterlagen in diesem Sommer die Parlamentstruppen auf allen Punkten, unter Hampden, welcher tödtlich verwundet wurde, bei Chalgrave am 19. Juni 1643, unter Fairfax bei Athernon Moor am 30. Juni, unter Waller bei Landsdown und Roundwaydower am 5. und 13. Juli.

Nach diesen Siegen hoffte der König, die Friedenspartei werde sich verstärken. In der That sehnte sich die Mehrheit des Volks nach Frieden. Abgesehen von den Verheerungen und Plünderungen, die der Krieg selbst mit sich brachte, mußte das Parlament, um seine Truppen zu bezahlen (wobei die Mitglieder ihre eigene Bereicherung nicht vergaßen), dem Volke unerhörte Steuern aufbürden, wie sie unter den Königen noch gar nicht vorgekommen waren.

Um sie herbeizutreiben, übten die Einnehmer die brutalste Gewalt, drangen in die Häuser, schlugen Kisten und Kasten auf und raubten oder verkauften alles, was sie fanden. Auch füllten sich die Gefängnisse mit sog. Malignanten, wie man jeden Widerspenstigen nannte, der sich nicht sklavisch der herrschenden Partei unterwarf. Mit Recht frug der König, indem er mit dem Parlament unterhandelte, ob er denn jemals das Volk so gedrückt und die persönliche Freiheit der Engländer gefährdet habe, wie es jetzt das Parlament thue? Am 9. August erregten einige tausend Weiber in London einen großen Tumult und verlangten Frieden, wurden aber durch Reiterei auseinander gesprengt. Die zahlreiche presbyterianische Partei war nicht abgeneigt, Frieden zu machen und den König bestehen zu lassen, wenn sie ihn nur erst mit constitutionellen Schranken von der stärksten und unzerstörlichsten Beschaffenheit würde umgeben haben. Vor allem wollte sie die Kirchenverfassung feststellen. Dies geschah durch eine besondere Versammlung, welche jedoch mit dem Parlament in enger Verbindung stand, und mit steter Rücksicht auf Schottland, mit dem man verbunden bleiben wollte. Der kirchliche Terrorismus der Presbyterianer muß arg gewesen seyn, denn man rechnete nicht weniger als 2000 aus ihren Kirchen verstoßene Pfarrer.

Die Friedensunterhandlungen wurden nur durch den Argwohn verzögert, der König werde, wenn er ferner siege, nicht soviel bewilligen, als das Parlament verlange, oder das zum Schein Bewilligte nicht halten. Das Parlament machte daher im Herbst noch eine große Anstrengung und vermehrte seine Truppen. Vom König aber wandte sich die öffentliche Meinung deshalb wieder ab, weil er am 5. September mit den empörten Irländern einen Waffenstillstand schloß, sich also mit den Katholiken verbünden zu wollen schien. Das hatte für ihn die traurigsten Folgen, denn am 20. September erlag er in der großen Schlacht bei Newbury der Uebermacht des von Essex geführten parlamentarischen Heeres und fünf Tage später schloß das englische Parlament einen Covenant mit den Schotten zu Schutz und Trutz. Als Essex als Sieger seinen Triumpheinzug in London hielt, waren alle Friedensplane vereitelt oder wenigstens

vertagt. Und doch kam dem König zu gut, daß die bisherigen Hauptlenker des Parlamentes, seine bittersten Feinde, vom Schauplatz verschwanden, denn Hampden war an seinen Wunden gestorben und am 8. December verschied auch Pym in London. Die im Parlament zurückgebliebenen Parteihäupter kamen diesen an Einfluß und Energie nicht gleich. Dagegen befanden sich, besonders im Oberhause, noch viele ehrenwerthe Männer, denen der Terrorismus der geschorenen Spitz-, Flach- und Querköpfe unerträglich war, und um diesen Luft zu machen und durch ihre Autorität die seinige zu verstärken, schrieb der König auf den 22. Januar 1644 ein neues Parlament in Oxford aus, wo er den Winter über sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Nun flohen viele Parlamentsmitglieder aus London nach Oxford und bildeten dort wirklich das neue Parlament, konnten aber nicht verhindern, daß das alte in London sich für das allein rechtmäßige ausgab und mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, auch als solches behauptete. Durch den Austritt so vieler Conservativen und gemäßigten Mitglieder hatte der Rest des Londoner Parlaments eine desto entschiedener königsfeindliche Färbung erhalten. Auch mußten alle Mitglieder desselben, sowie alle Offiziere im Parlamentsheere die Rache des Königs fürchten, wenn er noch einmal siegte und mit seinem neuen Parlamente durchdränge. Sie spieen daher Feuer und Flammen gegen den armen König, beschuldigten ihn mit der Königin und den Iren einer großen Verschwörung, um England wieder katholisch zu machen, und fanatisirten Volk und Heer gegen ihn. Schon drei Tage nach der Eröffnung des Parlaments in Oxford schlug Fairfax die aus Irland herübergekommenen Truppen des Königs bei Nantwich und am 11. April erfocht Waller einen glänzenden Sieg über die Königlichen bei Alresford. Hierauf belagerten die Parlamentsheere Oxford, von wo sich der König mit seiner Familie flüchten mußte. Dennoch erfocht derselbe wenige Wochen später mit seinen wieder gesammelten Truppen einen Sieg über Waller bei Cropedybrigde, erlitt aber wieder am 2. Juli eine schwere Niederlage bei Marston Moore. Hier scheiterte Ruprechts und der Cavaliere lang bewährte und ruhmwürdige Tapferkeit zum erstenmal an der

noch größeren eines bürgerlichen Reiterregiments unter dem Obersten Oliver Cromwell.

Jetzt erst, da der König in der äußersten Gefahr schwebte, sammelte der feurige Montrose die königlich gesinnten Hochschotten unter seine Fahnen und kamen auch die katholischen Irländer in Schaaren herüber, um dem König zu helfen. Aber ein Sieg, den Montrose am 12. September erfocht, entschied noch nichts, so wie auch eine große Schlacht, welche das Parlamentsheer unter Manchester dem König am 27. October bei Newbury lieferte, unentschieden blieb. Hier hatte Cromwell mit seinen Reitern wieder gesiegt, aber Manchester sich zurückhaltend benommen. Der letztere, wie auch Essex begannen sich ein wenig vor denen zu fürchten, welche wie Cromwell im Heere und Vane im Parlament den König unversöhnlich haßten und durch Aufstachelung aller Leidenschaften im gemeinen Volk den Frieden unmöglich machen wollten, glaubten daher, diesen Stürmern zuvorkommen zu müssen und setzten am 20. November im Parlament noch einmal durch, daß dem Könige Friedensvorschläge gemacht wurden.

6.

Oliver Cromwell.

Der Reiteroberst Cromwell war schon lange ein Mitglied des Parlaments gewesen, ohne hervorzuragen. An Körpergröße und Grobheit dem Pym nicht unähnlich, war er damals schon ein starker Vierziger. Er hatte ein kleines Gut besessen, in seiner Jugend ausschweifend gelebt und war dann plötzlich ein Puritaner geworden. Eine kleine Erbschaft hatte ihm ermöglicht, sein Gut wieder zu bewirthschaften und die Bierbrauerei zu treiben. Aber als ein unruhiger Kopf nahm er an der großen Bewegung in seinem Vaterlande regen Antheil und stürzte sich mit um so mehr Behagen in den Strudel der Revolution, als er sich bald den Führern derselben in vieler Beziehung überlegen fühlte, denn die Pfiffigkeit eines gemeinen Gewerbsmanns oder Bauern übertrifft nicht selten die der

hochgeborenen oder gelehrten Staatsmänner und hat den Vortheil, daß man sie gar nicht voraussetzt und lange gar nicht merkt. Cromwell vernachlässigte seinen Anzug und schien ganz nur ein Mann aus dem gemeinen Volk zu seyn, wobei er zugleich den Heiligen spielte und sich, während ihn die Vornehmen noch verachteten, beim Pöbel in großes Ansehen setzte. Sobald das Parlament waffnete, verlangte und erhielt er ein Commando und wurde einer der rührigsten Offiziere. Als nun aber trotz der Uebermacht des parlamentarischen Heeres sich der Krieg in die Länge zog und man dem Grafen Essex vorwarf, er sey entweder unfähig oder schone den König absichtlich, trat Cromwell zum erstenmal entschiedener auf und gewann einen großen Anhang im Heere, mit welchem er seine weitern Plane auszuführen keinen Augenblick zauderte.

Im Parlamente hatte man, zum Theil den Schotten zu Liebe, die religiöse Frage allzusehr in den Vordergrund gestellt. Man hatte den Haß gegen die Bischöfe künstlich bis zu einer Art von Wahnsinn gesteigert, um dadurch das Ansehen des Königs zu schwächen, der den Bischöfen hold blieb. So war auch das erste, was das Parlament nach dem Ausbruch des Krieges decretirte, die gänzliche Abschaffung der bischöflichen Kirche. Allein der presbyterianische Eifer in England war nur erkünstelt. Die Mehrheit des Volks hatte keine Lust, die langweilige schottische Mode mitzumachen. In wie vielen lebte nicht noch die Erinnerung an die gute alte fröhliche Zeit, in der man noch lachen und scherzen durfte, und wie vielen war die presbyterianische Kopfhängerei tödtlich verhaßt! Unter den religiösen Eiferern selbst waren die Independenten mit dem Kirchenregiment der Presbyterianer gerade so unzufrieden wie mit dem bischöflichen, denn sie wollten gar keine äußere Kirche und gar keine Hierarchie, sondern in jeder freien Gemeinde sollte Christus allein regieren, und die Levellers verlangten sogar, die Religion solle lediglich individuell seyn und jeder Einzelne sich mit Gott besonders benehmen. Cromwell konnte daher auf eine zahlreiche Zustimmung rechnen, wenn er es wagte, gegen die presbyterianische Mehrheit im Parlamente aufzutreten.

Am meisten kam ihm zu Statten, daß die Presbyterianer in England wie in Schottland das Königthum retten wollten. Wenn nur ihrem kirchlichen Eifer Genüge geschehen war und der König sich bequemte, wie er endlich wirklich that, die Bischöfe fallen zu lassen, mochten sie sich wohl mit ihm versöhnen. Ja in dem Augenblick, in welchem die Independenten lauter zu murren anfingen, schien es den Presbyterianern, um sich vor diesen zu schützen, um so nöthiger, mit den Schotten verbündet zu bleiben und mit dem König einen billigen Frieden zu schließen. Das aber war es gerade, was Cromwell um jeden Preis verhindern wollte. Sein Zweck war, sich selbst zum Meister von England zu machen, wohl weniger aus Habgier oder Ehrgeiz, als weil das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit ihn übermüthig machte und machen mußte. Denn wer ein Wolf ist, kann nicht lange zusehen, daß Schafe regieren wollen. Auch hatte er sich innerhalb des Parlamentsheeres bereits die furchtbarste Waffe geschmiedet. Essex konnte mit doppelt so viel Volk, als der König hatte, doch nicht siegen, weil seine zusammengerafften Söldner den tapfern Cavaliers nicht gewachsen waren. Nun aber errichtete Cromwell ein Reiterregiment von kleinen Gutsbesitzern, die er mit seinem puritanischen Fanatismus ansteckte, die er zugleich zu unüberwindlichen Helden ausbildete und deren Independenz sich bald genug kund gab. Diese fürchterlichen Rundköpfe vom Hals bis zu den Füßen in Leder gekleidet mit ungeheuren Degen, in deren Gefässe jeder eine Bibel mit sich trug, trotzten jedem Ungemach und jeder Gefahr, wurden von Cromwell immer nur zum Siege geführt und hießen vorzugsweise die „heilige Schwadron“ oder „die Eisenrippen“. Bei ihnen nährte er den Stolz, daß sie die Auserwählten Gottes seyen, die nur Christum als Herrn anerkennen dürften und den König, sammt der bisherigen Aristokratie und parlamentarischen Oligarchie über den Haufen werfen müßten. Es war nicht schwer, ihnen den König als heimlichen Verbündeten der Katholiken und als treulosen Tyrannen aufs äußerste verhaßt, das schwankende Parlament aber verächtlich zu machen. Vor allem kam es ihm nun darauf an, die Soldaten noch

mehr vom Parlament unabhängig zu machen und die Oberleitung im Heere dem Essex und Worchester zu entwinden.

Im December 1644 ließ er durch eine seiner Creaturen heuchlerisch darauf antragen, die bisherigen Generale der Armee sollten „sich selbst verleugnen“ und ihre Stellen niederlegen, weil ihr militärisches Amt sich nicht mit ihrer Eigenschaft als Parlamentsmitglieder vertrage. Eine solche Entsagung entsprach ganz der schwärmerischen Zeit und die betreffenden Mitglieder des Unterhauses wagten nicht, eigennützig zu erscheinen. So wurde die Selbstverleugnungsordonnanz wirklich erlassen, aber durch den Widerspruch des Oberhauses gehemmt. Cromwell ließ sich indeß nicht irre machen, sondern setzte wenigstens eine Reform in der Organisation der Armee durch, wonach Fairfax Obergeneral wurde, ein Mann, den er nur zum Werkzeug brauchte. Daher geschah es, daß Cromwell, obgleich er selbst hätte austreten sollen, von Fairfax für unentbehrlich erklärt wurde. Inzwischen wurde das Volk bearbeitet, der Haß und Fanatismus gesteigert, der unglückliche Erzbischof Laud aus seinem Kerker hervorgezogen und hingerichtet, am 10. Jan. 1645. Leighton, dem er einst die Ohren hatte abschneiden lassen, war sein Kerkerwächter geworden und erbte jetzt alles, was Laud hinterließ. Inzwischen wurde die Gährung im Volk und Heer immer größer. Die Schotten unter Montrose hatten Erfolge gehabt und im nächsten Frühjahr drohte der Krieg äußerst blutig zu werden, wenn der Friede nicht zu Stande käme. Aber niemand traute dem Frieden. Das schon geängstigte und zwieträchtige Parlament vermochte ihn nicht mehr gegen den entschiedenen Willen Cromwells und des Heeres durchzusetzen. Der König selbst verlor aufs neue allen Glauben und Credit durch seine geheimen Unterhandlungen mit den Iren, die ans Tageslicht gezogen wurden. Dadurch wurde die Friedenspartei dermaßen geschwächt, daß Cromwell noch einmal die Selbstverleugnungsbill vorbringen und jetzt (im April) wirklich durchsetzen konnte. Freiwillig traten Essex und die bisherigen presbyterianischen Häupter des Heeres aus und Cromwell bekam, indem er nur den Fairfax voranschob, völlig freies Spiel.

Das benutzte er nun und packte, nachdem er sich gehörig gerüstet hatte, das königliche Heer am 14. Juni 1645 bei Naseby mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß alle Tapferkeit des Prinzen Ruprecht die schreckliche Niederlage nicht verhindern konnte. Cromwell erbeutete das Gepäck des Königs und seine geheimen Papiere, aus denen er alles abdrucken und veröffentlichen ließ, was als ein Beweis dienen konnte, daß der König bei den Unterhandlungen das Parlament habe hintergehen wollen. Genug, Cromwell wollte jede Ausgleichung verhindern und hat sie wirklich verhindert. Er siegte über das königliche Heer noch einmal am 10. Juli bei Bridgewater, und der König war darüber so außer sich, daß er dem Prinzen Ruprecht wegen seines unvorsichtigen Ungestüms die Schuld gab und die schwersten Vorwürfe machte. Da wurde auch Ruprecht zornig und verließ England und mit ihm wich vollends alles Glück von dem bedauernswürdigen Stuart.

Da auch Montrose am 13. September eine Niederlage erlitt, ergriff der König mit Begierde die Hand, die ihm das Parlament noch einmal darbot. Weil er aber den Presbyterianern und Schotten die Kirchenordnung nachgab, welche die Independenten nicht wollten, konnte unmöglich mit dem vielersehnten Frieden Ernst werden. Vergebens versuchte man es, Cromwell, Fairfax und die andern vornehmsten Independenten durch Standeserhöhung und hohe Gehalte zu bestechen. Die Häupter der Presbyterianer bedachten sich dabei selbst und warteten nicht einmal die Zustimmung ab, die der König ohnehin nicht verweigert hätte, sondern decretirten sich frischweg Viscounts-, Barons- und Adelstitel und hohe Revenuen, ohne zu bemerken, wie verächtlich sie sich machten und wie sehr sie alles moralische Ansehen verloren. Cromwell theilte einstweilen mit ihnen, lachte aber ihrer Einfalt, denn er war Herr der Armee und sie brachten sich durch ihre unwürdige Haltung selbst um den Credit, den sie bisher noch beim Volke gehabt hatten.

Den König empörte dieser schändliche Stellen- und Geldhandel zwischen Parlament und Heer und er gab seine Sache im Voraus verloren, wollte aber wenigstens die Ehre retten. Er wollte sich noch

einmal den Schotten in die Arme werfen; man warnte ihn, sie würden ihn verrathen, als er aber in seinem letzten Zufluchtsort Oxford belagert wurde und sich nicht mehr halten konnte, floh er am 27. April 1646 doch noch zu den Schotten.

7.

Karls I. Hinrichtung.

Der König rechnete auf die Abneigung der schottischen Presbyterianer gegen die englischen Independenten. Je mächtiger die letztern geworden waren, um so feindseliger schien auch die Stellung der erstern gegen sie werden zu müssen. Aber sie waren damals noch durch das gleiche Interesse im Kampf gegen die in Wirklichkeit bereits ganz ohnmächtige, in der Einbildung der Menschen aber immer noch gefährliche Macht der Krone verbunden, und wenn sich die Presbyterianer des Königs angenommen hätten, würde ihnen derselbe mehr zur Last als nützlich geworden seyn, weil er keine Macht mehr besaß, durch seine Verbindungen mit Irland, Frankreich und Rom aber aufs äußerste im Volk verhaßt war. Daraus erklärt sich wohl am einfachsten, warum ihn die Schotten, wie man ihm vorausgesagt hatte, verriethen. Im Uebrigen mag das schmähliche Beispiel des englischen Parlaments und Heeres auch auf die schottischen eingewirkt haben, denn die Häupter der Schotten verkauften den König, der zu ihnen geflüchtet war, an die Engländer und theilten das Geld unter sich. Bis dieser Handel zu Stande kam, plagten die Schotten den armen König noch immer mit Versuchen, ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen, und behandelten ihn wie Cortez den Montezuma und Pizarro den Atahualpa. Ein gewisser Dr. Henderson mußte ihn förmlich in die Schule nehmen, um ihn „in der wahren Lehre Christi“ wie einen Confirmanden zu unterrichten, und er ließ sich das auch geduldig gefallen. Es ist bemerkenswerth, daß der König auch später noch den Presbyterianern die

auffallendste Nachgiebigkeit bewies und seinem Sohne rieth, nur in politischen Fragen dem Parlament zu widersprechen, nie in kirchlichen.

So schmachtete der vielgeprüfte Fürst in langer Ungewißheit, bis die Engländer am 1. Jan. 1647 die erste Hälfte der stipulirten Summe von 400,000 Pfund Sterling, um welche sie den König kauften, an die Schotten ablieferten, worauf ihn diese vierzehn Tage später den Engländern gefangen übergaben. Das Parlament schickte ihn einstweilen nach dem Schlosse Holmby.

Der König war so gut wie beseitigt, es blieb nur noch das Parlament übrig, welches aber durch Cromwells geschickte Agitation auch schon unterwühlt war. Damit es nicht etwa neue Kräfte schöpfte, ja nicht einmal Zeit gewänne, beeilte er sich, es durch das Waffengeklirr des Heeres zu erschrecken. Schon am 30. März unterzeichneten eine Menge Offiziere und Soldaten auf seinen Antrieb eine Adresse an den Obergeneral Fairfax, worin sie sich über bisherige Vernachlässigung durch das Parlament beschwerten, ihre wichtigen Dienste hervorhoben und schließlich erklärten, sie würden nicht auseinandergehen und sich nicht auflösen, auch nicht nach Irland zur Dämpfung des dortigen Aufruhrs schicken lassen, bis man sie bezahlt und auch ihre Zukunft gesichert habe. Als das Parlament diese Eingabe unerhört und gesetzwidrig fand, reichten am 22. April eine noch viel größere Zahl von Offizieren und Soldaten eine Adresse in noch stärkerem Ton mit derselben Forderung ein und Oberst Skippon trat im Parlament selbst mit der frechen Anklage auf, das Parlament gehe damit um, das Heer aufzulösen und übe überhaupt, indem seine Mitglieder vielleicht zu rasch aus Knechten Herren geworden seyen, bereits eine gefährliche und verwerfliche Tyrannei. Unmittelbar darauf, im Mai, sorgte Cromwell dafür, daß im Heere eine Art militärisches Gegenparlament gegründet wurde, eine Versammlung von gewählten Offizieren und Soldaten, die man agitators nannte, und die über die Angelegenheiten des Heeres und des Staats zu berathen anfingen, als ob sie das eigentliche Parlament wären. Als nun Cromwell in London erschien, war das Parlament in tödtlicher Angst, als er demselben aber eine gnädige und ver-

trauensvolle Miene zeigte, schien es wieder aufzuathmen und genehmigte alles, was er wollte, und dankte ihm noch dazu.

Vergebens riethen einige der Muthigeren, den gefährlichen Agitator mitten in London zu verhaften, aber ehe man sichs versah, war er schon wieder in seinem sichern Lager. Da er vermuthete oder wußte, welche verzweifelte Anschläge seine Feinde brüteten und daß man sich nöthigenfalls auch des Königs gegen ihn und das Heer würde bedienen wollen, versäumte er keine Zeit, sich dieses geheiligten Unterpfandes zu versichern. Am 3. Juni 1647 erschien eine Abtheilung Cromwellscher Reiter vor Holmby, entführte den König von dort und brachte ihn ins Lager. Die vorragenden Mitglieder des Parlaments begriffen, was Cromwell wollte, und geriethen in die Wuth der Verzweiflung. Essex war eben gestorben, Hollis, das Haupt der Presbyterianer, stieß bei einer lebhaften Verhandlung Cromwells Eidam Ireton mit der Faust ins Gesicht. Aber schon am 14. Juni verlangte das Heer durch den Conseil der Agitatoren die Entfernung von elf Häuptern der Presbyterianer aus dem Parlament, dann sollten „die Rechte des Königs festgestellt und eine allgemeine Amnestie verkündet werden." Durch diese Sprache wollte Cromwell auch die Royalisten und alle friedlich Gesinnten in London gewinnen, denn er täuschte alle. Das Parlament in der Todesangst seines bösen Gewissens bewilligte die Entfernung der 11, worunter auch Hollis war. Erst als das Volk in London deshalb Tumult erhob, wagte das Parlament das Verbannungsdecret der 11 wieder zurückzunehmen. Nun aber verließen alle Independenten das Parlament, und suchten, als wäre dasselbe durch den Pöbel terrorisirt, Schutz im Lager. Die Anwesenheit dieser Parlamentsglieder mußte jeden Schritt, den Cromwell weiter that, rechtfertigen und als gesetzlich erscheinen lassen. Ich habe, sagte er damals, den König in der Hand und das Parlament in der Tasche.

Das Volk in London ließ sich wirklich durch diese scheinbare Legitimität der militärischen Agitation decontenanciren und wagte ohnehin einer so starken Armee gegenüber keinen Widerstand. Fairfax

konnte daher an der Spitze des Heeres am 6. August triumphirend in London einziehen und die geflüchteten Parlamentsglieder wieder feierlich ins Parlament zurückführen, wie auch dem König, der hinter dem Zuge herfuhr, den Palast Hamptoncourt zur Wohnung anweisen. Der wahre Triumphator aber war Cromwell allein, dem Fairfax zum Werkzeug diente, ohne es hindern zu können, obgleich er ihm später in seinen Memoiren seine Arglist und Schurkerei vorgeworfen hat. Die Hoffnung, das Heer werde den König in seine Rechte wieder einsetzen und ihm ein gemäßigteres Parlament zuordnen, war damals allgemein, denn man hoffte, was man wünschte. Die Mehrheit sehnte sich nach Frieden und Rückkehr der Ordnung. Karl I. selbst glaubte, es bleibe dem Heer gar nichts übrig, als ihn wieder einzusetzen, und ahnte noch nichts von Cromwells Ehrgeiz. Man hat geglaubt, Cromwell habe wirklich den König wiederherstellen wollen und sey nur scheu geworden, weil sich der König in einem aufgefangenen Briefe an seine Gemahlin über ihn lustig gemacht und geschrieben habe, „er wolle ihm statt des Hosenbandordens einen Strick um den Hals legen lassen.“ Das ist gewiß irrig. Cromwell war nicht der Mann, die Gewalt aus der Hand zu geben. Alles beweist, daß er den Plan, sich selbst an des Königs Stelle zu drängen, mit tiefer Arglist verfolgte. Er machte dem König Angst, man trachte ihm nach dem Leben, und bewog ihn dadurch, aus London zu entfliehen. Diese unüberlegte Flucht entschuldigte sodann Cromwell, als er den König, der bald wieder eingefangen war, auf der Insel Wight in strengere Haft nahm.

Mittlerweile sorgte Cromwell dafür, die Agitatoren immer mehr ins Feuer zu bringen. Die Parole, die er ihnen schon vor ihrem siegreichen Einzug in London gegeben hatte, war: „Wir haben dem Volk die Freiheit mit unserem Blut erkauft, wir wollen sie ihm nun auch bewahren.“ Die kirchliche Frage, deren sich Cromwell bisher nur als eines Mittels zum Zweck bedient hatte, wurde in den Hintergrund geschoben und die politische allein in den Vordergrund. Die Agitatoren waren oder wurden größtentheils Levellers, spotteten über die Kirchenzucht und das theologische Gezänk der Presbyterianer

und forderten auch auf dem kirchlichen Gebiet vollkommene Freiheit, während sie den Accent auf die bürgerliche Freiheit legten und das Königthum so verhaßt als möglich zu machen suchten. Und doch wußte Cromwell diesen unbändigen republikanischen Freiheitsdrang im Heer auch wieder zu zügeln, denn als gemeine Leveller einmal ihre Offiziere fortjagen wollten, trat Cromwell unter sie und ließ auf der Stelle die Rädelsführer erschießen, um sie zu belehren, daß durch die politische und religiöse Freiheit die militärische Subordination nicht aufgehoben werde. In der Art, wie Cromwell die Soldaten behandelte, sie zu allem brauchte und doch immer im Gehorsam erhielt, zeigte er sich wahrhaft groß. Die Unbesonnenheit der Royalisten und der Neid der Schotten kam ihm nicht wenig zu Statten. Eine Schaar Cavaliere wollte den König befreien, aber Cromwell ließ sie zusammenhauen. Die Schotten von der damals herrschenden Partei Hamiltons machten jetzt wieder das Recht Karls, als ihres, des schottischen Königs geltend und verlangten seine Freiheit. Cromwell aber wollte diese zweizüngigen Schotten einmal züchtigen, wie sie es verdienten, besaß in seiner trefflichen Armee die Mittel dazu und wartete nur ab, bis ein schottisches Heer in England einrückte, um demselben am 18. August 1648 bei Preston eine schwere Niederlage beizubringen. Montrose, der den Hamiltons zu Hülfe kommen wollte, war zu schwach und entwich, die dritte schottische Partei unter Argile dagegen empfing jetzt Cromwell in Edinburgh mit offenen Armen. Auch behauptete Cromwell, indem er einen Theil des englischen Heeres unter Lambert in Schottland zurückließ, die Herrschaft über dieses Land.

Die Presbyterianer rafften sich noch einmal auf, um in Cromwells Abwesenheit mit dem König zu unterhandeln. Als aber Cromwell siegreich aus Schottland zurückkehrte, zerriß er diese schwächlichen Intriguen, ließ den König am 30. November von der Insel Wight nach Windsor, nahe bei London bringen, nicht mehr um mit ihm zu unterhandeln, sondern um ihn zu richten, und ließ durch das Heer erklären, der König dürfe nie wieder regieren, in ihm müsse man vielmehr die Quelle alles über England gekommenen Uebels verstopfen.

Aufs äußerste gebracht hatten die Presbyterianer im Parlament den Muth, mit 140 gegen 104 Stimmen noch einmal zu beschließen, die Unterhandlungen mit dem König sollten fortdauern. Nun ließ aber Cromwell am 6. December das Parlamentshaus mit Truppen besetzen und durch dieselben alle Mitglieder fortjagen, die er beseitigen wollte. Nur die ihm fügsamen Mitglieder blieben im Unterhause zurück und votirten nach Iretons Antrag die Volkssouveränetät. Als das Oberhaus nicht einstimmen wollte, erklärte das Unterhaus am 4. Januar 1649 ganz einfach, es allein vertrete die Nation. Somit war die Republik erklärt.

Hierauf befahl Cromwell, dem König den Prozeß zu machen. Dagegen erklärten sich nun zwar noch viele Mitglieder des Parlamentes und der Gerichte, allein es existirte nirgends mehr eine bewaffnete Macht, welche den König hätte retten können. In Deutschland war so eben der dreißigjährige Krieg beendet worden und waren alle kriegführenden Parteien erschöpft. In Paris war damals gerade die Fronde mächtig und mußte Mazarin mit der Königin flüchten. Die Republik Holland allein verwendete sich für Karl I., wagte jedoch seinetwegen nicht, England den Krieg zu erklären. Niemand benahm sich damals edler, als jener unglückliche Prynne, dem einst auf Befehl des Königs die Ohren waren abgeschnitten worden und der jetzt in einer unsterblichen Rede die königliche Würde als den nothwendigen Schlußstein im Bau der englischen Freiheit bezeichnete. Am unwürdigsten dagegen benahm sich der berühmte Dichter Milton, der nur nach dem Blut des Königs zu lechzen schien. Da man in England auch dem größten Verbrechen und dem niedrigsten Verrathe stets die feierliche Toga des vermeinten guten Rechts umzuhängen pflegte, wurde auch der Prozeß des Königs in aller Form Rechtens eingeleitet und durchgeführt, und der scheußliche Cook übernahm die öffentliche Anklage. In den Gerichtshof ließ Cromwell 150 ihm ergebene Männer wählen und doch wagten nur 71 derselben zu erscheinen. Am 20. Januar trat Karl I. vor diese Männer hin, aber nur um die Competenz des Gerichts zu verwerfen. Noch zweimal wurde er vor die Richter geführt, und jedesmal verwarf er sie

und berief sich theils auf das göttliche, theils auf das constitutionelle Recht der Könige von England. Bei dieser Vorfrage blieb die ganze Verhandlung stehen, da der König auf die einzelnen Anklagepunkte zu antworten folgerechter Weise verschmähte. Das Gericht aber kümmerte sich nicht weiter darum, erklärte sich für hinlänglich belehrt und verurtheilte den König als Landesverräther und Tyrannen zum Tode, am 27. Januar.

Der König hatte kurz vorher noch ein Buch ausgehen lassen (Icon basilica, das Bild eines Königs), welches darauf berechnet war, das Volk zum Mitleid zu bewegen, aber nur die Wirkung hatte, daß Cromwell durch seine Agenten den Haß gegen den König noch steigern ließ. Man hatte ihn aller seiner äußern Würde entkleidet und nannte ihn nur noch Karl Stuart. Niemand nahm mehr den Hut vor ihm ab und die Soldaten, durch deren Reihen er geführt wurde, verhöhnten ihn laut und spuckten ihn an. Man erlaubte ihm zuletzt nur noch eine letzte Umarmung seiner Tochter Elisabeth und seines kleinen Sohnes, des Herzogs von Glocester. Cromwell zeigte zu derselben Zeit eine ausgelassene Lustigkeit und malte mit derselben Tinte, mit der er das Todesurtheil des Königs unterzeichnet hatte, einem seiner Genossen einen Schnurrbart ins Gesicht. „Diesmal soll er uns nicht entkommen,“ soll er gesagt haben. Am 30. Januar wurde Karl I. zur Hinrichtung hinaus geführt und durch einen maskirten Scharfrichter enthauptet. Cromwell war nicht zugegen, ließ sich aber nachher den im Sarge liegenden Leichnam zeigen und weidete sich an seinem Anblick.

Neuntes Buch.

Cromwell und die Restauration.

1.

Der Usurpator.

Aus der Reformation mußte nothwendig die Revolution hervorgehen, der Umsturz der kirchlichen Autorität den der politischen nach sich ziehen. Mit dem Altar mußte auch der Thron zertrümmert werden. England machte damit nur den Anfang. Indem aber durch die Reformation die kirchliche Autorität hier gänzlich vernichtet, dort tief geschwächt wurde, so daß die weltliche Gewalt allein noch Geltung behielt, litt auch das christliche Bewußtseyn Noth und jene dämonischen Mächte der heidnischen Vorzeit, die einst durch das Kreuz waren gebändigt worden, begannen sich wieder zu entfesseln und zu regen. Im romanischen Süden die alte heidnische Sinnenlust, die uralte babylonische Hure, wiedergeboren in der Renaissance; im germanischen Norden aber der Trotz der Kraft und die Lust am Bösesthun, der uralte Odinismus. Wie sich seit der Verachtung der ehrwürdigen alten Kirche bei der Schöpfung des modernen Zeitgeistes als Diener jenes gespenstischen und vampyrartigen Wiederauflebens des classischen Götzenthums und der antiken Unzucht die Mediceer und Bourbonen hervorthaten, so tritt das heimtückische Wesen des nordischen Odin in auffallender Aehnlichkeit in Cromwell,

ja schon in Heinrich VIII. hervor. An solchen Grundzügen erkennt man den Gang der Weltgeschichte und den geheimen Zusammenhang der in ihr wirkenden Motive.

Bemerkenswerth ist insbesondere das Auseinandertreten der neuen heidnischen Tendenzen, sofern die Renaissance sich hauptsächlich an das Königthum, den Adel, die Bildung, Wissenschaft und Kunst, der Odinismus aber an die Volkspartei, an die starken Charaktere aus den niedern Classen der germanischen Race anklammerte. In Cromwell war bereits die ganze große politische Parteiung der Neuzeit, der Sieg der nordamerikanischen und französischen Republik und das Uebergewicht der Volkspartei in den constitutionellen Staaten vorbedeutet. Das kam daher, weil die germanische Race in Europa überwiegt. Unmöglich konnte die Renaissance, die classische Verführung da, wo so viel germanisches Blut kreist, allein die Herrschaft behaupten. Hier mußte der altgermanische Volkstrotz die romanische Hofunzucht übermeistern.

Nachdem der König von England geköpft war, räumte man rasch mit seinem Anhang auf. Die Lords Hamilton, Holland, Capel mußten sterben. Das ganze Oberhaus wurde aufgehoben, aus dem Unterhause alle der neuen Ordnung der Dinge abgeneigten Mitglieder ausgestoßen, so daß es anstatt 500 nur noch 70 Mitglieder zählte. Die Regierung wurde einem Ausschuß von 38 Mitgliedern anvertraut, lauter Creaturen Cromwells. Im Kirchengebet hieß es nicht mehr: Dein Reich komme, sondern „deine Republik komme!“ In der neuen Republik aber gab es kein einiges Volk, welches durch übereinstimmende Vertreter die Souveränetät hätte üben können, sondern nur Parteien, welche Cromwell mit arger List gegen einander hetzte und gegenseitig abschwächte, so daß ihm allein die Gewalt blieb, ohne daß er sie zu suchen schien.

Sein ganzes Ansehen wurzelte im Ruhm seiner Siege und in der Anhänglichkeit der Soldaten an seine Person. Deshalb unterbrach er das unpraktische Geschwätz der Parteien, indem er sich an der Spitze des Heeres schon im Juli 1649 nach Irland erhob, um den Mord der Engländer daselbst zu rächen. Nichts war ge-

eigneter, ihn populär und zum Nationalhelden zu machen. Die Irländer waren seinen geübten Kerntruppen nicht gewachsen und er scheuchte sie wie der Jäger das Wild vor sich her. Auch ihre festen Städte brachte er bald in seine Gewalt, indem er durch die Ermordung aller Einwohner in den ersten Städten, die er einnahm, den andern solchen Schrecken einjagte, daß sie sich freiwillig ergaben. Die erste Stadt, die er erstürmte, war Droyheda, wo er die Besatzung sammt allen Einwohnern, Weibern und Kindern niedermachen ließ, die zweite war Charsel, wo sein Eidam Ireton ganz eben so grausam verfuhr. Cromwell rechtfertigte diese Barbarei aus der h. Schrift, sofern die Kinder Israel ganz eben so mit den Kananitern verfahren seyen. Bei alledem war es ihm recht, wenn die Iren in ihrer Verzweiflung sich noch tapfer wehrten und ihm viele Leute erschlugen, denn er hatte die fanatischesten und unbotmäßigsten Levellers mit nach Irland genommen, um sie dort aufzureiben. Endlich ergriff er die großartigste und schrecklichste Maaßregel, indem er den Rest der unglücklichen Irländer wie eine Heerde über den Fluß Shannon hinübertrieb und auf den rauhen und unfruchtbaren Landestheil Connought einschränkte, das ganze übrige Irland aber an Engländer verkaufte, welche die Aecker seitdem als ihr Eigenthum bebauten. Erst nach und nach durften die Irländer wieder über den Shannon herüberkommen, um den englischen Grundherrn als Tagelöhner oder Pächter zu dienen.

Triumphirend aus Irland heimgekehrt, führte Cromwell im nächsten Jahr 1650 sein Heer gegen Schottland, weil hier des hingerichteten Königs ältester Sohn als Karl II. zum König ausgerufen worden war. Montrose war wieder aufgetaucht, wurde aber schon im April gefangen und an einen hohen Galgen gehenkt, der junge König aber behielt eine große Partei, weil er sich den Presbyterianern hingab und geduldig ihre oft tagelangen Predigten anhörte. Aber gegen Cromwell vermochte er nicht Stand zu halten und erlitt durch denselben bei Dunbar am 3. Sept. eine Niederlage. Durch eine Erkrankung Cromwells wurde seine völlige Vertreibung aus Schottland noch ein Jahr aufgehalten, aber am Jah-

restag der Schlacht bei Dunbar erlitt er durch Cromwell 1651 eine zweite schreckliche Niederlage bei Worcester und rettete sich mit genauer Noth durch die Flucht. Nachdem er durch treue Anhänger bald hier, bald dort versteckt worden war, eine Zeitlang auch in den dichten Zweigen einer Eiche zugebracht hatte, entkam er endlich im October nach Frankreich. Cromwell verfuhr in Schottland viel milder als in Irland, vernichtete aber die Selbständigkeit des Landes, löste das Parlament auf, und verlieh dagegen 50 Schotten Sitz und Stimme im englischen Parlament. Großbritannien wurde somit zum Einheitsstaat.

Ein Oberst Lilburne wagte es, an der Spitze der Leveller Cromwell anzuklagen, er trachte nach der Krone, man habe also für die Freiheit umsonst gekämpft. Cromwell aber ließ ihn ins Gefängniß werfen und die Leveller zu Paaren treiben. Ein Verfahren, wofür man ihm nicht weniger dankte, als für die Befestigung der englischen Herrschaft in Irland und Schottland. Denn man war der Wühlereien satt und sehnte sich nach Ordnung und Ruhe. Das Parlament bildete sich immer noch ein, die Macht liege in ihm, und dachte an eine Reduction der Armee, die dem Lande sehr viel kostete und die zugleich die schreckliche Zuchtruthe war, welche Cromwell immer in der Hand hielt, um allen Furcht einzujagen. Cromwell aber hatte das Parlament bisher nur aufrecht erhalten, um ihm alles Gehässige, den Königsmord, die Hinrichtungen des Adels, die Confiscationen ꝛc. aufzuladen. Jetzt brauchte er es nicht mehr, denn nach so vielen Siegen, bedeckt mit so großem Ruhm und Abgott des Heeres war er stark genug, auch ohne Parlament zu regieren. Als sich das letztere nun gar anmaßte, das Heer abzudanken, dankte Cromwell umgekehrt das Parlament ab. Am 19. April 1653 ließ er es mit Truppen umstellen und erschien selbst, um dem Parlament zuzurufen: „das öffentliche Wohl hat euch nie am Herzen gelegen, ihr habt nur die Tyrannei der Juristen und die schmutzige Selbstsucht der Presbyterianer befördert, der Herr verwirft euch.“ Wentworth erinnerte ihn an die Würde des Hauses, aber Cromwell fuhr ihn an: „ich will eurem Geschwätz ein Ende machen!“ Er

stampfte mit dem Fuß und die Soldaten traten ein. Vane, der eifrige Republikaner, widersetzte sich der gewaltsamen Auflösung des Parlaments, aber Cromwell rief ihm höhnisch zu: „o Heinrich Vane, Gott befreie mich von Heinrich Vane. Er hätte dem allen vorbeugen können, aber er ist ein Gaukler!“ Mit gleichem Hohn beschimpfte er die andern Parlamentsglieder, indem er sie durch die Soldaten fortjagen ließ, und nannte den einen einen Trunkenbold, den andern einen Wucherer, einen Lüderlichen ꝛc. Auch den bisher regierenden Ausschuß oder Staatsrath löste Cromwell auf und ernannte im Namen des Heeres einen neuen, rein militärischen Staatsrath.

Es gab noch immer Ideologen, welche die Volkssouveränetät für möglich hielten. Aber in einem merkwürdigen Gespräch mit Ludley sagte Cromwell: „Wo ist denn das Volk? ich sehe nur Royalisten, Cavaliers, Bischöfe, Presbyterianer, Independenten, Levellers, Wiedertäufer ꝛc. In welchem dieser Volkstheile soll denn die Souveränetät stecken?“ Souverän ist immer nur die eiserne Hand und der Verstand, der sie lenkt. Also war die Souveränetät bei Cromwell. Es war daher auch reine Ironie, sofern er der parlamentssüchtigen Volkseinfalt noch das Gaukelspiel eines solchen vergönnte. Das war das berüchtigte Barebone-Parlament, welches aus 160 Mitgliedern bestehend am 4. Juli 1653 eröffnet wurde. Es empfing den Spottnamen von dem Lederhändler Barebone, der Mitglied desselben war und dessen Bruder sich nach damaliger Sitte einen ganzen Bibelvers zum Vornamen gegeben hatte: „Wenn Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich verdammt — Barebone.“ Man nannte ihn kurzweg den „verdammten Barebone“ und derselbe Name ging auf das ganze Parlament über. Es bestand aus Creaturen Cromwells, ausgewählt aus den niedern Ständen, und Frömmlern, um als eine Vertretung des eigentlichen Volks zu erscheinen und zugleich die Presbyterianer zu befriedigen. Sie fingen mit Gebet an und „suchten den Herrn“ von früh Morgens bis spät Abends, ehe sie den Sprecher wählten. Einige von ihnen waren wirkliche Fanatiker, aber vom schlechtesten Geschmack, die andern nur Heuchler. Nie sah man elendere Volksvertreter bei-

sammen. Aber sie wagten dennoch, mehr aus Einfalt als aus bösem Willen, den allein regierenden Verstand zu mißverstehen und wurden ihm lästig, so daß sie schon am 12. December desselben Jahres wieder heimgeschickt wurden. Als Oberst Gosse im Parlament eintrat, suchten sie wieder den Herrn. Er aber rief ihnen zu: „Geht, geht, ihr werdet ihn nicht finden, denn er ist noch nie zu euch gekommen."

2.

Englands Machtentfaltung unter dem Protector.

Am 16. December 1653 ließ sich Cromwell durch den Conseil der Offiziere zum Protector der drei vereinigten Königreiche ernennen, nicht mit dem Namen, aber mit der vollen Macht eines Königs. Nur um nicht als ein Despot zu erscheinen, duldete er neben sich auch jetzt noch ein Parlament, welches er aber beim ersten Widerstande wieder auflöste. Die Royalisten, Katholiken und Bischöflichen der frühern Zeit blieben noch immer von allen Rechten ausgeschlossen. Sämmtlichen nicht katholischen und nicht bischöflichen Secten gewährte Cromwell Toleranz. Das alles war sehr klug berechnet. Er jagte zugleich allen Parteien Furcht ein und bewirkte doch zugleich, daß die bisherigen Revolutionäre in ihm ihre Stütze sahen und die bisherigen Reactionäre hofften, er werde in der Reaction noch weiter gehen. Seiner alten Politik getreu brauchte er immer eine Partei gegen die andere und täuschte alle. Er zog übrigens mit seiner ganzen Familie in den königlichen Palast von Whitehall und hielt hier Hof fast mit demselben Ceremoniel wie früher die Könige. Das wurde ihm einerseits von den extremsten Republikanern schwer verdacht, deren Verschwörungen ihm aber nicht schadeten; während andrerseits der äußere Glanz, mit dem er sich umgab, nur seiner Macht und dem großen Ansehen entsprach, welches er im In- und Auslande genoß.

Er bändigte nicht nur im Innern die Hydra der Parteien und

beugte ganz Großbritannien unter einen Willen, sondern er mehrte die Macht Englands auch nach außen und insbesondere zur See. Dazu benutzte er zunächst gewisse Mißhelligkeiten mit Holland. Holländer und Engländer hatten bisher vereinigt gegen Spanien gekämpft, je mehr Spanien aber erschlaffte, desto mehr trat auch unter jenen protestantischen Seemächten eine natürliche Eifersucht hervor. Holland hielt sich für die erste Seemacht, sah die Entwicklung der englischen Seemacht nicht gern und freute sich über die englische Revolution, weil England dadurch zerrüttet und geschwächt wurde. Viele waren thöricht genug zu glauben, die Republik Holland würde der Republik England zujauchzen und sich mit ihr gegen die Könige verbünden. Aber Principe gelten nie etwas, wo es sich um Interessen handelt, am wenigsten in Handelsstaaten. In Holland herrschte daher Sympathie für das vertriebene Haus Stuart und Cromwells Gesandter bei den Generalstaaten, Dorislaus, wurde im Haag ermordet. Cromwell aber ergriff diese Gelegenheit gern, um mit seiner gewohnten Thatkraft die Continentalmächte ebenso zu schrecken, wie er seine drei Inselreiche durch Schrecken beherrschte. Er ließ nämlich schon im October 1651 die berühmte Navigationsacte decretiren, derzufolge Waaren aus Asien, Afrika und Amerika nur auf englischen Schiffen, Waaren aus Europa außerdem nur auf Schiffen des Landes, in welchem die Waaren producirt wurden, in England eingeführt werden durften. Zugleich forderte er, daß die englische Flagge den Vorrang in allen Meeren habe und überall zuerst salutirt werden müsse. Endlich sollte ihm von der Republik Holland für längst vergessene, schon vor zwanzig Jahren vorgefallene Schädigungen der Engländer durch Holländer auf Amboina voller Ersatz geleistet werden. Holland ließ sich das nicht gefallen. Es kam daher 1652 zu einem Kriege, in welchem die englischen Admirale Blake, Dean und Monk und die holländischen Admirale Tromp, Ruyter, Witt und Evertson sich große und blutige Seeschlachten lieferten. Im Allgemeinen aber blieb die englische Marine der holländischen überlegen, so daß sich Holland endlich bequemte, den Forderungen Cromwells nachzugeben, 1654.

Unmittelbar darauf fing Cromwell einen eben so übermüthigen Krieg mit Spanien an, indem er freie Schiffahrt in Westindien und die Aufhebung der Inquisition forderte. Als hierauf der Krieg ausbrach, wurden die sieggewohnten englischen Admirale mit der spanischen Marine noch leichter fertig, als vorher mit der holländischen, nahmen die reichen Silberschiffe, die aus Peru kamen, weg, behielten aber von ihren Eroberungen nur die große Insel Jamaika, die drittgrößte der Antillen neben St. Domingo und Cuba, 1658. In demselben Jahre schreckte Blake die türkischen Seeräuberstädte Algier, Tunis und Tripolis, trotzte dem Großherzog von Toscana eine Geldentschädigung ab und jagte selbst in Rom solche Angst ein, daß man sich dort einbildete, er werde den kostbaren Schatz der Gottesmutter in Loretto plündern wollen. Auch der wilde Pfalzgraf Ruprecht commandirte damals eine kleine englische Flotte für Karl II. und erfocht kleine interessante Siege. Als aber sein Bruder Moriz in den Wellen unterging, kehrte er heim und trieb in Mainz mathematische und chemische Studien. Einmal im Seekrieg mit Spanien begriffen, wollte Cromwell den Krieg auch zu Lande führen und Frankreich verband sich desfalls sehr gern mit ihm zur Wiedereroberung Dünkirchens, welches aber England für sich allein behielt, ohne daß Frankreich zu widersprechen wagen durfte, 1657. Bei solchen Erfolgen genoß Cromwell ein überaus großes Ansehen in ganz Europa. Die Königin Christine von Schweden schwärmte für ihn. Mazarin überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Der große Kurfürst von Brandenburg ehrte ihn durch eine Gesandtschaft. Sogar Spanien buhlte um seine Gunst und suchte ihn durch den Gesandten Cardenas dahin zu bewegen, daß er sich zum König von England ausrufen lasse.

Das letztgenannte Ziel hatte Cromwell selbst vor Augen, allein trotz des äußern Glanzes waren die innern Verhältnisse Englands zu trübe und unzuverlässig, als daß der kluge Mann nach der gefährlichen Krone hätte greifen mögen. Er hatte beständig geheime Verschwörungen niederzukämpfen und mußte ein ganzes Heer von Spionen bezahlen, die seine Gegner auf Schritt und Tritt belauer-

ten. Seine Regierung war schrecklich theuer und drückend. Das Schiffsgeld, wegen dessen die Revolution begonnen hatte, war nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit den ungeheuren Auflagen unter Cromwell, und die Sternkammer mit all ihren willkürlichen Verurtheilungen noch taubensanft gegen den Protector und die Organe seiner Tyrannei. Jeder ihm Verdächtige wurde heimlich gefaßt und hingerichtet oder in tiefem Kerker begraben. In den Provinzen hatten früher schon die Commissäre des Parlaments mit unumschränkter Gewalt Confiscationen, Einsperrungen, Foltern und Hinrichtungen verfügt und die Habgier und Grausamkeit orientalischer Paschas mit der Rabulisterei occidentalischer Juristen verbunden. Statt ihrer schickte Cromwell jetzt seine Obersten als Militärgouverneure in alle Provinzen aus, die noch summarischer verfuhren. Obgleich nun alles terrorisirt war, so regte sich doch die Opposition in Flugschriften, die insgeheim verbreitet wurden und furchtbare Anklagen gegen den Protector enthielten, und in immerwährend erneuerten Verschwörungen.

Es wurde zwar am 18. Febr. 1657 durch den Alderman Pack im Parlament ein Versuch gemacht, dem Protector die Königskrone anzutragen, allein Cromwells eigne Familie setzte sich dawider. Sein Schwager Desborough und sein Eidam Fleetwood, der nach Iretons Tode dessen Wittwe geheirathet hatte, verständigten sich mit den Offizieren des Heeres und überreichten ihm eine Bittschrift derselben, die ihm von der Annahme der Krone abrieth. Es ist nicht ausgemacht, ob Cromwell dadurch einen moralischen Zwang erfuhr, oder ob die ganze Sache von ihm selber eingeleitet war, um ihn die Großmuthsrolle spielen zu lassen. Seinem Scharfblick konnte wenigstens nicht entgehen, daß ihn, der schon in den Jahren vorgerückt war, die Thronbesteigung nur in neue kaum überwindliche Schwierigkeiten verwickelt haben und daß er doch keine Dynastie auf die Dauer gründen, daß nach seinem Tode die künstliche neue Monarchie wieder zerfallen würde. Es war ohne Zweifel seiner ganzen Stellung angemessener, daß er eine Krone, der er in jeder Beziehung würdig war, aus Großherzigkeit auszuschlagen schien, wenn er sie gleich wirklich nur aus Klugheit ausschlug. Er fügte daher seinem Titel nur noch Lord

Protector hinzu, änderte aber die Verfassung insofern, als er das Parlament wieder in ein Ober- und Unterhaus theilte, um zwischen sich und dem Demos wieder einen aristokratischen Körper einzuschieben, am 19. Mai 1657.

Aber auch dieses Parlament mußte er noch einmal entlassen, weil sich immer neue Opposition gegen ihn erhob. Er wurde dadurch so argwöhnisch, daß er beständig einen Panzer unter den Kleidern trug und die ängstlichste Vorsicht gegen Meuchelmord gebrauchte, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief und überall in seiner Nähe Wachen aufstellte. Endlich erkrankte er und starb, als er erst 59 Jahre alt war, am Jahrestage seiner siegreichen Schlachten von Dunbar und Worcester, 1658.

3.

Die englische Restauration.

In der nächsten Zeit, nach des Protectors Tode blieb alles beim Alten. Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde als Protector anerkannt, dessen jüngerer Bruder Heinrich verwaltete Irland, General Monk Schottland. Richard war wohlwollend und durchaus nicht ehrgeizig, aber der Regierung nicht gewachsen. Man rieth ihm, sich in einem Parlament eine Stütze zu geben, was am 27. Jan. 1659 geschah. Als dasselbe aber die Macht an sich ziehen wollte, widerstrebte die Versammlung der Offiziere, schloß das Parlament und berief die noch lebenden Mitglieder des Langen-Parlaments als sog. Rumpfparlament ein, am 6. Mai. Da nun Richard nichts dagegen zu thun vermochte, dankte er lieber ab, am 25. Mai. Dasselbe that sein Bruder Heinrich. Die Offiziere erhoben seinen Schwager Fleetwood zum Obergeneral, der aber eben so wenig den Umständen gewachsen war. Armee und Parlament beargwohnten und stritten sich fort und fort, bis das letztere am 13. October schon wieder aufgelöst wurde.

Unterdeß aber hatte sich im Volk eine starke Sehnsucht nach

Ruhe und Rückkehr der alten Monarchie kund gegeben. Man war der Parteiwuth, des republikanischen Terrorismus, der frommen Heuchelei herzlich satt und die Menschen, die um die Regierungsgewalt stritten, flößten keine Achtung mehr ein. Der schlaue Monk arbeitete daher ganz im Stillen in Schottland für die Restauration der Stuarts. Als eine erste royalistische Erhebung in England durch General Lambert bei Chester niedergeschlagen, dieser Lambert neben Fleetwood zum Obergeneral ernannt und einem Sicherheitsausschuß von 23 Mitgliedern die Verwaltung übertragen wurde, erklärte sich Monk im Winter offen gegen diese ewigen Wechsel und Willkürlichkeiten und rüstete stark. Das machte den Feinden der Anarchie auch in England wieder Muth, die Flotte unter Lawson erklärte sich gegen Lambert, Haslerig und Morley brachten auch das englische Landheer auf ihre Seite, verhafteten Lambert und Heinrich Vane, und hinderten nicht mehr, daß Monk am 3. Februar 1660 wie ein Triumphator in London einzog. Die Parole war noch nicht „Rückkehr der Stuarts," sondern nur „ein freies Parlament," aber dieses letztere sollte die erstere nur vorbereiten. Der große Abfall der Offiziere von der Sache der Republik erklärt sich aus der Sorge der Einzelnen, bei der nun doch unvermeidlichen Aenderung der Dinge nicht zu kurz zu kommen. Auf einmal wollte sich jeder um die Restauration verdient machen.

Unter diesen Umständen trat Monk mit dem Thronerben, Karls I. älterem Sohn Karl, der in Brüssel lebte, ins Vernehmen und lud ihn zur Rückkehr nach England ein. Das am 25. in London versammelte Parlament war ganz royalistisch gefärbt, verkündete schon am 8. Mai unter unermeßlichem Volksjubel die Wiederaufrichtung des Throns und proklamirte König Karl II., der alsbald auf englischem Boden landete und am 29. Mai seinen feierlichen Einzug in London hielt.

Da wurde alles wiederhergestellt, wie der Thron, so das Ober- und Unterhaus, die bischöfliche Kirche, das alte lustige Leben, das Theater, Spiel und Tanz. Die ganze Revolution war wie ein wüster böser Traum vorübergegangen. Der König nahm eine nur mäßige Rache. Oliver Cromwells Grab wurde zwar umgewühlt und sein Leichnam verbrannt, Richard entfloh, durfte aber später zu-

rückkehren. Heinrich Cromwell blieb in England unangefochten, ja der König machte ihm sogar einmal einen Besuch auf seinem Landgut. Alle Mitglieder des Parlaments, die für den Tod Karls I. gestimmt hatten, wurden zum Tode verurtheilt, aber nur wenige wirklich ergriffen und hingerichtet, unter ihnen Coke, der Ankläger des Königs, Harrison und Vane. Am unzufriedensten waren die Presbyterianer, weil die bischöfliche Kirche wiederhergestellt wurde. Zweitausend Prediger derselben verweigerten den neuen Eid und verloren ihre Stellen. Es war aber nicht mehr möglich, den alten Fanatismus im Volke zu ihren Gunsten zu beleben.

Sehr viele Unzufriedene wanderten damals nach den englischen Colonien in Nordamerika aus und verpflanzten dorthin ihren Republikanismus und strengen Sectengeist. Als eine ganz neue Secte waren während der Revolution die sog. Quäker aufgetreten und wegen ihrer Sonderbarkeiten von Cromwell verfolgt worden. Ihr Stifter war Georg Fox, der in seiner Jugend Schafe hütete, seit 1647 aber umherwanderte und predigte, Gott bedürfe keiner Kirche und keiner Priester, alle Menschen seyen sich gleich, daher müsse jeder den anderen du nennen und dürfe keiner vor dem anderen den Hut abnehmen. Die Menschen seyen alle Brüder und keiner dürfe den andern anfeinden, also auch keiner Soldat werden. Der Ausspruch des Heilands „Liebet eure Feinde"! müsse eine Wahrheit werden. Auch solle man Christo in der Gelassenheit und Geduld nachahmen, sich niemals wehren und lieber alles ertragen. Seine Anhänger wurden quakers genannt, d. h. Zitterer, weil er einmal seinen Richtern zurief: Zittert vor dem Worte Gottes! Die Quäker verachteten die Kirche, den Altar, die Sacramente, den Sonntag &c., hielten ihren Gottesdienst nur in Meetings oder Versammlungen unter freiem Himmel, wobei jeder reden konnte, der sich vom Geiste oder inneren Lichte dazu getrieben fühlte, Weiber so gut wie Männer. Sie erregten anfangs nur Staunen und Gelächter, zumal bei den kriegerischen Puritanern, und Cromwell verfolgte sie als schlechte Bürger. Als Karl II. zum Thron gelangte, sollen noch über 12,000 Quäker in den Gefängnissen geschmachtet haben. Sie wurden

bemitleidet und von der Restauration geschont. Auch verschaffte ihnen ihre Friedensliebe und christliche Geduld, sowie ihr arbeitsamer Fleiß allmälig Achtung. Nur weil sie der bischöflichen Kirche den vorgeschriebenen Eid nicht leisten wollten, wurden sie noch ein paar Jahrzehnte hindurch bedrängt, bis ihnen endlich 1689 der Eid erlassen wurde. Fox selbst starb 1691, das Haupt der Secte wurde nach ihm William Penn. In der Entstehung derselben verräth sich ein welthistorisches Gesetz. Durch die Kriegswuth der Puritaner mußte das andere Extrem frommer Taubensanftmuth hervorgerufen werden.

Daß sich die bischöfliche Kirche so leicht wieder herstellen ließ, erklärt sich aus dem Ekel, den das karikirte Christenthum während der Revolution in allen gesunden Gemüthern zurückgelassen hatte. Merkwürdiger ist, daß sich der bürgerliche Geist nicht kräftiger gegen das Oberhaus und die Wiederkehr der Adelsprivilegien regte, zumal da der Adel und der Hof aus ihrer Verbannung so viel französische Mode und Unsitte mitbrachten. Allein man hegte damals für alle, die unter der Revolution gelitten hatten, warme Theilnahme und die vornehme Lüderlichkeit wurde sogar populär, weil man nach so langer Todesangst und trübseliger Frömmelei froh war, daß es wieder lustig herging.

Der König machte Monk, der ihm so große Dienste geleistet hatte, zum Herzog von Albemarle. Hyde, der seine Verbannung getheilt hatte, zum Lord Clarendon erhoben, wurde sein vornehmster Rath und noch höher geehrt, als des Königs Bruder Jakob seine Tochter Anna zur Gemahlin wählte. Dieser Jakob, Herzog von York, war eifrig katholisch. Der König selbst heirathete die portugiesische Prinzessin Katharina, also eine Katholikin. Das alles gab dem Hofe einen halbkatholischen Charakter. Alle Traditionen des Hauses Stuart waren katholisch. Karl II. stand in engster Beziehung zum eifrig katholischen Ludwig XIV., von dem er wie zur Zeit der Verbannung, so auch nach seiner Wiederherstellung auf dem Throne immer noch Geld annahm, um es zu seinen Vergnügungen verschwenden zu können. Ja er ging soweit, Dünkirchen, welches Cromwell an England gebracht hatte, jetzt wieder an Frankreich für Geld zu verkaufen. Mithin entstand im englischen Volke die ziemlich natürliche Besorgniß, die Restauration werde nicht

bei der Wiederaufrichtung des Throns und der Episcopalkirche stehen bleiben, sondern bis zur Wiederherstellung der katholischen Kirche in England wenigstens versuchsweise vorschreiten. Dadurch kam ein Mißton in das Verhältniß, in welches die Stuarts zum englischen Volke traten. Der König selbst hatte keine katholischen Neigungen, sondern lebte nur dem sinnlichen Vergnügen, weil er aber kinderlos blieb, so mußte sein Bruder ihn beerben, dem man zutraute, er werde das ganze Land wieder katholisch machen wollen.

4.

Karls II. lustiger Hof.

Man bemerkt bei Karl II. weder feste Grundsätze, noch eine würdige Haltung. Im Anfang ließ er sich von Clarendon leiten. Als dieser aber einmal eine tugendhafte Dame mit List seiner Verführung entzog, grollte ihm Karl und setzte ihn ab. Das wäre aber unter allen Umständen geschehen. Denn eine der vielen Maitressen des Königs, Frau Palmer, die er zur Herzogin von Cleveland erhob, brauchte zu ihren Verschwendungen ungeheure Summen, die ihr nur ein ganz von ihr abhängiges Ministerium gewähren konnte. So war der neue Ministerrath, bestehend aus Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die man das Ministerium der Cabale nannte, weil die Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Wort Cabal darstellen. Sie nahmen sich nicht das Wohl und die Ehre Englands, sondern nur die Befriedigung der königlichen Maitresse zu ihrer Richtschnur und je mehr sie der letztern Geld herleihen mußten, desto lieber sahen sie es, daß der König von Frankreich Geld empfing. Dafür mußten sie aber auch die englische Flotte Frankreich zur Verfügung stellen, als dieses den Vernichtungskrieg gegen Holland begann. In einem geheimen Vertrage von 1670 verpflichtete sich Frankreich, den König von England zu unterstützen, wenn er in seinem Reiche die katholische Kirche herstellen und die unumschränkte Monarchie einführen wolle. Der König würde

diesen Vertrag, der nothwendig zum Kriege mit seinem eigenen Volke führen mußte, sobald er bekannt wurde, wohl nicht abgeschlossen haben, wenn ihm nicht Ludwig XIV. eine neue bildschöne Maitresse, die Französin Querouaille, zugeschickt hätte, die ihn zu allem überredete und die er zur Herzogin von Portsmouth ernannte.

Hof und Gesellschaft in London waren damals ganz in französische Lüderlichkeit gesunken. Der materialistische Philosoph Hobbes, Lehrer des Königs, vertheidigte den Despotismus und daß sich der Herrscher über jedes Sittengesetz hinwegsetzen dürfe. Lord Rochester, des Königs Günstling, starb jung an Trunk und Wollust und hinterließ Gedichte von einer Schamlosigkeit, die selbst in Frankreich aufgefallen wäre. Chesterfield aber brachte die Lüderlichkeit des Hofes in ein System, indem er öffentlich in seinen Schriften lehrte, Genuß allein sey Leben und deshalb sey, um sich den Genuß zu verschaffen, jedes Mittel erlaubt. Auch das englische Theater war in dieser Zeit sehr frivol.

Die englische Nation blieb inzwischen nicht gleichgültig. Eine Pest und ein furchtbarer Brand, der 1666 einen großen Theil der Stadt London, nämlich 13,000 Häuser derselben in Asche legte, erschreckte die Gemüther und riß das Volk aus dem Frohsinn heraus, dem es sich bisher, übereinstimmend mit den Vornehmen, hingegeben hatte. Damit erwachte die Sorge für die Zukunft und der durch die Hingebung an Frankreich beleidigte Stolz der Engländer. Das Parlament erhob sich und verwarf nicht nur das Decret, welches den Katholiken Religionsfreiheit gewährte, sondern setzte 1673 auch die s. g. Test-Acte durch, wonach jeder Beamte der Episcopalkirche den Test-, d. h. Prüfungseid leisten und das Abendmahl nach dem Ritus dieser Kirche genießen sollte, 1673. Vergebens verlangte Jakob, Karl solle nicht nachgeben, aber der französische Gesandte selber rieth, er solle diesmal noch inne halten, und nicht eine Revolution heraufbeschwören, die ihm selbst gefährlich werden und auch nur den Feinden Frankreichs zu einer neuen Waffe dienen würde. Der König gab also dem Parlament nach und die Folge war, daß England mit Holland Frieden schloß und daß Wilhelm

von Oranien sich sogar mit Jakobs Tochter Marie vermählen durfte. Jakob selbst protestirte dagegen vergebens, wie er auch den Test-Eid nicht leistete und deshalb alle seine Aemter niederlegte. Karls damaliger Minister, Ashley, den er zum Grafen von Shaftesbury ernannte, suchte sich unentbehrlich zu machen, indem er mehr die Partei des Parlamentes, als die der Dynastie ergriff.

Von nun an wurde unabläßig gewühlt, um den Thronfolger Jakob als Katholiken vom englischen Thron auszuschließen. Man hetzte das Volk in wüthenden Haß gegen die katholische Kirche. Ein gewisser Titus Oates denuncirte fälschlich 1678 eine angebliche papistische Verschwörung, der Papst selbst stehe an der Spitze, die römische Propaganda und der Jesuitenorden sey mit der Ausführung betraut, Frankreich sey mit im Spiele, eine Anzahl Lords hätten sich verbündet, den König zu tödten, damit Jakob schneller zur Regierung käme und alles katholisch mache. Sofort wurden fünf Lords peinlich angeklagt und Shaftesbury ersah den Augenblick, um eine neue Habeas-Corpusacte im Parlament durchzusetzen, welche den Engländern die größte persönliche Freiheit gewährte, sie gegen jede Willkür von Seite der Regierungsgewalt schützte und nur den zuständigen Gerichten nach streng vorgeschriebenen Normen gestattete, einen Engländer zu verhaften, 1679. Fünf Jesuiten wurden unschuldig hingerichtet, das Bild des Papstes mit besonderer Wuth und Malice in den Straßen Londons verbrannt, Jakob durch das Unterhaus von der Thronfolge ausgeschlossen. Karl schwankte wie gewöhnlich und ließ mit sich in Betreff der Ausschließung seines Bruders unterhandeln. Zuletzt aber hielt er doch am Geburtsrecht fest, bestätigte die Ausschließungsbill nicht, entließ das Parlament und rief Jakob, der dem Sturm ausgewichen war, zurück, 1680.

Nun muß man, um die ferneren Ereignisse zu verstehen, zweierlei ins Auge fassen. Einmal die Politik Ludwigs XIV., der den schwachen König Karl bestach und zu seinen Zwecken benutzte, bis Karl durch die Gewalt der Umstände und das Parlament gezwungen wurde, sich von Frankreich loszusagen. Alsdann entzog ihm Ludwig die jährlichen Subsidien und bestach damit Shaftesbury und

die Opposition, um England in Verwirrung zu bringen, so daß es unfähig werden mußte, ihm zu schaden, wenn es ihm nicht mehr diente. — Zweitens stritt sich die mächtige Opposition in England, was nach Karls II. Tode und nach Jakobs Ausschließung vom Thron werden solle? Karl hatte einen unehelichen Sohn, James, Herzog von Monmouth, der nach der Krone strebte und den auch eine Partei unterstützte. Eine andere wollte zur Republik zurückkehren und an ihrer Spitze stand Algernon Sidney, der nur ein edler politischer Schwärmer zu seyn schien, sich indeß doch von Ludwig XIV. bezahlen ließ. Eine dritte Partei nahm die Thronfolge der Prinzessin Marie, als der ältesten Tochter Jakobs, in Aussicht und fand in deren Gemahl, dem klugen Oranier, einen geschickten Lenker. Des letztern Aufgabe war nicht blos, seiner Partei Anhang in England zu gewinnen, sondern auch vorzugsweise den geheimen französischen Minen Contreminen entgegenzusetzen.

Abgesehen aber von diesen Umtrieben spaltete sich England damals in zwei große Parteien, eine königlich-aristokratische und eine constitutionell-demokratische, eine des Hofes und eine der Habeas-Corpusacte. Für den Augenblick erhielt die königliche Partei eine gewisse Stärke, da die Lords die Rückkehr der Republik fürchteten, da das den Engländern angestammte Rechtsgefühl die Ausschließung des legitimen Thronfolgers verwarf und da die französischen Umtriebe den Nationalstolz verletzten. Daher sich die Mehrheit des Oberhauses und eine immerhin starke conservative Partei dem König anschloß. Man nannte diese Partei die der Tories (tories, Räuber, ein irischer Schimpfname) und dagegen die des Unterhauses und der liberalen Opposition die der Whigs (von whig, ein Ruf, womit man in Schottland die Pferde antreibt, oder „saure Milch", womit man die finstere Miene der Puritaner verglich).

Der schlaue Oranier ließ die mit ihm rivalisirenden Parteien sich abnutzen, ehe er für sich auftrat. Zuerst vereinigten sich die sämmtlichen Oppositionen, mit Ausnahme der oranischen, nämlich Shaftesbury, der die Katholiken fanatisch hassende Lord Russel, Monmouth und Sidney zu gemeinsamem Handeln, aber Shaftesbury

verzweifelte am Erfolge, denn wenn sie auch gesiegt hätten, würden Monmouth und Sidney gleich wieder zerfallen seyn. Er zog sich also plötzlich zurück und starb bald nachher. Nun wagten sich Russel und Sidney vor, wurden aber schnell gefaßt und hingerichtet, 1683. Monmouth kam damals noch mit einem blauen Auge davon. Diese Menschen zeigten sich ganz unfähig und um so wichtiger mußte, sobald sie beseitigt waren, die bisher verborgene Person des Oraniers als Retter Englands hervortreten. Man darf annehmen, daß die Gerüchte, mit denen damals das englische Volk geängstigt und in Wuth versetzt wurde, Ausstreuungen des Oraniers gewesen sind. Man glaubte nämlich, Ludwig XIV. habe mit Karl II. und seinem Bruder Jakob heimlich verabredet, den Hafen von Portsmouth an Frankreich abzutreten, worauf ein großes französisches und irisches Heer landen und England katholisch machen würde.

Karl II. starb am 6. Februar 1685 und soll nur einem katholischen Priester seine Beichte abgelegt haben, ein Gerücht, was offenbar absichtlich verbreitet wurde, um ihn als Mitschuldigen Jakobs, als einen heimlichen Katholiken, der sein Lebenlang nur geheuchelt habe, verächtlich zu machen und überhaupt die letzte Anhänglichkeit des Volks an die Stuarts auszutilgen. Karl hatte, wie schon gesagt, gar keine religiösen Sympathien und kannte keine andere Gottheit, als die Venus.

5.

Die Vertreibung der Stuarts.

Jakob II. übernahm die Regierung ungehindert, weil er feierlich gelobte, die bisherige Verfassung und Gesetzgebung in Staat und Kirche einhalten und nicht verletzen zu wollen. Er versprach aber offenbar zu viel und täuschte sich darüber, daß man ihm Vertrauen schenken werde, aber auch nicht weniger darüber, daß man ihm, sobald er Gewalt brauche, gehorchen werde. Seine ärgste Täuschung war wohl die in Betreff Frankreichs, sofern er sich einbildete,

Ludwig XIV. wolle ihn um des katholischen Glaubens und um des monarchischen Princips willen ernstlich unterstützen, während das Cabinet von Versailles die Regierungsgewalt in England niemals stärken, sondern immer nur schwächen wollte, mochte ihr Princip auch seyn, welches es wollte. Jakobs blinde Zuversicht wäre kaum zu erklären, wenn er nicht auf einen sichern Hinterhalt an Frankreich gerechnet hätte.

Aber auch Monmouth täuschte sich, wenn er glaubte, das Legitimitätsgefühl in England sey genug ausgestorben, so daß er zur Krone greifen könne. Die ungeheure Mehrheit derer, welche Jakob nicht wollten, zogen doch seine Tochter Marie als Thronerbin dem leichtsinnigen und unebenbürtigen Monmouth bei weitem vor. Zudem trat derselbe nicht in England selbst, sondern in Schottland auf, von woher sich die stolzen Engländer nicht gern beherrschen ließen, und begann seine Erhebung viel zu früh und ohne gehörig gerüstet zu seyn. Am 5. Juli 1685 unterlag er den Truppen des Königs in einer Schlacht bei Fewersham und wurde auf der Flucht gefangen. Vor Jakob II. gebracht, flehte er denselben mit unwürdigen Thränen fußfällig um sein Leben an, Jakob aber ließ ihn schonungslos enthaupten.

Der Sieg über diesen nicht sehr gefährlichen Feind machte den König übermüthig und ließ ihn nicht sehen, welche weit schlimmeren Feinde er sich zuzog. Er schickte das Parlament fort, ließ harte Minister und Richter walten und die Freiheiten des Volks bedrohen, und traf Anstalt, den Katholicismus in England auszubreiten. Das letztere machte ihm die Nation zur unversöhnlichen Feindin. Es half ihm nichts, daß er das natürlichste Recht des Menschen in Anspruch nahm, die Glaubensfreiheit, und für die katholischen Christen dieselbe Duldung verlangte wie für alle andern. Man witterte dahinter doch nichts anderes, als die Absicht, die katholische Kirche zur allein herrschenden in England zu machen. Wenn einmal der Argwohn so tief wurzelt und die Leidenschaften so glühend erhitzt sind, appellirt man vergebens an Recht und Billigkeit. Da der König sich so viel bösen Willen gegenüber sah und hartnäckige Parlamentsmenschen, die immer auf den Buchstaben des Gesetzes hinwiesen, kann man ihm kaum verdenken, daß er auch seinerseits halsstarrig

wurde und vom Gesetz Gebrauch machte. Er wollte nicht so schwächlich und schwankend erscheinen wie sein Bruder, weil er darin eine Gefahr sah. Aber sein Oberrichter Jefferies machte sich und ihn durch unbarmherzige Vollstreckung der Gesetze verhaßt. Nach und nach wagte der König auch als Katholik dem Volksvorurtheil ungenirter zu trotzen, indem er seinen Beichtvater Petre an den Berathungen seiner Minister Sunderland, Rochester ꝛc. theilnehmen ließ. Um dem Volke zu zeigen, daß es ihm nicht um eine katholische Propaganda, sondern um wahre Toleranz zu thun sey, befreite er die Quäker von den gesetzlichen Belästigungen, unter denen sie bisher gelitten hatten, und bezeugte ihrem damaligen Haupte William Penn auffallendes Wohlwollen. Wenn er es nun dahin brachte, daß die Engländer einsahen, den unschuldigen, friedfertigen, tugendhaften und fleißigen Quäkern dürfe wohl der Eid erlassen werden, den ihnen die Staatskirche auflegte, so war nur noch ein Schritt übrig, um den Engländern auch begreiflich zu machen, daß die Katholiken Menschen wie andere und nicht des Teufels seyen. Er fuhr fort, die allgemeine Duldung zu bevorworten, und verlangte daher auch im Parlament die Aufhebung der Testacte. Sie wurde ihm verweigert. Da machte er von dem königlichen Rechte der Dispensation Gebrauch, d. h. er erließ Katholiken, die er anstellte, vermöge königlicher Gnade die Strafe, welche sie dafür hätten leiden sollen, daß sie den Testeid nicht schwuren. Ja er vergab sogar geistliche Würden an Katholiken, erlaubte den Jesuiten, Collegien in England zu errichten, und erweckte dadurch in der That den Verdacht, er wolle zuletzt doch noch ganz England wieder katholisch machen. Da er wohl einsah, daß der Gebrauch, den er von seinem Dispensationsrecht machte, ein Mißbrauch sey und ihm schwer verdacht werde, lenkte er wieder in den gesetzlichen Weg ein und suchte die Gleichberechtigung aller Confessionen zu erreichen. Weil sich das Parlament nicht dazu hergab, erließ er als Landesvater eine Verordnung, welche allen christlichen Confessionen Duldung zuschrieb und befahl, dieselbe von allen Kanzeln zu verlesen, im Mai 1688. Sieben Bischöfe des Landes, an ihrer Spitze der Erzbischof von Canterbury, weigerten sich, das

Gebot zu verlesen. Vorsorglich aber hatte der König bereits eine sog. hohe Commission von ihm ergebenen Geistlichen ernannt, die unter dem Vorsitz von Jefferies in allen geistlichen Fällen richten sollte, und von dieser Commission verurtheilt, wurden die sieben Bischöfe in den Tower geführt. Aber die Soldaten, von denen sie abgeholt wurden, knieten vor ihnen nieder und baten um ihren Segen. Viele andere Bischöfe erklärten sich freiwillig für schuldig, da sie ganz so dächten, wie die, welche man gefangen hatte.

Wenige Tage später, am 10. Juni, trat ein Ereigniß ein, welches eine rasche Entscheidung nothwendig machte. Die Königin kam nämlich mit einem Sohne nieder, der den Namen seines Vaters erhielt und den katholischen Stuarts die Thronfolge auf eine unabsehliche Zeit hin zu sichern schien. Man wollte nun aber in England keinen katholischen König und das unglückliche Kind wurde schon von seiner Geburt an gehaßt und verfolgt. Man verbreitete geflissentlich die Sage, es sey ein fremdes, nur untergeschobenes Kind, und das Gerücht schwoll so mächtig an, daß der König sich genöthigt sah, es in einer Proclamation ausführlich zu widerlegen. Man ließ aber dem König keine Ruhe mehr. Blieb er auf dem Thron und blieb sein Sohn anerkannt, so sah sich der Oranier in der Hoffnung betrogen, an Mariens Hand den englischen Thron zu besteigen. Im Haag also wurde beschlossen, jetzt nicht länger zu zaudern. Vom Haag gingen alle Fäden der Verschwörung aus, mit denen man den bethörten Stuart umgarnte, als er sich noch ganz sicher wähnte. Lange schon waren Verabredungen getroffen und am 30. Juni unterzeichneten die Grafen von Shrewsbury, Devonshire und Danby, der Bischof von London, Lord Lumley, Heinrich Sidney (Algernons Bruder) und der Admiral Russel eine Adresse an Wilhelm von Oranien, worin sie denselben im Namen des Landes baten, herüberzukommen und sich an die Spitze des Volks zu stellen. Fagel, Pensionarius der Generalstaaten von Holland und Nachfolger de Witts, war mit im Complot und stellte dem Oranier alle Kräfte Hollands zur Verfügung, damit England nicht katholisirt werde, noch

unter französischen Einfluß komme, weil in diesem Falle Holland selbst sich Frankreichs nicht mehr hätte erwehren können.

Auch das Volk in England wurde auf alle Art bearbeitet und fanatisirt. Der König ahnte noch nicht, wie weit die gegen ihn gerichtete Verschwörung um sich gegriffen habe, als ihn ein in allen Straßen Londons widerhallendes Freudengeschrei verwunderte. „Was ist das?“ frug er und Lord Feversham antwortete: „Es sind die Soldaten, welche ihre Freude bezeugen, daß die sieben Bischöfe so eben vom Gericht frei gesprochen wurden.“ Also auch das Heer war ihm abtrünnig und wie das Volk dachte, zeigten am Abend die Freudenfeuer, die rings um London aufloderten. Ludwig XIV. ließ den König warnen, mahnte ihn zu Rüstungen und bot ihm seine Flotte an, um eine Landung des Oraniers abzuwehren. Jakob aber glaubte auch jetzt noch nicht, daß Marie, seine eigene Tochter, ihn verrathen könne. Noch befanden sich sechs englische Regimenter von früher her zur Unterstützung gegen Frankreich auf holländischem Boden und im holländischen Solde. Jakob rief dieselben zurück, Wilhelm III. von Oranien behielt sie jedoch unter allerlei Vorwänden und rüstete zugleich eine große Flotte, um in England zu landen und der Einladung der sieben Lords Folge zu leisten.

In dem verhängnißvollen Herbste des Jahres 1688 vertrugen sich die Parteien in England hinter dem Rücken des Königs. Die Tories nämlich, welche bisher zu ihm gehalten hatten, fielen heimlich von ihm ab und vereinigten sich mit den Whigs, weil sie als die wesentlichen Träger der englischen Aristokratie und der bischöflichen Kirche weder dem Despotismus noch Katholicismus huldigten, welche Jakob beschuldigt wurde, nach dem Muster Ludwigs XIV. in England einführen zu wollen, und weil sie eben so wenig der Republik und Demokratie zuneigten, mithin in der Thronbesteigung Mariens und ihres energischen Gemahls das beste Auskunftsmittel sahen, beide Extreme zu vermeiden. Sobald aber die Lords den König im Stich ließen, wollten auch dessen nächste Verwandte nicht in das schlimme Loos, welches auf ihn wartete, verwickelt werden und während man ihm noch eine freundliche und dienstwillige Miene

zeigte, wartete man nur die Landung Wilhelms ab, um den großen Verrath zu vollziehen. Der niedrigste unter allen damaligen Verräthern aber war Lord Sunderland, des Königs vertrautester Minister, welcher sich hatte bestechen lassen, ihn noch bis zur letzten Stunde in falsche Sicherheit einzuwiegen.

Wilhelm III. von Oranien wartete nur, bis Ludwig XIV. im September dem Kaiser wieder den Krieg erklärt hatte und in die Pfalz eingefallen war. Erst in dem Augenblick, in welchem Frankreich anderwärts genug beschäftigt war, schiffte sich Wilhelm nach England ein, am 29. October. Widrige Winde warfen ihn zurück, so daß er erst im November noch einmal auslaufen konnte, aber der Verrath hatte dafür gesorgt, daß ihm weder auf der See noch bei der Landung irgend ein Widerstand geleistet wurde. Er kam am 7. November bei Torlay ans Land und hatte nur 14,000 Mann bei sich. Jakobs Heer aber, welches bei Salisbury versammelt war, lief zum Feinde über. Nun erst erschrack König Jakob und wußte sich nicht mehr zu helfen. In aller Eile sammelte er am 28. November noch einen Rath von Lords um sich, verkündete eine Amnestie und wollte allen Landesbeschwerden abhelfen. Aber es war zu spät. Seine Angst machte ihn nur noch lächerlich. Alles verließ ihn, sogar seine Tochter Anna und deren Gemahl, der dänische Prinz Georg. Sie alle gingen ins Lager Wilhelms. Auch die Flotte fiel von Jakob ab, der immer noch in London verweilte und den Prinzen von Oranien fragen ließ: Was er denn in England wolle? alle Reformen, welche Wilhelm dem Volk verspreche, werde er selbst durchführen. Wilhelm ließ ihm kalt zur Antwort geben, er werde nach London kommen, möge König Jakob dort seyn oder nicht. Da fürchtete dieser das Aeußerste, schickte am 10. December seine Gemahlin mit ihren Kindern heimlich nach Frankreich und entfloh in der nächsten Nacht selber aus London. Nichts konnte für Wilhelm erwünschter seyn, dem es daher auch leid war, daß Jakob an der Küste von Fischern aufgehalten und gefangen wurde. Als Gefangener würde der arme König in England am Ende wieder Mitleid erregt

haben. Deshalb sorgte Wilhelm dafür, daß er wieder frei wurde, aber durch Drohungen in immer größere Furcht gesetzt, eilig nach Frankreich floh.

Am 18. December 1688 zog Wilhelm in London ein und wurde drei Tage später zunächst von den Lords mit der provisorischen Regierung Englands betraut. Am 22. Jan. 1689 trat eine Convention zusammen und erklärte, das Wohl Englands lasse sich mit der legitimen Nachfolge nur vereinigen, wenn Jakobs Tochter Marie den Thron besteige. Marie selbst aber erklärte, sie besteige ihn nicht ohne ihren Gemahl. Sofort wurden beide, Marie und Wilhelm, Königin und König von England am 6. Jan. 1689. Dagegen fügte sich der neue König einer Erklärung der Rechte (declaration of rights) des englischen Volks am 12. Febr. Die regelmäßige Wiederkehr der Parlamente wurde festgestellt, das königliche Dispensationsrecht aufgehoben, die Privatkasse der Dynastie von der Staatskasse abgesondert, Verantwortlichkeit der Minister und volle Preßfreiheit eingeführt, durch Wahl der Richter auf Lebenszeit den Gerichten ihre Unabhängigkeit gesichert. Endlich wurde auch noch das schottische Parlament mit dem englischen vereinigt und bald darauf die gänzliche Union beider Reiche vollzogen. Nur Irland blieb noch abgesondert, wenn auch unterworfen. In demselben Sinne einer Einigung aller protestantischen Parteien gegen die Katholiken wurde 1689 ein Toleranzedict erlassen nur für die akatholischen Secten, die s. g. dissenters (Andersgläubigen), nicht für die Katholiken.

Alles war bei diesem Thronwechsel in England so wohl vorbereitet, daß er ohne Blutvergießen zu Stande kam. Nur Jefferies starb an den Mißhandlungen, die er vom Pöbel erfuhr. Die schottischen Hochländer standen auf, unterlagen aber im fruchtlosen Kampfe; die Irländer riefen Jakob aus Frankreich zu sich, unterlagen aber ebenfalls dem deutschen Marschall Schomberg, den Wilhelm gegen sie schickte, 1691.

Zehntes Buch.

Die Seekriege und Colonien.

1.

Die spanischen Colonien.

Die Spanier hatten den größten Theil des ungeheuren Festlandes von Amerika in Besitz genommen. Nur im Süden hatten sich Portugiesen in Brasilien festgesetzt. Franzosen, Holländer und Engländer kamen erst später nach, um noch unentdecktes Land im Norden einzunehmen und hin und wieder auch den Spaniern und Portugiesen eine Insel oder einen Küstenstrich wieder zu entreißen. Mit der Macht der Spanier in der neuen Welt war im 16. und 17. Jahrhundert keine andere zu vergleichen. Man erstaunt, in welcher weiten Ausdehnung die spanischen Colonien vom Mutterlande aus bevölkert und mit Städten und Dörfern übersät wurden. Anfangs theilte man dieselben in zwei große Statthalterschaften oder Vicekönigreiche, die von Meriko und Peru. Bald aber wurden noch zwei neue hinzugefügt, die von Quito und Buenos Ayres. Das spanische Mutterland in Europa wurde durch die vielen Auswanderungen nach der neuen Welt geschwächt. Seine Macht war auf einen zu weiten Raum über Länder und Meere vertheilt, als daß sie den Schlägen der viel mehr concentrirten Holländer und Eng-

länder hätte siegreich widerstehen können. Die großen Kriege, die in Europa geführt wurden, um das Haus Habsburg zu schwächen, waren zugleich immer von Seekriegen begleitet, in welchen die Feinde der spanischen Habsburger wetteiferten, spanische Flotten und Häfen zu zerstören, die mit reichen Schätzen aus den Colonien kommenden s. g. Silberflotten zu rauben und in den Colonien selbst Verheerungen anzurichten. Je öfter sich diese Seekriege wiederholten, um so deutlicher offenbarte sich die zunehmende Ueberlegenheit der holländischen und englischen Marine über die spanische. Das erklärt sich aber nicht bloß, wie man gewöhnlich annimmt, aus der Schlaffheit der spanischen Regierung, sondern auch aus der großen Zerstreutheit der Colonien und aus der Trägheit, die der Wohlstand in den Colonien begünstigt hatte.

Wie die spanische Bevölkerung in Amerika anwuchs, nahm die einheimische ab. Durch die Grausamkeit der Conquistadores war schon in den ersten Jahrzehnten der größte Theil der Mexikaner und Peruaner vertilgt worden. Auf der zuerst entdeckten großen Insel St. Domingo war die ganze zahlreiche Bevölkerung ausgerottet. Auch nachher noch nahm die Zahl der Indianer im ganzen Umfang des spanischen Colonialreichs fortwährend ab, theils weil die Verfolgungen und Mißhandlungen fortdauerten, theils weil die Berührung mit den Europäern ganz neue und tödtliche Krankheiten, wie die Siphylis, erzeugte oder europäische Krankheiten einführte.

Die freien Indianer hatten den Spaniern niemals als Sklaven dienen wollen und sich lieber von ihnen tödten lassen. Dennoch brauchten die Spanier Arbeiter zum Anbau der Colonialwaaren, zur Ausbeutung der Bergwerke &c. und zwangen die Indianer zum Dienst, trotz der humanen Anstrengungen des Las Casas, trotz königlicher Befehle und päpstlicher Bullen. Aber die Indianer waren noch hartnäckiger, liefen davon oder ließen sich tödten und ihr Rest hat sich bis auf den heutigen Tag nur zu vertragsmäßigem und billigem Lohndienste, niemals zur Sklaverei hergegeben. Nun mangelten aber die Arbeitskräfte und die Portugiesen waren die ersten, welche sie schon im 16. Jahrhundert aus ihren afrikanischen Colo-

nien in die amerikanischen herüberschafften. Sie hatten bereits die Erfahrung gemacht, daß die Neger Afrikas sich leicht in jede neue Sklaverei fügen, weil sie auch daheim schon von Geburt an Sklaven sind, und daß ihnen die Arbeit in der heißen Zone leicht wird, weil sie selbst in der heißen Zone geboren sind. Die Portugiesen führten also schwarze Negersklaven als Arbeiter in die amerikanischen Anpflanzungen ein und die Spanier thaten alsbald desgleichen. Somit kam nun die dritte Race in die neue Welt und da Vermischungen unter ihnen stattfanden, entstand dort eine überaus merkwürdige und mannigfaltige Abstufung der Farben und Physiognomien. Der weiße Europäer wurde insgemein Creole genannt. Im Allgemeinen bewahrte er den höheren Adel der arischen Race, verlor aber unter dem heißen Himmel doch viel von der nordischen Kraft und wurde bleicher. Die Rosen der alten Welt blühten nur schwach nach in der neuen. Aus der Vermischung der Creolen mit den eingeborenen Indianern gingen Nachkommen hervor, die den erstern völlig gleich gestellt sind. Noch leben unter den Spaniern im Süden, wie unter den Engländern im Norden Amerikas weiße und hochgeachtete Familien, in deren Adern neben dem europäischen noch das Blut früherer indianischer Fürsten fließt und denen ihre Abstammung zur Ehre gereicht. Völlig anders stellt sich die weiße Race zur schwarzen. Weiße Herrn haben wohl Kinder von schwarzen Sklavinnen, unerhört aber ist die Verbindung einer weißen Frau mit einem schwarzen Manne. Jedes Kind einer Schwarzen von einem weißen Vater ist ein braungelber Mulatte, gleich seiner Mutter von Geburt an Sklave und verachtet, wenn er sich gleich für besser hält als die Schwarzen und auf sie herabsieht. Je nachdem die Mulatten sich wieder mit Schwarzen oder Weißen verbinden, zeigen ihre Nachkommen hellere oder dunklere Schattirung. Die fortwährende Verbindung mit Weißen führt durch die s. g. Terzeronen, Quateronen und Quinteronen wieder ins Weiße zurück, wie umgekehrt die fortgesetzte Verbindung mit Schwarzen ins Schwarze. Am häßlichsten ist die Mischlingsrace, die aus der Verbindung der

Indianer mit den Negern entsteht und unter verschiedenen Namen und Abstufungen vorkommt.

Die Conquistadores hatten gleich anfangs so furchtbar unter den Indianern aufgeräumt, daß dieselben zu größeren Empörungen bald zu schwach waren. Nur die tapfern Araukaner blieben neben den spanischen Colonisten in Chili unabhängig und dadurch, daß sie sich von erbeuteten spanischen Pferden alle beritten machten, nur noch unbesieglicher. Die Peruaner empörten sich zum letztenmal im Jahr 1571. Tupac Amaru, ein letzter Sprößling der Ynka, strebte vergebens sein altes Reich wieder zu erobern. Nachdem sich die Eingeborenen der spanischen Herrschaft gefügt hatten, wurde diese auch milder. Die Racen vermischten sich friedlich und die natürliche Fruchtbarkeit des Landes in Verbindung mit dem größern Kunstfleiß der Europäer erzeugte einen großen Wohlstand, der durch den reichlichen Ertrag der Gold- und Silberbergwerke vermehrt wurde. Bis zum Anfang unseres gegenwärtigen Jahrhunderts ruhte ein lieblicher Frieden auf dem spanischen Amerika. Unter den freien Indianern wurde nicht mehr mit Schießgewehr und großen Hunden gewüthet, sondern Jesuiten und Franciscaner gründeten unter ihnen Missionen und gewannen ihre Herzen. Auch die Negersklaven, die bei den Spaniern nie zahlreich waren, wurden gut behandelt. Die Inquisition überwachte die Rechtgläubigkeit mit leichter Mühe, da sich gar keine Opposition erhob. Die moderne Bildung, welche im mittlern Europa die Herzen verdarb und die Geister verwirrte, drang nicht in jene glücklichen Colonien hinüber. Alle Verbindung mit fremden Nationen war ihnen abgeschnitten. Sie durften nur mit dem Mutterlande Handel treiben, dorthin ihre Producte absetzen, von dort die ihnen nöthigen Industrieartikel beziehen. Man hat diese Absperrung für ein großes Unrecht erklärt, aber sie war die Bedingung des Glücks, dessen sich jene Colonien erfreuten und das sie erst verloren, als sie frei wurden. Dasselbe wurde auch nicht durch die Cabalen gestört, die hin und wieder am Hofe der Vireys (Vicekönige) vorkamen, noch durch die Ueppigkeit einiger dieser Herrn.

Bei der großen Ausdehnung des Landes konnten sich die geist-

lichen Missionen eine von dem Regierungssitz und den Seestädten weit entfernte und unabhängige Macht gründen. Unvermerkt hatten die Jesuiten in Paraguay zwischen den beiden Flüssen Paraguay (rio de la plata) und Paranna ein eigenes Reich von Indianern gegründet, unter denen sie, ungefähr wie in Indien die Braminen, das höchste Ansehen genossen und allein alles lenkten. Pater Ortega war der eigentliche Stifter dieses tief in den Urwäldern versteckten Reiches am Ende des 16. Jahrhunderts. Assumption wurde die Hauptstadt desselben. Aber erst seit 1640, in welchem Jahre die Jesuiten die Indianer bewaffneten, um beim Abfall Portugals von Spanien die Grenze gegen das portugiesische Brasilien zu bewachen, und zugleich dem Könige von Spanien für jeden Indianer jährlich einen Piaster Kopfsteuer zahlten, wurde die Selbständigkeit ihrer Verwaltung anerkannt und hochgepriesen. In Paraguay herrschte Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Einigkeit und der Frieden des Paradieses. Die Indianer verhielten sich zu den Missionären wie gute Kinder zu guten Vätern. Sie waren in einzelne Gemeinden vertheilt, denen je ein Pater vorstand, s. g. Reductionen. Muratori sagt von ihnen: „Nie hat das Christenthum glücklichere Menschen gemacht.“ Jährlich am Fronleichnamsfest feierten die Jesuiten hier die Wiederkehr des Paradieses unter gezähmten und von Blumenketten umwundenen wilden Thieren.

In Brasilien gründeten die Portugiesen im Allgemeinen ähnliche Zustände. Hier aber zeigten sich die Indianer roher und thierischer als anderswo, namentlich die nackten, häßlichen Botocuden mit großen Holzpflöcken in der Unterlippe und in den Ohren. Auch gab es hier mehr Negersklaven. Die Missionen hatten nicht so viel Gewicht, dagegen bildete sich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Süden von Brasilien eine Art von Republik in S. Paulo, gegründet von kühnen europäischen Abenteurern, die den Jesuiten trotzten, sich allmählig aber der portugiesischen Verwaltung unterordneten. Nachdem Portugal unter Philipp II. mit Spanien vereinigt war, wurde auch Brasilien spanisch. Nun nisteten sich aber seit 1623 die Holländer an der Küste ein und eroberten nach blu-

tigem Kampfe Pernambuco, gaben aber, nachdem Portugals Unabhängigkeit hergestellt war und sie anderwärts genug zu thun hatten, ihre brasilianischen Ansiedlungen freiwillig wieder auf, 1654.

2.

Die Flibustiers und die Quäker.

Der fast ununterbrochene Land- und Seekrieg, welchen bald Frankreich, bald Holland und Spanien gegen das Haus Habsburg in Spanien führten, begünstigte die Caperei und Schmuggelei und wenn verwegene Räuber zu Land und zur See nur den spanischen Schiffen und Colonien Schaden brachten, wurden sie von den mit Spanien im Kriege befindlichen Seemächten gerne geduldet, ja heimlich unterstützt. Die große Inselgruppe der Antillen gewährte den Räubern und Schmugglern eine Menge heimlicher Verstecke, sowie auch Märkte, auf denen sie ihren Raub offen oder unter der Hand verkaufen konnten. Die größten Antillen gehörten den Spaniern, aber die Räuber halfen den Engländern Jamaika erobern und den Franzosen, sich auf St. Domingo einzunisten. Flibustiers (aus Freibeutern entstellt, wenn das Wort nicht von fliboth, fleut, einem kleinen flachen Schiffe, herkommt) war der allgemeine Name der Räuber, die aus sehr verschiedenen europäischen Nationen zusammenliefen. Erst trieben sie nur während des Krieges Caperei oder Schleichhandel. Allmälig fingen sie aber auch nach dem Kriege auf eigene Faust zu rauben an, wobei sie sich nur hüteten, es mit Frankreich, Holland und England zu verderben, deren Schutz sie auch in den kurzen Friedenszeiten genossen, weil alle das gemeinschaftliche Interesse hatten, Spanien zu schaden.

Auf der großen Insel St. Domingo war die alte indianische Bevölkerung schon ausgerottet und die neue spanische nicht sehr ausgebreitet, weil die meisten Spanier ihr Glück lieber auf Cuba und in Meriko versuchten. Dagegen hatten sich die seit Columbus eingeführten Rinder auf St. Domingo ausgebreitet und ungeheuer ver-

mehrt. In den weiten menschenleeren Niederungen der Insel weideten diese Thiere in gänzlich verwildertem Zustande und da das Fleisch derselben theils den Colonisten auf der Insel selbst, theils den vielen Schiffen, welche in diese Gewässer kamen, als Proviant unentbehrlich war, so gaben sich einzelne Jäger und bald ganze Banden damit ab, jene Thiere zu jagen und ihr Fleisch zu verkaufen. Man nannte sie die Bucaniers von dem caraibischen Worte Bucan, welches eine hölzerne Hürde bezeichnet, auf welcher Fleisch gedörrt und geräuchert wird. Diese Jäger lieferten nun den Flibustiers ihren Proviant und theilten dafür mit ihnen ihre Beute. Beide verbrüderten sich und gingen abwechselnd in einander über. Die kleine Insel Tortuga nahe bei St. Domingo war ihr Sammelplatz. Die Spanier, welche zur See der Räuber nicht Meister werden konnten, wollten ihnen wenigstens die Lebensmittel abschneiden und begannen daher seit 1660 einen Vertilgungskrieg gegen die Bucaniers, die sich aber wüthend wehrten. Es war ein schreckliches Volk, diese Bucaniers in ihren nie gewaschenen, vom dunklen Blut der Thiere und Menschen starrenden Hemden. Ein spanisches Corps wurde im Jahre 1663 gänzlich von ihnen vernichtet. Die Spanier richteten nun ihre Angriffe auf die Rinder, nach deren allgemeiner Vertilgung die Bucaniers sich auf der Insel nicht mehr halten konnten. Allein die letztern schlossen sich an die Flibustiers an, setzten sich auf Tortuga fest und halfen den Franzosen in ihrem damaligen Kriege gegen die Spanier. Dabei leisteten sie so gute Dienste, daß Ludwig XIV. keinen Anstand nahm, eine westindische Handelscompagnie blos zu dem Zwecke zu gründen, um den Flibustiers ihren Raub abzukaufen. Ja er that noch mehr, er gründete an der Nordküste von St. Domingo eine französische Colonie, indem er die Bucaniers und Flibustiers zu festen Ansiedlungen ermunterte, ihnen vorläufig hundert Mädchen schickte, um einen Hausstand zu gründen, und über die Colonie einen Gouverneur setzte, den einsichtsvollen Ogeron. Die französische Colonie dehnte sich bald aus, weil der französische Schutz eben so lockend war als die Beute, die man sich fortwährend von den Spaniern holte. Obgleich aus aller Herren

Länder zusammengeflossen, waren die Flibustiers doch größtentheils Franzosen, ihr erster verwegenster Hauptmann Pierre Legrand von Dieppe.

Sowie ihre Zahl wuchs, wurden sie kühner und griffen die spanischen Küstenstädte Campese, Porto Bello, Panama, Veracruz ꝛc. an. Dabei begingen sie ungeheure Greuel, zumal an Priestern und Weibern, denn nichts war ihnen heilig. Indem sie tollkühn jeden Augenblick ihr Leben aufs Spiel setzten, wollten sie auch das Leben genießen, schwelgten von ihrem Raube, betranken sich und genossen die Wollust der Grausamkeit in der Mißhandlung wehrloser Opfer. Unter ihren Anführern glänzten durch ihre Tapferkeit Scot, Davis, Alexander der Eisenarm, L'Olonois, van Horn, Gramont, Laurent. Alle aber übertraf an Ruhm der Engländer Morgan, welcher der tapferste, aber auch der grausamste war. Er eroberte unter greulichem Blutvergießen die reiche Stadt Panama, plünderte sie gänzlich aus und legte sie in Asche, 1671. Im Jahr 1685 segelten die Flibustiers unter dem Engländer Davis bis in den stillen Ocean, um hier die Spanier zu bekämpfen, raubten Schiffe und plünderten spanische Küsten; 1692 fielen aber die französischen Flibustiers zur Abwechslung in Jamaika ein, um die Engländer zu berauben, woran sie jedoch durch ein furchtbares Erdbeben gehindert wurden. Sich vom französischen Gouvernement loszureißen und eine freie Republik der Flibustiers zu gründen, bezweckte nur ein Deutscher, Namens Mansfeld, der kurz vor Morgan ihr Häuptling war, aber er drang nicht durch. Die Räuber zogen es vor, unter französischer Hoheit zu bleiben, die Colonie der Franzosen auf St. Domingo vergrößerte sich immer mehr und übertraf bald an Seelenzahl die ältere spanische Colonie. Das Räuberwesen wich immer mehr dem friedlichen Anbau der Colonialproducte und immer mehr gute Familien aus Frankreich kamen herüber, um in dem paradiesischen Lande Pflanzungen zu gründen. Der größte Theil der Insel wurde eine französische Provinz.

Der interessanteste Flibustier war ein Engländer, William Dampier, der seine vierzigjährigen Reisen und Abenteuer in einem ausführlichen Werke mit liebenswürdiger Naivetät beschrieben und dabei

eine eben so große Liebe zu den Schönheiten der tropischen Natur, als sinniges Verständniß derselben beurkundet hat.

Ueberhaupt blickt dieser Sinn für das Paradiesische der heißen Zone häufig bei den Zeitgenossen durch, aber nur verstohlen. Europa schwamm fast beständig in Blut. Die Herzen waren verhärtet, die Köpfe durch Schulfanatismus und Vorurtheile aller Art verdummt, der Geschmack durch die Renaissance in die äußerste Unnatur verkehrt und mit schamloser Unsittlichkeit verkuppelt. Also konnte manche zartere Seele wohl in tiefer Sehnsucht nach dem ewigen Frieden im verlorenen Paradiese seufzen, dessen Abbild man in den wundervollen Urwäldern und natürlichen Gärten der Palmenzone zu erblicken glaubte. Daraus erklärt sich die damals in Europa aufkommende Mode der Utopien und Robinsonaden. Man suchte die Unschuldswelt in von Europa fernen Inseln; man träumte sich, die in Europa nicht geduldeten besseren Menschen zögen sich dorthin zurück und gründeten dort einen Staat, wenigstens eine Gemeinde, wie sie seyn soll. So träumte Thomas Morus von Utopien, dem Ideal eines Staats. So auch Valentin Andreä, der fromme lutherische Pfarrer, dem im dreißigjährigen Kriege die Kaiserlichen sein schönes Haus in Calw im Schwarzwalde verbrannten, von einer seligen Insel mit einer christlichen Republik. Ihnen reihte sich später Schnabels berühmter Roman von der Insel Felsenburg an, auf der ein vernünftiger Staat gegründet wird, in dem alle in Europa herrschenden Mißbräuche vermieden werden. Der von dem Engländer Foë verfaßte berühmte Roman von Robinson, welcher einsam auf einer Insel im Weltmeer sich mit allerlei nützlichen Erfindungen hilft, war die poetische Behandlung der ganzen Geschichte des schiffbrüchigen Spaniers Serrano und des Engländers Alexander Selkirk, und sollte nicht blos die Ueberlegenheit der europäischen Bildung und der weißen Race über die Wilden darlegen, sondern auch wieder umgekehrt der überfeinerten Welt die Reize des Naturzustandes vorhalten.

Diese ersten Regungen der Sehnsucht zum Natürlichen und Menschlichen in einer Zeit der entsetzlichsten Unnatur und Unmensch-

lichkeit sind sehr interessant. Sie bereiteten auf ein neues Zeitalter vor, obgleich es nur erst schwache Spuren waren. Die öffentliche Meinung billigte noch die Hexenprozesse, gegen die nur ein paar deutsche Jesuiten vergebens die Stimme der Menschlichkeit und Vernunft angerufen hatten, und niemand fiel es ein, die Negersklaverei zu beklagen oder ungerecht zu finden. Die Herzen waren in ganz Europa merkwürdig verhärtet.

Zur allmäligen Milderung der Gemüther trug der Religionsdruck am meisten bei. Gerade im Gegensatz gegen die kirchliche Verfolgungssucht und puritanische Unbarmherzigkeit kamen in England die sanften allduldenden Quäker auf. In den despotisch regierten protestantischen Staaten Deutschlands zeigte sich etwas Aehnliches. Die herrischen Fürsten, der übermüthige, schon in Frankreich zur Freigeisterei zugeschulte Adel, endlich die Brutalität der Juristen und Bureaukraten drückten hier den geistlichen Stand in Armuth und Knechtschaft hinab, wie das Volk selbst, aber Demuth und frommes Gottvertrauen gewannen dadurch. Im Jammer der Kriege und der Mißregierungen that das Volk Buße und reinigte sein Herz, während die Herrschenden immer tiefer in Sünde fielen.

Auf dem heimathlichen Boden, unter dem die Hölle zu glühen schien, ließ sich die Sehnsucht der im Unglück Geprüften und Gebesserten nicht befriedigen, das Ideal einer christlichen Tugend- und Unschuldsrepublik, welches ihnen allen vorschwebte, nicht verwirklichen. Daher der Trieb in die Ferne, die Auswanderung in die neue Welt. William Penn, das Haupt der Quäker in England, war der erste, der die Gunst König Karls II. und die bequeme Gelegenheit zu Niederlassungen an der Küste von Nordamerika benutzte, um in dem nach ihm benannten Lande Pennsylvanien einen großen, von der Regierung privilegirten Quäkerstaat zu gründen. Das geschah 1680, nachdem er zuvor gewissenhaft den einheimischen Indianern das Land abgekauft hatte. Die von ihm gegründete Hauptstadt dieses neuen Mutterlandes hieß man Philadelphia (Bruderliebe).

3.

Die Engländer in Nordamerika.

Die Nordküsten Amerikas waren schon im 9. Jahrhundert von den Normännern entdeckt worden (vgl. Band IV. S. 428). Aber Europa hatte diese Spur wieder verloren. Erst nachdem Mittel- und Südamerika von den Spaniern entdeckt waren, suchten Franzosen und Engländer sich allmälig in den Besitz des von den Spaniern unbeachtet gebliebenen Nordamerika zu setzen. Es dauerte aber lange, bis ihre Niederlassungen sich befestigten, denn das nördliche Land war weder an Bergwerken, noch an Fruchtbarkeit so ergiebig, wie das südliche, und lockte keine Ansiedler, wenn diese nicht durch Noth getrieben kamen. Aus diesem Grunde aber gewannen die Engländer den Vorrang über die Franzosen, weil vor, während und nach der englischen Revolution eine Menge der Religion wegen Verfolgte sich eine neue Heimath in Nordamerika suchten und ihre Colonien mithin weit volkreicher wurden als die französischen. Die Franzosen bewährten zwar in der Anlage ihrer Colonien ihren gewöhnlichen praktischen Blick und großen Unternehmungsgeist. Indem sie sich 1604 in Acadien (Neu-Schottland) und 1608 in Canada niederließen und hier die Hauptstadt Quebek bauten, beherrschten sie die Mündung des großen St. Lorenzostromes und den Zugang zu den unermeßlichen Prairien (Steppen), dem Revier der Jagd und des reichen Pelzhandels. Indem sie unter dem thätigen Iberville dazu noch 1682 die Mündung des zweiten großen Stroms, des Missisippi besetzten, das Land nach ihrem König Louisiana benannten und als Hauptstadt Neu-Orleans erbauten, besaßen sie die beiden großen Thore des Welttheils und umfaßten die damals noch schwachen englischen Colonien, die an der Ostküste südlich von Acadien lagen.

Die englischen Colonien entstanden langsam. Unter der Königin Elisabeth erhielt Raleighs Schwager Gilbert 1578 das erste

Patent zur Ansiedlung in dem zu Ehren der jungfräulichen Königin benannten Lande Virginien, und nahm 1583 auch von New-Foundland für England Besitz, ertrank aber. Raleigh selbst unternahm von seinem Kerker aus eine neue Expedition, die aber, wie oben schon erzählt ist, mißlang. Es lebte nun keiner der früher gelandeten Engländer mehr in Amerika, bis erst 1607 von Gosnold zu Ehren Jakobs I. die Stadt James-Town angelegt wurde. Eine junge Indianerin, Pokahontas, rettete die Colonisten, als sie von ihren wilden Landsleuten angegriffen waren, und wurde die Gattin eines Engländers. Aber erst durch die Auswanderung der um des Glaubens willen Verfolgten aus dem Mutterlande wuchsen die Colonien. Im J. 1620 entstand New-Plymouth durch die puritanischen „Pilger“ unter John Carver, bald darauf Boston, Salem, Charles-Town, Baltimore. Im J. 1643, als der Puritanismus im Mutterlande selber triumphirte, schlossen die bis dahin an der nordamerikanischen Ostküste gegründeten vier Colonien Plymouth, Massachusetts, Connecticut und New-Haven ihre erste „Conföderation der Colonie von Neuengland“, die zwar noch in demselben Jahrhundert wieder aufgelöst wurde, aber die Grundlage der späteren Conföderation bildete. Ueberhaupt empfing das Gemeinwesen der Colonien damals den strengpuritanischen Charakter, den ein Theil derselben heute noch, namentlich in Boston, bewahrt. Die Grundzüge desselben waren Freiheit und Gleichheit der Kinder Gottes, stolzer Republikanismus, zäher und unbeugsamer Wille, eiserner Fleiß, im Religiösen aber ein übertriebener Gesetzeseifer, sittlicher Rigorismus, Pruderie, überängstliche Kirchenzucht, tyrannische Ueberwachung der Sabbathfeier 2c.

Die erste Abwechslung in diese Richtung brachte Roger Williams, der Providence in Rhode-Island gründete, den Puritanern opponirte und ihrer starren Rechtgläubigkeit die Toleranz entgegensetzte, welche später in Nordamerika zur Regel wurde. Auch ließen sich Holländer an der Küste nieder und gründeten Neu-Amsterdam. Sie konnten sich indeß hier eben so wenig gegen die Engländer, wie in Brasilien gegen die Portugiesen behaupten und ihre Ansiedlung ging in die englische über, Neu-Amsterdam erhielt den Namen

New-York, 1664. Bald darauf gründete William Penn, wie oben schon berichtet ist, den nach ihm benannten Quäcker-Staat Pennsylvanien, 1680.

Während die jungen Colonien in ihrem Innern nur meist mit theologischen Fragen sich beschäftigten und darüber in arge Zwietracht kamen, hatten sie nach außen furchtbare Kämpfe mit den wilden Indianern zu bestehen. Es ist bemerkenswerth, daß sich die Engländer sehr wenig Mühe gaben, diese Wilden zu bekehren. Nur John Elliot erwarb sich damals schon das Verdienst, die Sprache der Indianer zu lernen, um sie zu bekehren, die Bibel in ihre Sprache zu übersetzen &c. Aber er fand weder Unterstützung noch Nachahmer. Die englischen Protestanten thaten unendlich weniger für die Bekehrung, wie gleichzeitig die Jesuiten in den spanischen Colonien. Aufgebote in Masse und eigentliche Vertilgungskriege gegen die Indianer kommen bei den Puritanern erst vor, nachdem sie selbst von den Wilden durch Ueberfälle große Verluste erlitten hatten und sich im Stande der Nothwehr befanden. Der erste größere Krieg dieser Art wurde 1637 bis zur gänzlichen Vertilgung der Pequoden, eines der grausamsten Stämme geführt. Der zweite war der berühmte allgemeine Kampf gegen den sogenannten König Philipp, einen Indianerhäuptling, der alle Rothhäute gegen die Weißen empört hatte, für seine Person aber ziemlich im Hintergrunde blieb und nicht heroisch und genial hervortrat. Dieser zweite Krieg fällt in die Jahre 1675 und 1676.

Die Unterhandlungen der Colonien mit dem englischen Mutterlande selbst sind von hohem Interesse. Dieselben Motive, welche die Auswanderung der Puritaner veranlaßt hatten, wirkten nämlich nach. Weder die englische Regierung, noch selbst die englische Staatskirche wollten ihre Rechte in den Colonien aufgeben und schickten von Zeit zu Zeit Commissionen hin, um die lockern Bande zwischen denselben und dem Mutterlande wieder fester anzuziehen. Der Staatskirche gelang es nicht, die zähen Secten in den Colonien zu bewältigen, aber die Oberhoheit des Staats blieb unbestritten. Nur behielten sich die jungen Gemeinden wesentliche Rechte vor und benutzten

namentlich den Sturz der Stuarts, sich vor der Wiederkehr der Beeinträchtigungen, die sie unter den Stuarts gefährdet hatten, sicher zu stellen, obgleich sie dabei die Verbindung mit dem Mutterlande aufs neue befestigten. Man muß bei allen diesen Verhandlungen ihre Festigkeit und Klugheit bewundern, die Elemente, die später die Gründung der Freistaaten herbeiführten. In Bezug auf Besteurung weigerten sich die Colonien, einen Pfennig zu zahlen, so lange sie nicht auch im englischen Parlamente vertreten sehen. Von besonderer Wichtigkeit waren ihre Differenzen mit England in Bezug auf Industrie und Handel. Das Mutterland gestattete ihnen nur Ausfuhr roher Erzeugnisse und behielt sich allein alles Manufacturwesen vor, was weniger schwer genommen worden zu seyn scheint, weil die Colonien noch nicht bevölkert genug waren, um neben dem Ackerbau und der Schiffahrt schon Fabrikation aufkommen zu lassen. Viel größern Werth legten die Colonisten auf die Emancipation vom Navigationsgesetz, und gestatteten sich, dasselbe zu umgehen. Der hartnäckige Widerstand ging hauptsächlich von Massachusetts und Connecticut aus, die übrigen neugegründeten Staaten nahmen weniger Theil. Deshalb verwirkten auch die beiden erstgenannten Staaten im Jahr 1684 ihre Charte; da sie indeß damals noch zu schwach waren, um eine völlige Unabhängigkeit zu behaupten, wurde der Friede wiederhergestellt und eine neue Charte gegeben, wobei sich der Einfluß der Thronveränderung in England nach der Vertreibung des Hauses Stuart besonders günstig erwies. Es ist von Interesse, zu wissen, von wo von jeher der Widerstand der Colonien gegen England ausging, da noch gegenwärtig die nördlichen Uferstaaten den Kern der Union bilden. Virginien und die südlichen Sklavenstaaten würden schwerlich jemals vom Mutterlande sich getrennt haben, wenn sie nicht von den halsstarrigen Puritanern im Norden wären mit fortgerissen worden. Der Gegensatz in Altengland pflanzte sich in die Colonien fort. Im Norden hatten sich die Rundköpfe festgesetzt, im Süden die Cavaliere, sofern Virginien von Anfang an aristokratisch und hier auch die Sklaverei in der Blüthe war. In einem neuen Patent von 1692 wurde die Verfassung der Colonien geregelt.

Sie blieben unter einem Gouverneur, den die Regierung bestellte, durften aber auch ihrerseits einen Agenten bestellen, der ihre Sache in London führte.

Die Negersklaverei wurde schon sehr früh auch in den englischen Colonien eingeführt und zwar in den Südstaaten hauptsächlich, um durch Negerarbeit Baumwolle zu gewinnen. Gegen die schwarze Race aber zeigte sich der Engländer, wie der Holländer, viel stolzer und härter als der Spanier. Schon 1639 führte Samuel Maverik in Virginien die Negerzüchterei ein, indem er die erste, der Viehzucht entlehnte Anstalt zu planmäßiger Erzeugung gesunder und kräftiger Sklaven gründete. Ueberhaupt gesellte sich zum sonst ehrenwerthen Charakter der Anglo-Amerikaner schon frühzeitig eine schmutzige und alle Gesetze der Menschlichkeit und der Ehre mit Füßen tretende Gewinnsucht, worin man einen uralten Zug der normännischen Natur wiedererkennen mag. Die Frömmelei der Zeit war leider damit vereinbar. Der Geldgewinn ließ über alles Unchristliche und Unmenschliche hinwegsehen, wie viel man auch äußerlich betete und den Sabbath feierte. Die Schrift Sewalls, „der verkaufte Joseph,“ welche die Sklaverei als gottlos verwarf, blieb eine Stimme in der Wüste.

4.

Die Rothhäute.

Die alte einheimische Bevölkerung Amerikas bildet die rothe Menschenrace, deren Haut mehr oder weniger kupferfarben ist, in deren Physiognomie sich indeß einige Aehnlichkeit mit der mongolischen Race zu erkennen gibt. Charakteristisch erscheint an den Rothhäuten insbesondere ihr langes, grobes und straffes schwarzes Haar, nahe bei einander stehende Augen, ein trüber Ernst. Sie sind weder so fröhlich, noch so kindisch wie die Neger, sie haben Sinn für Ehre und sind außerordentlich tapfer, aber es scheint, als fühlten sie selbst,

daß sie einem uralten Fluch unterliegen, und als wüßten sie, daß ihre ganze Race vor der Zeit aussterben müsse. Am meisten aber fällt an ihnen auf, daß sich nicht genau ermitteln läßt, in wie weit sie eine noch ursprünglich rohe, halb thierische, ganz uncultivirte Race, oder aus einem frühern Culturstande zurückgesunken und nur verwildert sind.

Einer nachhaltigeren Wirkung der alten Cultur erfreuten sich nur die unmittelbaren Nachkommen der Merikaner und Peruaner, sofern sie als friedliche Ackerbauer unter spanischer Herrschaft fortlebten. Aber neben jenen alten, bereits der Cultur unterworfenen Völkern hatte es andere gegeben, die jede Civilisation anfeindeten und vernichteten. Unter diesen wilden Stämmen ragten die Araukaner als Nachbarn von Chili und die Caraiben an den Nordküsten von Südamerika besonders hervor. Zu ihnen gehörten auch die zahlreichen und tapfern Indianerstämme im Norden Merikos. Besondere Eigenthümlichkeiten bemerkten die Spanier an den Patagonen im Süden von Buenos-Ayres, welche sich durch riesenhafte Größe auszeichneten, und an den Mbayas, die ohne feste Wohnsitze umherschweiften und sich alle andern Stämme dienstbar machten, weil ihnen, wie sie glaubten, als den zuletzt Geschaffenen Gott die Herrschaft über alle andere Menschen verliehen habe. Eine Stufe tiefer unter allen diesen kriegerischen Stämmen stehen sodann noch die Pescherähs oder Feuerländer im äußersten Süden, die Esquimaux im äußersten Norden des neuen Welttheils und die Botocuden in den Urwäldern Brasiliens.

Außer in Meriko und Peru kommen keine größern indianischen Völker vor. Sie erscheinen vielmehr zersplittert, selten mehrere verbündet, meist alle einander feindlich. Auch ihre Sprachen sind sehr verschieden. Humboldt erzählt von einem im Kriege untergegangenen Volke, dessen Sprache einzig noch ein Papagei gesprochen habe, der einzelne Worte reden gelernt hatte.

Außer in Meriko und Peru kannten die Indianer keinen oder nur wenig Ackerbau, indem sie besonders Mais (Welschkorn), Kartoffeln und einige Nährwurzeln pflanzten, die meisten lebten vielmehr als Jäger in den unermeßlichen Grasweiden oder in den Urwäldern,

und als Fischer an den Ufern. Man hat bemerkt, daß sie, von Natur äußerst faul, nur dann Thatkraft zeigten, wenn es galt, sich Nahrung oder Raub von Feinden zu verschaffen, daß ihnen die schlechteste Speise gut genug war, wenn es ihnen keine Mühe kostete, sich dieselbe zu verschaffen, und daß sie gleich wilden Thieren auf einmal ungeheuer viel aßen und dann wieder lange faul dalagen. Sie aßen auch Menschenfleisch. Humanismus war diesen Wilden unbekannt. Der Cannibalismus knüpfte sich zwar auch an die den Göttern dargebrachten Menschenopfer an und wurde in rauheren und unfruchtbaren Gegenden durch den Hunger entschuldigt, den man mit Menschenfleisch stillte, wenn man keine andere Speise hatte; aber es ist doch gewiß, daß jene Wilden Amerikas das Menschenfleisch gern aßen, es für eine Delicatesse hielten und lediglich kein Grauen davor empfanden. Außerdem kannten sie nur das Fleisch der wilden Thiere, denn zahme gab es dort nicht. Rinder, Schafe, Pferde und Schweine wurden erst von den Europäern eingeführt. Die Waffen der Wilden waren sehr unvollkommen und nur die vergifteten Pfeile in Südamerika gefährlich. In Guyana war das Blaserohr einheimisch. Die Wohnungen bestanden in den Wäldern aus Laubdächern mit Hängematten, in den Ebenen aus Zelten von Wildhäuten. Am Orinoko wohnten die Wilden hoch in den Wipfeln der Bäume, um sich vor den Ueberschwemmungen zu schützen. Die Kleidung war noch einfacher. In den warmen Zonen gingen die Wilden alle nackt, pflegten sich aber den Leib bunt zu bemalen oder zu tätowiren, d. h. kunstreiche Zeichnungen in die Haut zu ritzen. Ueberdies schmückten sie den nackten Leib gern mit Schürzen oder Gürteln und Kronen, oder Mänteln von Federn, in der rauheren Zone von Fellen. Ein nordamerikanischer Wilder im vollen Putz zeigt Aehnlichkeit mit den überladenen Figuren auf altägyptischen Denkmälern. Nicht nur wird an jedem Theil des Leibes angehängt, was nur irgend als Zierrath dienen kann, sondern auf dem Kopf sitzt auch häufig die Maske eines großen Thierkopfs.

Die Sitten waren im Allgemeinen einfach und naturgemäß, doch zeigten sich ausnahmsweise Spuren einer nicht ursprünglichen

Corruption, z. B. in der Verkehrung der Geschlechter, sofern sich Weiber wie Männer geberdeten, und Männer sich als Weiber brauchen ließen. Sonst hielten sie auf treue Ehen und Familienanhänglichkeit, die am meisten kriegerischen Stämme auch sehr auf Ehre und führten deshalb hochtrabende Reden. Frieden und Bündnisse schlossen sie, indem sie die Friedenspfeife umgehen ließen, aus welcher jeder Betheiligte rauchen mußte. Das Tabakrauchen war schon längst unter diesen Wilden gebräuchlich, galt aber in wichtigen Fällen als Opferrauch für die Götter. Die Friedenspfeife (Calumet) ist reich mit Federn geschmückt und oft dem Caduceus des Merkur ähnlich. Sie ist ein Heiligthum jedes Stammes, wird sorglich aufbewahrt und nur bei feierlichen Anläßen gebraucht. Nach dem Mythus von Missouri wuchs der Tabak aus dem Wasser des Bison und das Kraut, von Menschen geraucht, soll dem Sonnengott der süßeste Wohlgeruch seyn. In Louisiana wird am h. Sonntage die Friedenspfeife zuerst der Sonne selbst angeboten und dann tanzen zwölf Jünglinge den ganzen Tag und bieten bei allen Verschlingungen des Tanzes der Sonne immer wieder die Pfeife dar. Wie es scheint, betrachtete man die Sonne als die Segenspendende, die dem Frieden und allem Gedeihen auf Erden vorsteht. — Die öffentlichen Vergnügungen der Wilden waren hauptsächlich das Ballspiel und Tänze. Bei den letztern erschienen sie oft in Thiermasken und ahmten die Geberden der Thiere nach. Geburten, Wehrhaftmachung, Hochzeiten und Begräbnisse wurden feierlich begangen. Sehr eigenthümlich erscheint ein großes Leichenfest der nordamerikanischen Wilden, welches alle zwölf Jahre einmal gefeiert wurde. Die sämmtlichen Leichen des Volksstammes, die unterdeß in Familiengräbern beigesetzt waren, wurden wieder ausgegraben, mit den kostbarsten Kleidern angethan, und von den Ihrigen in Prozession zum gemeinsamen Begräbnißplatz der Nation getragen, wo man unter großen Ceremonieen alle in eine Grube that und ihnen alles mitgab, was man hatte, so daß die Ueberlebenden arm nach Hause kamen.

Neben solchen Zügen von frommer Hingebung offenbart der Charakter der Wilden doch furchtbare Härten. Wenn selbst die gebil-

deten Mexikaner sich an ungeheuren Menschenopfern erfreuten, darf man sich über die nordamerikanischen Kriegerstämme nicht wundern, die ihre Gefangenen mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode quälten und dann auffraßen, wobei jeder, den dieses Schicksal traf, seinem Stamme durch das standhafteste Ertragen der Marter und hohen Muth bis zum Tode Ehre zu machen suchte. Allgemein war es Sitte bei diesen Stämmen, ihren Feinden, Todten und Lebendigen, mit einem scharfen Schnitt die Kopfhaut abzuziehen und mit dem Haar als Beute davonzutragen, was man scalpiren nannte.

5.

Die Religion der Wilden.

Die europäischen Reisenden haben im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte eine erstaunliche Menge von Mythen und Volkssagen der amerikanischen Wilden aufgesammelt, die sich aber schwer in ein System bringen lassen und unter denen gar manches vorkommt, was, wenn auch noch so phantastisch entstellt, doch aus der alten Welt entlehnt scheint. Man wird versucht, anzunehmen, daß solche alte Erinnerungen, Sinnbilder, mythische Züge nicht blos aus Hinterasien auf dem kürzesten Wege nach dem äußersten Norden Amerikas, sondern auch über Meer durch verirrte Seefahrer aus Phönikien und aus den Keltenländern gekommen sind. Im Uebrigen hat die Religion der Wilden auch wieder etwas so Naturgemäßes, daß sie in ihren Grundzügen auch als einheimischen Ursprungs betrachtet werden kann. Nämlich ganz eben so wie in der alten Welt zeigt sich auch in der neuen ein natürlicher Gegensatz zwischen dem Sonnencultus im Süden und dem Dämonismus im Norden. In Peru herrschte der erstere wie im alten Babylon, während schon in Mexiko mehr der Kriegsdämon und weiter im Norden Amerikas allerlei andere Dämonen verehrt wurden, entsprechend dem Odinismus im Norden Europas und dem Schamaismus im Norden Asiens. Einfach aus dem Grunde, weil im Süden sich der rohen Vorstel-

lungsweise der Völker die Sonne als allgebietende Macht aufdrängt, im Norden aber mehr Furcht vor den geheimnißvollen Mächten der Nacht, des Sturms, der Meteore ꝛc. vorwaltet.

Den **Sonnencultus** der Peruaner haben wir schon kennen gelernt. Er fand sich auch in Florida bei den wilden Natchez wieder, wo der Sonne zu Ehren im Tempel ein ewiges Feuer je von drei Scheiten Holz genährt wurde, was gleich den Sonnenjungfrauen in Cuzco auffallend an die Vestalinnen erinnert. In die Sonne verlegten die Natchez auch ihren Himmel. Höher im Norden verliert die Sonne ihre Bedeutung, dagegen wird dem Sternbild des großen Bären nahe am Nordpol größere Verehrung gezollt, und suchen die Wilden ihren Stammvater in diesem Gestirne. Der Mond wurde neben der Sonne auf den Antillen verehrt. Im ganzen Norden aber herrschte die Verehrung des **guten Geistes** oder Manitu, auch Makan, Makanda, Chemun, Kualina, Amalivaka, Juluka ꝛc. bei den verschiedenen Stämmen genannt. Ihm wird die Schöpfung und Erhaltung der Welt zugeschrieben und ein böser Geist, der bei den Caraiben Maboja heißt, gegenübergestellt. Ihnen sind eine Menge anderer Dämonen untergeordnet, Geister der Natur oder geheimnißvolle Kräfte zum Schutz oder Verderben der Menschen. Sie sind unsichtbar, die Wilden aber helfen sich durch s. g. Fetische oder beliebige sichtbare Dinge, die sie von dem Dämon bewohnt glauben, einen Stein, ein Kraut, einen Zweig, Stock, ein Büschel Federn, ein Stückchen Tuch ꝛc., zu denen sie beten oder die sie als Talismane bei sich tragen. Besondere Zauberer verkehren mit diesen Geistern und ertheilen dem Volke Rath. Auch in Träumen offenbart sich die unsichtbare Welt, daher sie heilig sind. Bei einigen Völkern darf sich keiner weigern, das zu erfüllen, was dem andern geträumt hat. Ja es werden ganze Traumfeste gefeiert.

Neben diesem träumerischen Charakter hat die Religion der Wilden auch eine derbe realistische Seite, was sich hauptsächlich im Thiercultus zeigt. Sie glauben selbst von Thieren, d. h. vom guten Geist, der Thiergestalt annahm, abzustammen und führen davon oft den Namen. So glauben die Haseninndianer in Nordamerika von

einem Hasen, andere von einem Biber, Bären, Wolf, Hunde, Schwein, Hahn, Fisch, oder von einer Schlange, Schildkröte, Schnecke 2c. abzustammen.

Sehr weit verbreitet ist unter den Wilden auch die Vorstellung, daß nicht nur die ersten Menschen und Thiere, sondern auch die Sonne und Gestirne selbst aus einer großen unterirdischen Höhle hervorgekommen seyen. Schon Columbus fand diesen Glauben auf der Insel St. Domingo. Im tiefsten Süden Amerikas herrscht bei dem Volk der Moluchen der Glaube, daß die Götter, das ursprüngliche Paradies, der Ursitz der Menschen und jeder Thiergattung noch jetzt unter der Erde befindlich seyen und daß man durch Zaubermittel dahin gelangen könne, sie alle in ihren verschiedenen Höhlen zu sehen. Die sehr eigenthümliche Dichtungsweise jener Wilden wird am besten durch folgende Sage von Hayti charakterisirt. Die Menschen, heißt es, waren vorhanden, aber in einer Höhle verschlossen. Der Riese Machakael, Machochael, Maracael, mußte die Höhle hüten und verhindern, daß die Menschen ja nicht das Sonnenlicht erblickten. Da trug es sich einmal in einer Nacht zu, daß er sich zu weit von der Höhle entfernte und nicht mehr vor Sonnenaufgang zurück seyn konnte. Die Sonne erhob sich aus dem Meere und blickte ergrimmt den Riesen an; dieser konnte solchen Anblick nicht ertragen und wurde in den Fels Kauta verwandelt. Das ist der Berg in der Landschaft Cannana, aus welcher die Menschen hervorgingen. Nach Entfernung dieses ihres Hüters fingen die Menschen an, des Nachts die Höhle zu verlassen, um zu fischen. Denn sie hatten gegründete Furcht vor der Sonne, welche jeden, den sie beschien, zu verwandeln drohte. In der That wurden auch einige Unvorsichtige entweder in Steine, oder in Thiere und Pflanzen, namentlch in wohlriechende Eichbäume verwandelt. So entließ Vaguoniona, der war der Häuptling der Menschen in der Höhle, des Nachts einen Freund. Wie diesen aber bei Tagesanbruch die Sonne beschien, wurde aus ihm eine Nachtigall. Und wirklich drückt dieser Vogel jetzt noch in seinem Gesange die Sehnsucht nach seinem Freunde Vaguoniona aus. Aber auch dieser fühlte sich zu seinem Freunde fortgezogen und verließ mit den

Weibern und Kindern die Höhle. Auch diese wurden verwandelt, die Weiber, die er auf einer Insel gelassen hatte, in wohlriechende Eichbäume, die Kinder, die er zu sich genommen, schrien aus Sehnsucht zu den Müttern Toa, Toa! Mutter, Mutter! Da wurden sie in Frösche verwandelt, welche deshalb jetzt noch so quacken. Durch Anwendung größerer Sorgfalt gelang es indessen den noch übrig gebliebenen Männern, sich an das helle Tageslicht zu gewöhnen und sich über die Insel zu verbreiten. Aber es fehlte an Weibern, sie waren ja alle verwandelt worden. Nun wuchsen aus jenen wohlriechenden Eichbäumen, welche einst Weiber gewesen waren, Ameisen hervor, die sich aber bald in junge liebliche Mädchen verwandelten. Die Sage fährt nun fort, wie jene aus Ameisen entstandenen Mädchen so glatt gewesen seyen, daß man ihrer nicht habe habhaft werden können. Man war daher genöthigt, Leute mit rauher Haut auszusuchen, und auch diesen gelang es blos vier solcher Mädchen sich zu bemächtigen. Aber auch diese erlangten erst durch die Nachhülfe eines Spechtes ihre weibliche Natur. Aus diesen vier Weibchen entstand die Bevölkerung der Insel Hayti.

Franklin hörte von den Wilden am Bärensee hoch im Norden Amerikas folgende seltsame Schöpfungsgeschichte: Der erste Mensch hieß, nach der Sage ihrer Väter, Chapewee. Er fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und schuf Kinder, denen er zwei Arten von Früchten, schwarze und weiße, gab, aber von den schwarzen zu essen. verbot. Nachdem er auf diese Art ein Gebot hatte ergehen lassen, nach welchem sich seine Familie richten konnte, nahm er eine Zeitlang von ihr Abschied und machte eine lange Reise, um die Sonne in die Welt hineinzubringen. Während dieser seiner ersten Abwesenheit waren seine Kinder gehorsam, und aßen blos die weiße Frucht, consumirten dieselbe aber gänzlich. Als er nun zum zweiten Male verreiste, um den Mond zu bringen, vergaßen sie, aus Verlangen nach Speise, den Befehl ihres Vaters und aßen, da keine andern Früchte da waren, von der schwarzen. Bei seiner Rückkehr war er äußerst ungehalten und sagte ihnen, daß die Erde in Zukunft schlechte Früchte hervorbringen werde, und sie mit Krank-

heit und Tod heimgesucht werden würden, welche Strafen seine Nachkommen noch jetzt treffen. — Derselbe oder ein anderer Chapewee lebte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren. Dort hatte er sich ein Wehr gebaut, um Fische zu fangen, und diese kamen in solcher Menge, daß die Straße verstopft wurde, und das Wasser die Erde überfluthete. Chapewee bestieg daher mit seiner Familie ein Canoe, und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögel in dasselbe auf. Das Wasser stand viele Tage lang über der Erde, aber zuletzt sagte Chapewee: das kann nicht immer so fort gehen, wir müssen wieder Land finden, und er schickte daher einen Biber aus, um darnach zu suchen. Der Biber ertrank, und man sah sein Aas auf dem Wasser umhertreiben, worauf Chapewee eine Bisamratte zu demselben Zwecke ausschickte. Der zweite Bote blieb lange aus, und war, als er zurückkehrte, bis zum Tode matt, brachte aber ein wenig Erde in den Pfoten mit. Chapewee freute sich über den Anblick der Erde, sorgte aber vor allem für seinen eifrigen Diener, streichelte die Ratte sanft mit den Händen und nahm sie an seinen Busen, bis sie wieder zu sich kam. Hierauf nahm er die Erde, formte sie zwischen den Fingern, legte sie aufs Wasser, und dort nahm sie allmälig an Größe zu, bis sie eine Insel im Ocean bildete. Ein Wolf war das erste Thier, welches Chapewee auf diesen Jungfernboden setzte, allein für diesen war die Last zu schwer, und er kam in Gefahr, umzuschlagen; deshalb erhielt der Wolf Befehl, immer um die Insel herum zu laufen; dies that er ein ganzes Jahr lang, und während dieser Zeit nahm die Erde so sehr an Größe zu, daß nach und nach alle Geschöpfe, die sich an Bord des Canoes befanden, ausgeschifft werden konnten. Als Chapewee ans Land trat, steckte er ein Stück Holz in die Erde, welches zu einem Tannenbaum wurde und mit erstaunlicher Geschwindigkeit bis an den Himmel wuchs. Ein Eichhorn lief an diesem Baum hinan, welches von Chapewee verfolgt wurde, der es herunterschlagen wollte, aber es nicht einholen konnte. Er setzte die Jagd jedoch fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine schöne Ebene und einen betretenen Fußpfad fand. In diesen Pfad legte er eine Schlinge, die aus seiner Schwester-

Haaren gemacht war, und kehrte dann nach der Erde zurück. Die Sonne erschien wie gewöhnlich des Morgens am Himmel, fing sich aber um Mittag in der Schlinge, welche Chapewee dem Eichhorn gestellt hatte, und sogleich wurde der Himmel verdunkelt. Hierauf sagte Chapewees Familie zu ihm: Du mußt oben etwas Unrechtes gethan haben, denn wir genießen nicht mehr das Tageslicht. Allerdings sagte er, allein es geschah absichtslos. Chapewee bemühte sich nun, den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut zu machen, und schickte mehrere Thiere den Baum hinauf, die Sonne zu erlösen. Die heftige Hitze derselben verwandelte sie aber alle in Asche. Nachdem die Bemühungen der schnellfüßigen Thiere auf diese Art vereitelt worden waren, gelang es dem Maulwurf, sich unter dem Wege am Himmel hinzuwühlen, und die Schlinge, welche die Sonne gefesselt hielt, zu durchfressen. Als er aber die Schnauze aus der Erde steckte, verlor er die Augen, und seine Nase und Zähne sehen von jener Zeit an wie verbrannt aus.

6.

Aeußerste Verkümmerung und Verthierung der Menschen.

Noch müssen wir einen Blick auf die damals erst von den Europäern entdeckten Polarmenschen und Wilden des stillen Oceans werfen, in denen sich uns Extreme von Elend und Bestialität darstellen und auf denen der uralte Fluch der Race am schwersten lastet.

Die im äußersten Nordamerika wohnenden Esquimaux haben in ihrer Körperbildung wie in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit mit den Lappen am Nordende Europas und mit den Samojeden, Ostiaken und Tschuktschen am Nordrand Asiens, weil alle gegen den Nordpol zu und zum Theil in ewigem Schnee und Eise leben. Sie wandern, um dem Fischfang und der Jagd nachzuziehen. Sie wohnen im Sommer in Zelten, im Winter in Erdgruben oder Eishütten. Sie hüllen ihre durchgängig kleinen Gestalten in Felle und trinken ungemein viel Thran, was gegen die Kälte schützt, triefen daher immer

von Fett und sind sehr schmutzig. Sie leben familienweise zerstreut, nie in größerer Masse beisammen, sind gut bewaffnet, um die starken weißen Bären, mächtige Wallrosse und selbst Wallfische zu jagen, im Allgemeinen aber friedlicher Natur. In den langen Polarnächten, beim Widerschein der Nordlichter, führen sie ein traumhaftes Leben, in beständiger Furcht vor dämonischen Mächten, welche sie durch ihre Zauberer beschwören.

Die Grönländer oder Esquimaux in Grönland kennt man am besten durch die dänischen Missionäre, die sich im Anfang des 18. Jahrhunderts hier niederließen. Grönland ist eine ungeheure Insel im Nordosten Amerikas, ganz bedeckt mit Schnee, von dem das Erdreich nur in einigen tiefen Thälern an der Küste entblößt wird. Die Eingebornen sind sehr nervös. Sie glauben zwei Seelen zu haben und daß die eine davon den Körper bei Nacht verlasse und in Träumen frei umherschweife. Ihre Religion gleicht der aller übrigen nordamerikanischen Wilden. Ihr guter Gott Torngarsuk wohnt unter der Erde, seine Großmutter dagegen, die böse Göttin, unter dem Meere und in dessen tiefster Tiefe die submarine Hölle, zu welcher ungeheure Wallfische, Einhörner &c. und zahlreiche Heerden von Seehunden bissig den Eingang versperren. Dennoch dringen die dem Leibe frei entschwebenden Seelen der Angekok (Zauberer) zuweilen ein, um Seelen Verstorbener zu befragen. Dann wüthet die böse Alte und die ganze Hölle erbebt. Eben so phantastisch ist die Vorstellung der Grönländer vom Wechsel des Mondes. Anninga, sagen sie, der Mondgott, verfolgte einmal seine Schwester Malina, die Sonne, unerkannt bei Nacht. Sie bestrich, um am anderen Tage zu erkennen, wer es gewesen sey, ihre Hände mit Lampenruß und fuhr damit dem Anninga übers Gesicht. Daher noch jetzt die Mondflecken. Anninga pflegt, wenn er hungrig und mager ist, auf die Seehundsjagd zu gehen und so viel Seehunde zu verzehren, bis er wieder ganz dick ist. Daher der Halbmond und Vollmond. Er folgt seiner Schwester auch jetzt noch immer und ist aller unreinen Liebe und Buhlerei hold, daher sollen sich die jungen Mädchen sehr

vor ihm in Acht nehmen und den Mond nicht einmal ansehen, denn welche ihn ansieht, die fällt in Unehren.

Im äußersten Süden Amerikas wohnen die Feuerländer oder Pescherähs, klein von Gestalt, aber schwarz, daher der schwarzen Urbevölkerung der oceanischen Inseln verwandt. Sie müssen sich wie die Esquimaux des Nordens der Kälte wegen in Felle hüllen und führen familienweise dasselbe Leben, wie jene.

Die großen und kleinen Inseln des stillen Oceans (Australien, Polynesien) wurden allmälig immer vollzähliger entdeckt. Die Insel, welche so groß ist, daß man sie den fünften Welttheil genannt hat, wurde schon 1606 von einem Holländer entdeckt, aber erst 1643 von dem Holländer Tasman Neuholland benannt, ohne daß sich noch eine Colonie daselbst niedergelassen hätte. Die Ureinwohner waren sog. Nigritier, eine Race, in welcher die Farbe und das Wollhaar der Neger mit den kleinen Augen, breiten Nasen ꝛc. der Mongolen zur äußersten Häßlichkeit vereinigt ist, deren die menschliche Gestalt und Miene fähig scheint. Zugleich sind diese Menschen unglaublich roh und vereinigen mit der grausamen Wildheit der Indianer das Kindische und Affenartige der Neger. Erst im vorigen Jahrhundert ließen sich Europäer in ihrer Nähe nieder, aber sie haben die Cultur derselben mit allen ihren Vortheilen verschmäht und sind in ihrer Wildheit verharrt. Sie färben sich den nackten Leib und tragen Mäntel von Kängaruhfellen. Das Kängaruh nämlich oder die große Beutelratte ist das einzige größere Thier auf Neuholland und dieser Welttheil hat auch viel weniger und ganz andere Pflanzen als die übrigen, so daß er einen fremdartigen und zugleich einförmigen und öden Eindruck macht. Die Neuholländer bedienen sich der Pfeile und Bogen, Lanzen und Schilde. Ihre merkwürdigste Waffe aber ist der Bumerang, ein flaches Holz von sichelförmiger oder hyperbolischer Gestalt, welches, wenn man es in die Luft wirft, einen hohen Bogen beschreibt, zum Werfenden zurückkehrt, hinter ihm herumläuft, noch einmal in die Luft aufsteigt und dann erst den trifft, nach dem der Werfende gezielt hat. Wie künstlich auch dieser Wurf erscheint, die Wilden treffen doch damit erstaunlich sicher.

Noch wilder und roher als die Neuholländer sollen die Ur-



einwohner auf der großen Insel Neu-Guinea seyn. Hier, in der Heimath der schönen sog. Paradiesvögel, hat die Natur ihren lieblichsten Zauber entfaltet. Meer und Berge, Wälder, Blumen und Thiere vereinigen sich zum Bild eines Paradieses, aber die Menschen sind hier nur die häßlichsten und ekelhaftesten Karikaturen des Menschlichen. Die schwarze negerartige Urbevölkerung findet sich auch noch auf fast allen kleinen Inseln des Oceans und reicht bis tief nach dem Festland von Ostindien hinein. Wenn sie aber hier von der edleren arischen Race unterdrückt erscheint, so auf den Inseln von der malayischen. Die olivenfarbne Race der Malayen, vorherrschend im Südosten des indischen Festlandes und auf den großen daneben liegenden Inseln, hat nach und nach die einzelnen Inselgruppen des Oceans besetzt und ist dort Herr geworden. Sie ist viel edler und culturfähiger als die schwarze Race, und hat auch edlere Begriffe aus der asiatischen Heimath mitgebracht, wenn gleich in ihren Sagen und religiösen Begriffen nichts mehr von einem durchgreifenden System wahrgenommen wird, wie im Brahmaismus und Buddhaismus. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in die Bevölkerung der so weit auseinanderliegenden oceanischen Inseln von Westen her Elemente eingedrängt haben, vielleicht Wilde, die in ihren Kähnen von Amerika herüber verschlagen wurden.

Als die sanftesten aller Insulaner der Südsee hat man erst im vorigen Jahrhundert die Bewohner der Freundschaftsinseln (Otaheiti), als die wildesten aber die von Neuseeland erklärt. Die letztern zeichnen sich durch ihre männliche Gestalt und Tapferkeit, durch die kunstreiche Tätowirung ihrer Haut und durch furchtbare Wildheit, Grausamkeit und Cannibalismus aus.

Elftes Buch.

Nordische Geschichte im 17. Jahrhundert.

1.

Dänemark.

Im vorigen Bande ist gezeigt worden, auf welche rohe Weise die dänischen Könige aus der neuen oldenburg-holsteinischen Dynastie in Verbindung mit der servilen lutherischen Geistlichkeit und dem habgierigen Adel die alte Freiheit der Bürger und Bauern unterdrückten. Am meisten war das tapfere Bauernvolk zu bedauern, welches durch die Usurpation der Edelleute und durch die rabulistischen Künste der Hofjuristen aus einem vorher freien Stande Schritt für Schritt in eine immer schmählichere Leibeigenschaft hinabgedrückt wurde. König Christian IV. war milder gesinnt als seine unmittelbaren Vorfahren und hätte gerne den Beschwerden des armen Volkes abgeholfen, aber er war nicht mächtig und willensstark genug, um dem Adel trotzen zu können. Er hob zwar die Leibeigenschaft auf den Krongütern auf, wagte aber nicht dem adeligen Reichsrath auch deren Aufhebung auf den adeligen Gütern vorzuschlagen. Als 1607 Jürgen Dybvad, Professor der Theologie in Copenhagen, eine Schrift zu Gunsten der Bauern herausgab, erwirkte der mächtige Adel seine Absetzung und als 1620 sein Sohn Christoph, ein viel gereister Doctor, die menschenfreundliche Bemühung des Vaters fort-

setzte und vom Adel sagte, er stelle nicht die Besten, sondern die Schlechtesten im Volke dar (Pessimaten statt Optimaten), wurde auch dieser, obgleich ihn der König gerne geschützt hätte, in den Kerker geworfen, worin er starb. Nachher kam der König durch seine unglücklichen Kriege in Deutschland in große lange Bedrängniß. Auch in der äußern Politik erwies er sich schwach. Sein Angriff auf Deutschland im dreißigjährigen Kriege war eben so ungerecht, als er schlecht ausgeführt wurde. Das wichtigste Motiv in der dänischen Politik blieb die Eifersucht gegen Schweden. Dänemark war nicht allein daran schuld, doch der Erfolg konnte kein anderer seyn, als daß sich beide Reiche zuletzt gegenseitig schwächen und die Herrschaft über die Nord- und Ostsee an England und Rußland verlieren mußten.

Der Angriffskrieg Christians IV. gegen das deutsche Reich war ein Frevel, der durch die Siege Tillys verdientermaßen bestraft wurde, denn der Däne nahm, wie nachher der Schwede, die Religion nur zum Vorwande, um das deutsche Reich zu plündern und an der Elbe Eroberungen zu machen. Er wollte das ganze Hansagebiet sich aneignen und als ihn der Friede von Lübeck 1629 gedemüthigt hatte, fing er gleichwohl bald wieder an, indem er an der Elbe die Feste Glücksstadt baute, Hamburgs Handel mit einem Zoll zu belästigen und die Stadt zu brandschatzen. Im J. 1643 brachte ihn Torstenson noch einmal in große Noth, als derselbe das ganze dänische Festland besetzte, während zugleich die dänische Flotte unter Mund von der schwedischen geschlagen wurde. Christian IV. mußte daher den Frieden von Brömsebro 1645 mit vielen Opfern erkaufen, Haland, Jämpteland, Gothland, Oesel abtreten. Drei Jahre später starb der alte König.

Ihm folgte sein Sohn Friedrich III., der zum bessern Schutze des dänischen Festlandes die nach ihm benannte Festung Friedericia baute. In der letzten Zeit hatte Corfitz Ulfeld die erste Stelle im Reichsrath eingenommen, als Liebling des alten Königs, der seine natürliche Tochter Kirstine mit ihm vermählte. Der neue König war jedoch diesem Manne nicht gewogen, gab einer falschen Anklage gegen ihn Gehör und zwang ihn zur Flucht. Ulfeld aber ging nach

Schweden und schürte den alten Haß dieses Reichs gegen Dänemark, um sich zu rächen. Der Krieg, auf den wir in der schwedischen Geschichte zurückkommen werden, fiel wieder unglücklich für Dänemark aus, welches Schoonen, Blekingen, Bornholm und Drontheim abtreten und den Holsteiner Herzog der dänischen Lehnspflicht entbinden mußte, im Frieden zu Rothschild 1658. In Holstein regierte die holstein-gottorpsche Nebenlinie des dänischen Königshauses, welches von den Grafen von Oldenburg abstammte. Bisher hatten die Vettern in Frieden gelebt; allmälig aber beschwerte sich Holstein über Drangsalirung von Seite Dänemarks. Es handelte sich um beiderseitige Anrechte auf Theile von Schleswig und um die Vertheidigung eines deutschen Reichslandes und deutscher Stände gegen Ansprüche eines neuen dänischen Kronrechts. Da nun Holstein bei dem armen und zerfallenen deutschen Reiche keine Hülfe fand, klammerte es sich an Schweden an, welches ihm gute Dienste leistete. Karl Gustav von Schweden wollte aber zuviel haben, fing den Krieg von neuem an und verlor diesmal den Sieg, weil Dänemark von außen Hülfe bekam. Auch die Norweger erhoben sich und trieben alle Schweden aus Drontheim fort. Und doch durfte Schweden im Frieden 1660 alles behalten außer Drontheim und Bornholm, weil es von der französischen Diplomatie unterstützt war.

In diesem Zeitpunkt vereinigten sich die Geistlichkeit und der Bürgerstand mit der dänischen Krone, um dem Adel endlich die bisher geübte Gewalt im Reichsrathe zu entreißen, auf dem Reichstage von 1660. Abgeordnete des Bauernstandes waren wie gewöhnlich gar nicht mehr einberufen. Auch wurden sie nicht gefordert, denn man wollte zunächst nur den König von der adeligen Oligarchie frei machen und den gebildeten Geistlichen- und Bürgerstand mittelst einer aus dem letztern hervorgehenden Bureaukratie enger mit dem König verbinden, aber noch keineswegs den Landmann von seinen Lasten befreien. Die Häupter der Opposition waren Svane, Bischof von Seeland, und Nansen, Bürgermeister von Copenhagen. Die Bürger dieser Stadt hatten sich bei ihrer letzten Vertheidigung gegen die Schweden so muthig geschlagen, daß ein großer Stolz unter

ihnen erwacht war, ein Umstand, ohne den vielleicht die ständische Opposition und der König selbst es nicht gewagt hätten, so weit gegen den Adel vorzuschreiten. Die Seele der ganzen revolutionären Bewegung war aber die Königin Sophie Amalie, welche für ihren Gemahl die volle souveräne Gewalt erkämpfen wollte. Wie die Bürger gestimmt waren, erkennt man am besten aus folgenden stolzen Antworten. Als der adelige Reichsrath einige bürgerliche Redner, die am lautesten gewesen, vor sich beschied und ihnen einen derben Verweis ertheilte, rief Hansen, der zweite Bürgermeister von Copenhagen: „Wir sind nicht eure Jungen, daß ihr uns so anfahren dürft." Als der stolze Reichsrath Otto Krak den Nansen frug, ob er den blauen Thurm (das Gefängniß) kenne? frug dieser ihn wieder, indem er auf den Thurm der Frauenkirche wies, ob er auch wisse, was dort hänge? Das war nämlich die Sturmglocke, womit man die bewaffneten Bürger zusammenrief. Diese Glocke ertönte bald wirklich und alle Thore wurden von den Bürgern besetzt, damit der Adel nicht entfliehen könne, der sich nun gezwungen sah, in feierlicher Sitzung seiner bisherigen Allgewalt zu entsagen, den Reichsrath aufzulösen und die souveräne Gewalt ausschließlich in die Hände des Königs zu legen. Man gedachte der Bauern, eine gründliche Bittschrift wurde für sie eingereicht, aber die drei höhern Stände vereinigten sich dahin, derselben keine Folge zu geben. Die Revolution war nur zu Gunsten der Krone gemacht worden. Man scheute sich, sie auf das gemeine Volk auszudehnen. Der Adel verlor nur seine Privilegien nach oben, nicht die nach unten, und unter dieser Bedingung fügte er sich darein, daß der König auch dem Geistlichen- und Bürgerstande neue Privilegien gewährte. An die Stelle des frühern aristokratischen Reichsraths, von dessen Beschlüssen der König abhängig gewesen war, trat ein Staatscollegium, welches ganz vom König abhing und hinfort bureaukratisch regierte. An der Spitze desselben stand ein gewisser Schuhmacher, der aus dem Bürgerstande hervorgegangen war, aber zum Grafen von Griffenfeldt erhoben wurde. — Die Brutalität eines englischen Admirals,

der im Hafen von Bergen holländische Handelsschiffe wegnahm, veranlaßte einen kurzen Krieg der Dänen mit England. Drei Jahre später starb Friedrich III., 1670.

Sein Sohn und Nachfolger Christian V. scheint sehr in seine Souveränetät verliebt gewesen zu seyn, denn er hielt viel auf Pracht und äußern Schein. Den Adel begünstigte er nur deswegen, weil er ihn zu seinen Festen brauchte. Die Rangordnung zwischen Grafen, Freiherrn und Edelleuten, ihre Titel und Auszeichnungen festzustellen, war ihm eine wichtige Angelegenheit, so wie die Stiftung des Danebrog- und des Elephantenordens. Aber er wurde aus seiner bequemen Ruhe herausgerissen durch den Streit mit dem Holsteiner Hause wegen des Erbes von Oldenburg, dessen Grafen 1667 ausstarben, und durch den Krieg mit Schweden, in den er, weil Schweden damals mit Frankreich im Bunde das deutsche Reich zerrütteten und er Schweden nicht zu mächtig umgreifen lassen wollte, mit hineingerissen wurde, 1675. Anfangs siegten die Dänen, eroberten Wismar und schlugen die Schweden bei Uddewalla, nachher erfocht auch der dänische Admiral Niels Juel in Verbindung mit dem Holländer Tromp glänzende Seesiege über die Schweden, die letztern siegten aber wieder zu Lande bei Holmstadt, Lund und Landskrona und als Europa mit Ludwig XIV. Frieden schloß, mußte auch Dänemark sich die Bedingungen gefallen lassen, welche derselbe vorschrieb, und nicht nur das schon eroberte Gothland wieder aufgeben, sondern auch den Ansprüchen des Hauses Holstein-Gottorp genügen, 1679. Man söhnte sich mit Schweden so weit aus, daß Karl XI. Friedrichs III. Tochter Ulrike Eleonore heirathete, die ihm den nachher so berühmt gewordenen Karl XII. gebar. Der verdiente Griffenfeldt wurde aber das Opfer der Versöhnung mit den Holsteinern, die auf ihn erbittert waren, und entging kaum der Hinrichtung. Die Schwäche des deutschen Reichs erlaubte den Dänen, nochmals 1686 Hamburg zu ängstigen und ihm eine große Geldsumme abzupressen. Erst eine ernste Verwarnung von Seiten Brandenburgs schreckte die Uebermüthigen zurück.

2.

Christine von Schweden.

In Schweden war nach Gustav Adolfs Tode seine einzige Tochter Christine Königin geworden, aber noch ein Kind, weshalb der Reichsrath unter dem berühmten Canzler Oxenstierna, wie es Gustav selbst verordnet hatte, die Regierung leitete. In welchem Sinn er dies that, ist in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges genugsam dargethan worden. Schweden beherrschte durch Esthland, Livland, Pommern, Bremen und Verden die deutsche Ostseeküste und war mächtiger als je geworden, doch aber durch die vielen Kriege im Innern erschöpft, die Bevölkerung gelichtet und die Sitte mannigfach verderbt. Die mit vieler Beute heimkehrenden Offiziere brachten einen schlechten Geist in den schwedischen Adel.

Christinens Mutter, die brandenburgische Maria Eleonora, von Gustav Adolf schwärmerisch geliebt, war wohl stolz auf ihn, konnte aber Schweden nicht leiden und scheint ihrer Tochter frühzeitig eine ähnliche Antipathie beigebracht zu haben. Oxenstierna hielt 1636 für nöthig, die Tochter von der Mutter zu trennen, und die letztere war so erbittert, daß sie 1643 auch ihren Wittwensitz Gripsholm aufgab und Schweden heimlich verließ. Die junge Königin hatte also die Mutter wie den Vater verloren und stand unter der Vormundschaft von alten Männern, die sehr staatsklug seyn mochten, aber einem eigensinnigen Mädchen doch nicht gewachsen waren. Christine war nicht groß von Körper, aber stark, ihr Haar blond, ihr Auge blau und durchdringend, die Nase groß und gebogen. Sie nahm frühzeitig etwas Männisches an, vernachlässigte ihren Anzug, studierte gleich dem fleißigsten Knaben, verschmähte jede weibliche Arbeit, sogar den Umgang mit Frauenzimmern und fühlte sich nur unter Männern und bei geistiger Beschäftigung wohl. Diese letztere aber, das viele Bücherlesen, führte sie von ihrem Berufe ab, machte sie gleichgültig gegen Schweden, die lutherische Kirche, das ihr zu=

nächst Liegende, und erweckte ihr Sympathien für den schönen Süden, das classische Land und ein zwangloseres und poetisches Leben. Als sie später von einem angesehenen lutherischen Geistlichen gefragt wurde, was sie denn vom väterlichen Glauben abgebracht habe, erwiderte sie: eure langweiligen Predigten. Man kann ihr in der That nicht verdenken, daß sie sich an den lutherischen Predigten ihrer Zeit langweilte und daß ihr die alten Reichsräthe mit ihrer Hofmeisterei unerträglich wurden. Auch Friedrich der Große hat später jene Langeweile empfunden und welcher einigermaßen lebhafte Geist hätte sie nicht empfinden müssen! Es war eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit, daß die Engherzigkeit der lutherischen Orthodoxie von der classischen Freigeisterei durchbrochen werden mußte. Man kann bedauern, daß dabei ein guter Glaube durch einen bösartigen Unglauben verdrängt wurde. Allein man darf sich darüber nicht täuschen, daß der Glaube, der sich mit einseitiger Dialektik, eigensinniger Rechthaberei, unbarmherziger Intoleranz und geschmackloser Pedanterei umschanzt, sich dadurch auch berechtigten Angriffen blosstellt und selbst denen, die gerne glauben möchten, den Glauben verleidet.

Gustav Adolf nahm die Religion zum Aushängeschild, um seinen höchst unchristlichen und ungerechten Raubeinfall in Deutschland zu entschuldigen. Er wurde dafür durch den Abfall seiner Tochter geziemend bestraft. Sie verschmähte die Lüge, die ihm gedient hatte.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, weil Christine katholisch geworden ist, sie hätte je wahrhaft katholische Sympathien gehegt und sey von einer romantischen Sehnsucht zur alten Kirche zurückgeführt worden. Dem war nicht so. Sie wurde nur katholisch, um im classischen Süden willkommen zu seyn und dort leben zu können. Die Kirche an sich war ihr in Rom so gleichgültig wie in Stockholm, denn sie liebte nur die Alten, die alte Kunst und Philosophie und eine völlige Unabhängigkeit des Geistes. Sie lernte aufs eifrigste lateinisch und griechisch, um ihre Wißbegier durch die Lectüre der classischen Originale zu befriedigen. Sie las Stellen nach, die ihre Lehrer überschlagen hatten, denn alles wollte sie

wissen, besonders das Verbotene. Als sie heranwuchs, verschwendete sie große Summen für Bücher, Kunstwerke, Alterthümer und für Feste, bei denen der Geschmack der Renaissance vorherrschte und sie und ihre guten Freunde und Freundinnen in Costümen antiker Götter und Göttinnen auftraten. Dabei war sie so ungenirt, daß ihre Sittlichkeit bald verschrien wurde. Am liebsten hatte sie Ausländer um sich, den genialen Abenteurer Marcus Gabriel de la Gardie und den Wundarzt Bourdelot, beides Franzosen, und den spanischen Gesandten Pimentelli. Diese nährten ihre Vorliebe für den romanischen Süden.

Als Erbin eines großen Reiches wurde sie von vielen begehrt, von dem dänischen Prinzen Ulrich, den ihre Mutter begünstigte, von dem Pfälzer Kurprinzen Karl Ludwig, dem Sohn des vertriebenen Böhmenkönigs, von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der damals selbst noch jung und ihr nahe verwandt war. Wenn aber auch das schwedische Nationalinteresse mit dem dänischen und brandenburgischen nicht schwer auszugleichen gewesen wäre, so würden jene gesuchten Verbindungen doch nicht zu Stande gekommen seyn, weil die mannweibliche Christine überhaupt nicht heirathen und ihrer genialen Natur keinerlei Schranke ziehn lassen wollte. Unter allen ihren Bewerbern erfreute sich nur der, welcher sich am schüchternsten und zartesten gegen sie benahm, Karl Gustav, Sohn des Pfalzgrafen Casimir, der seine Heldenlaufbahn unter Gustav Adolf begonnen hatte, ihrer herzlichen Zuneigung. Aber sie dachte nicht daran, ihn zu heirathen, sondern empfahl ihn nur, als sie selbst dem Thron entsagte, zu ihrem Nachfolger und überließ ihm, Schweden zu regieren, während sie selbst zum schönen Süden jenseit der Alpen eilte, um in poetischer Freiheit zu leben. Der Entschluß dazu war nach und nach in ihr gereift. Der moralische Zwang, den sie als Königin eines nordischen und lutherischen Landes täglich zu leiden hatte, ihre Unzufriedenheit mit dem Reichsrath und mit dem ungerechten Kriege in Deutschland, dessen Ende sie herbeiwünschte, und die Einsicht, daß sie die Schweden weder anders machen könne, als sie damals waren, noch daß sie es auf die Dauer bei ihnen werde aus-

halten können, brachten sie immer mehr dahin, eine Krone, die ihr zur Last fiel, lieber wegzuwerfen. Im J. 1644 hatte sie scheinbar die Regierung selbst übernommen, ohne im Gange der schwedischen Politik etwas wesentliches ändern zu können. Ihr Hauptumgang waren Gelehrte, Freinsheim, der den Livius ergänzte, Isaak Vossius, Conring, Heinsius, Salmasius, Bochart ꝛc. Sie kaufte die Bibliothek des Hugo Grotius. Sie stand mit dem Freigeist Descartes in Verbindung, desgleichen mit Pascal und Gassendi und lebte sich so in antike und südeuropäische Denkweisen hinein, daß ihr das Leben in Schweden trotz ihrer hohen Stellung unleidlich wurde. Je mehr man in sie drang zu heirathen, desto zorniger wurde sie. „Ich bin eine Todfeindin der Ehe," sagte sie, „dieses fürchterlichen Jochs, dem ich mich um die Welt nicht unterwerfen werde. Gott hat mich frei geschaffen und ich werde nie einen Herrn leiden." Sobald ihr Entschluß fest stand, Schweden und den Thron zu verlassen, war es nur natürlich, daß sie dem oben genannten spanischen Gesandten heimlich Gehör gab und sich durch ihn und einige heimlich berufene Jesuiten auf die Conversion vorbereiten ließ, denn wenn sie im katholischen Süden leben wollte, that sie am besten, selbst katholisch zu werden. Ihre Absicht war, künftig unter den antiken Erinnerungen und Kunstschätzen Roms zuzubringen, und sie konnte darauf rechnen, daß der Papst dort aufs zärtlichste für sie sorgen werde, wenn sie katholisch würde. Ohne Zweifel hielt sie es selbst für genial und für den Beweis eines großen und unabhängigen Charakters, wenn sie unbekümmert um das Andenken ihres Vaters und gerade im Widerspruch mit dessen Tendenzen that, was sie wollte.

Ihre unwiderrufliche Thronentsagung erfolgte 1654 und unmittelbar darauf wurde nach ihrem Wunsche Karl Gustav zum König von Schweden gekrönt. Darauf reiste sie selbst durch Dänemark nach den Niederlanden, trat in der Christnacht in Brüssel zum katholischen Glauben über und blieb das ganze folgende Jahr bis zum Herbst in Brüssel, während die beiden habsburgischen Häuser mit dem Papst unterhandelten, um ihr in Rom eine ihres Ranges würdige Zufluchtstätte zu bereiten. Erst im September reiste

sie durch Deutschland, trat zum erstenmal in Innsbruck öffentlich als Katholikin auf und legte in der Kirche ihr Glaubensbekenntniß ab, indem zwei Erzherzoge ihr zur Seite standen. Von hier glich ihre weitere Reise nach Rom einem Triumphzuge, denn man kann sich denken, mit welchem Jubel der katholische Süden den Uebertritt einer Tochter Gustav Adolfs begrüßte. Der Papst Alexander VII. empfing sie mit größter Feierlichkeit und räumte ihr den Palast Farnese ein. Hier nun umgab sich die Königin mit Gelehrten und Künstlern und kaufte eine große Menge Alterthümer zusammen. Aber sie hatte dadurch, daß sie sich ganz in die Arme Spaniens und der Habsburger warf, den Cardinal Mazarin beleidigt und als ein politischer Zweck oder wenigstens die Neugier sie 1656 nach Paris führte, wurde sie dort zwar mit Anstand aufgenommen, erlangte in ihrer phantastischen Amazonentracht eine gewisse Popularität und alles geistreiche Gesindel der Hauptstadt drängte sich zu ihrer Gesellschaft, allein der Hof war ihr doch feindlich gesinnt und durch die medisanten Gerüchte, die über sie ausgebreitet wurden, litt ihr guter Ruf außerordentlich. Was französische Federn von ihrem unsittlichen Wandel geschrieben haben, ist jedenfalls sehr übertrieben und stimmt mit dem besseren Rufe nicht zusammen, den sie sich in Rom gewahrt hat, wo sie dreißig Jahre lebte. Offenbar war in Paris die Parole gegeben, schlecht von ihr zu reden. Damit hängt auch die verrufene Hinrichtung ihres Stallmeisters Monaldeschi zusammen. Christine ließ denselben, weil er sich von Cardinal Mazarin als Spion hatte gebrauchen lassen, weil er Briefe von ihr verfälscht hatte rc., durch ihre Bedienten umbringen. Mazarin fügte sich damals dem Uebergewicht Cromwells und war tödtlich verfeindet mit beiden habsburgischen Linien und mit dem Papste. Wahrscheinlich bezweckte Christine in Paris unter der Hand im Auftrage des Papstes oder auch auf eigene Hand, die französische Politik wieder mehr in das katholische Geleis zu bringen, wobei sie ihren persönlichen Einfluß überschätzt haben mag. Sie richtete nichts aus und die Pariser Reise brachte ihr nur Schaden und bösen Leumund.

Als 1660 Karl Gustav starb, war Christine unbesonnen genug,

die schwedische Krone zurückzufordern, da sie dieselbe nur seiner Person übertragen habe und keiner andern. Sie reiste deshalb nach Schweden zurück, allein man wies sie ab, weil man ihre Thronentsagung als definitiv betrachtete und nach den Reichsgesetzen eine Katholikin in Schweden nicht regieren konnte. Man sicherte ihr nur einen anständigen Unterhalt im Auslande zu. Sie wollte nicht nachgeben und unterhandelte immer noch von Hamburg aus. Als nun ihr Gönner Alexander VII. 1667 starb und Clemens IX. (aus der Familie Ruspigliosi) zum Papste gewählt wurde, beging Christine ihm zu Ehren in Hamburg ein großes Fest mit Illumination. Weil sie aber dabei den Namen, das Wappen, die Tiare und Schlüssel des Papstes und eine von Engeln angebetete Hostie, endlich eine allegorische Gestalt der Kirche, welche die Ketzerei mit Füßen tritt, zur Schau stellte, gerieth das gemeine Volk darüber in Wuth, begann in Verbindung mit den vielen holländischen, englischen und dänischen Matrosen, deren Schiffe im Hafen lagen, die Wohnung der Königin zu stürmen, die ganze Illumination zu zerstören und mit Steinen alle Fenster in Trümmer zu werfen. Die Königin hatte ihre Leute bewaffnet und ließ tapfer unter das Volk feuern, das nun in immer wilderen Zorn gerieth und gewaltsam eindrang. Christine wäre dem Tode nicht entgangen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Stadtmiliz herbeigekommen wäre und sie durch eine Hinterthüre gerettet hätte. Sie kehrte nun nach Rom zurück, allein ihr unruhiger Geist verleitete sie noch einmal, eine bedeutende Rolle spielen zu wollen. Diesmal scheint sie aber auch wieder den allgemeinen katholischen Interessen dienstbar geworden zu seyn. Johann Casimir nämlich, der König von Polen, legte 1669 aus Ueberdruß seine Krone freiwillig nieder und Christine machte sofort als seine nahe Anverwandte Anspruch auf den polnischen Thron, den sie aber nicht erhielt, obgleich ihr hier die Religion nicht im Wege stand. Seitdem blieb sie ruhig in Rom, wo sie 1689 starb.

3.

Schwedisch-polnische Kriege.

Karl Gustav, oder Karl X., mit welchem 1654 die Wittelsbacher auf den schwedischen Thron gelangten, hatte sich schon im 30jährigen Kriege als Feldherr ausgezeichnet, wollte nicht hinter Gustav Adolf zurückbleiben und das schwedische Reich durch eine neue Eroberung vergrößern. In Polen herrschte noch ein Zweig der schwedischen Familie Wasa und der damalige König Johann Casimir sprach Schweden als sein rechtmäßiges Erbe an. Karl Gustav eilte daher, ihn mit Krieg zu überziehen, und rückte von Schwedisch-Pommern aus durch das Brandenburgische, ohne den Kurfürsten zu fragen, in Polen ein. Der große Kurfürst ließ sich den Schimpf gefallen, weil es ihm nur zum Vortheil gereichen konnte, wenn seine gefährlichsten Nachbarn, Schweden und Polen, einander selbst bekriegten. Karl Gustav hatte Anhänger in Polen, siegte über Johann Casimir bei Czernova und eroberte Krakau. Im folgenden Jahre nahm er auch Westpreußen ein, mit Ausnahme Danzigs, und der größte Theil des polnischen Heeres ging zu ihm über. Viele polnische Großen nämlich waren s. g. Dissidenten, Protestanten, und dem katholischen König Feind. Andere suchten nur den Vortheil ihrer Familien durch Schwächung der Krone, fischten im Trüben und buhlten mit dem Ausland. So damals insbesondere die Sapieha. Als nun Karl Gustav sich beinah ganz Polens bemächtigt hatte, verlangte er vom großen Kurfürsten, derselbe solle ihm für Ostpreußen den Lehenseid leisten, da die Rechte Johann Casimirs auf ihn übergegangen seyen. Der Kurfürst willfahrte ihm gern, jedoch nur in der Art, daß er ihm als dem König von Schweden huldigte, und die polnische Lehensherrschaft für erloschen erklärte, weil ihn der polnische Lehensherr nicht habe schützen können, am 7. Januar 1656.

Während Karl Gustav Danzig vergebens belagerte, betete Jo-

hann Casimir inbrünstig vor dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau im Kloster Czenstochau, erklärte sie zur Königin von Polen, begeisterte das katholische Volk zum Widerstande und versprach dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen die Nachfolge in Polen, wenn er ihm hülfe. Als nun wirklich ein großes polnisches Heer unter Czarnecky sich sammelte, eilte Karl Gustav herbei, marschirte über die gefrorne Weichsel und siegte in der Nähe von Warschau. Nun aber fielen die Polen, die es bisher mit ihm gehalten hatten, plötzlich wieder von ihm ab und viele seiner Schweden erlagen dem Hunger und der Kälte. In dieser Verlegenheit wollte Karl Gustav frischweg alle Leibeigenen in Polen emancipiren und forderte sie sogar auf, die rebellischen Edelleute zu ermorden. Das erweckte ihm aber in Polen nur noch mehr Feinde und da auch eine holländische Flotte den Danzigern zu Hülfe kam, blieb ihm nichts übrig, als sich die Hülfe des großen Kurfürsten durch einen neuen Vertrag zu Labiau zu erkaufen, in welchem er das bisherige Lehensverhältniß Ostpreußens ganz aufhob und der große Kurfürst Souverain dieses Herzogthums wurde, am 20. November 1656. Inzwischen schlug auch Dänemark gegen Schweden los und auch Rußland wollte die Bedrängniß Schwedens benutzen, wogegen Karl Gustav den Ragoczy für sich gewann. Aber die wilden Horden sowohl des russischen Czaaren Alexius, als die des Siebenbürgers richteten nicht viel aus. Die Russen wichen vor den Schweden bei Riga zurück und die Siebenbürger wurden von den Polen verjagt, 1657.

Karl Gustav war sehr erzürnt über den heimtückischen Angriff der Dänen und zog gegen sie zu Felde. Ulfeld, aus Dänemark geflüchtet, hetzte ihn noch mehr auf und begleitete ihn im Kriege. Das polnische Heer unter Czarnecky sollte den Dänen zu Hülfe kommen, zog sich aber wieder zurück, als die Schweden schon Fridericia eingenommen hatten und das dänische Festland nicht mehr zu retten war. Nun benutzte Karl Gustav den harten Winter und marschirte im Januar 1657 mit Roß und Wagen und Kanonen keck über den gefrorenen Belt nach der Insel Fünen und dann auch nach der Hauptinsel Seeland. Hier aber mußte er Frieden

machen. Denn der große Kurfürst hatte den Zeitpunkt mit überlegenem Verstande in seinem Interesse, wenn auch mit schlechter Treue benutzt. Er kündigte nämlich plötzlich dem Schweden die Freundschaft auf und stellte sein Heer dem König von Polen zur Verfügung, unterstützt vom Kaiser, der den Katholicismus in Polen schützen wollte. Der Brandenburger aber hatte keine andere Absicht, als nunmehr auch dem König von Polen die Anerkennung seiner Souverainetät in Ostpreußen abzulocken, und um die brandenburgische Allianz zu erkaufen, willigte Johann Casimir wirklich im Vertrage zu Welau am 19. September 1657 in die Unabhängigkeit Ostpreußens von Polen ein und löste den polnischen Lehenverband auf. Ein vereinigtes polnisch-brandenburgisch-kaiserliches Heer drohte nun, Dänemark zu befreien. Deshalb entschloß sich Karl Gustav die Gefahr durch einen raschen Frieden abzuwenden, den das erschrockene Dänemark auch gern annahm, zu Rothschild am 26. Februar 1658. Allein schon im August desselben Jahres erklärte Karl Gustav den Dänen von neuem den Krieg. Man glaubt, er habe sich nicht blos geärgert, den Frieden so rasch und ohne größern Gewinn abgeschlossen zu haben, sondern es sey auch sein Plan gewesen, mit Ulfelds Hülfe Dänemark ganz und für immer zu erobern und die Calmarsche Union, die Vereinigung aller drei nordischen Reiche unter einem Haupte herzustellen. Die Leichtigkeit, mit welcher er in raschem Fluge ganz Dänemark bis auf die Hauptstadt erobert hatte, ließ ihn hoffen, daß es ihm das zweitemal eben so gut gelingen werde. Als er aber am 11. August plötzlich wieder mit seinem Heere vor Kopenhagen erschien, leistete ihm die Bevölkerung der Stadt einen verzweifelten Widerstand. Im October kam die holländische Flotte unter Opdam und besiegte die schwedische. Zwar setzte nun Karl Gustav die Belagerung Kopenhagens aufs allerhartnäckigste fort, erlitt aber beim Sturm neue schwere Verluste. Während des folgenden Jahres vereinigten sich endlich Polen, Brandenburger und ein kaiserliches Heer zum Entsatz und brachten den Schweden bei Nyburg am 14. November eine so schwere Niederlage bei, daß Karl Gustav sich alsbald zurückziehen mußte. Frank-

reich aber wollte Schweden nicht sinken lassen und auch Holland und England waren geneigt, dem gedemüthigten König zu einem günstigen Frieden zu verhelfen, und schlossen mit Frankreich im Haag das s. g. erste Haager Concert. Aber erst, nachdem Karl Gustav am 13. Februar 1660 aus tiefem Verdruß über sein Mißgeschick gestorben war, kam unter seinem Nachfolger, dem noch unmündigen Karl XI. durch dessen Mutter, Hedwig Eleonore von Holstein, und durch dessen Vormund, den Pfalzgrafen Adolf Johann, der Friede zu Stande, der am 3. Mai im Kloster Oliva bei Danzig mit Polen und Brandenburg und am 6. Juni zu Kopenhagen mit Dänemark abgeschlossen wurde. Jeder Theil behielt, was er vor dem Kriege besessen hatte. Esthland mit der Insel Oesel und der größte Theil von Livland blieb den Schweden. Kurland blieb unter seinem Herzog unabhängig, wie Ostpreußen. Christian Albrecht von Schleswig-Holstein, bisher Vasall seines Vetters, des Königs von Dänemark, wurde von dieser Lehenspflicht frei.

Später entspann sich noch einmal hauptsächlich wegen Holstein ein Krieg mit Dänemark, der 1679 endete, und der im französischen Interesse geführte Krieg gegen den großen Kurfürsten, wovon oben schon die Rede war. Die Schlacht bei Fehrbellin 1675 bewies, wie tief das schwedische Kriegswesen herabgekommen war. Daran war aber nur der Adel Schuld, der alle Aemter für sich ausbeutete und das Staatsinteresse vernachläßigte. Das führte aber zu einer Revolution. Der adelige Reichsrath machte sich in Schweden allmälig so verhaßt, wie in Dänemark. Der geistliche, bürgerliche und Bauernstand erhoben sich daher gegen den Adel und setzten durch, daß der König die volle Souveränetät erhielt, wie in Dänemark, 1682. Weil er nun aber nicht nur in Schweden, sondern auch in Livland die Krongüter, die in die Hände des Adels gekommen waren, diesem wieder entriß, entstand darüber große Unzufriedenheit in Livland. Denn hier wurden auch Unschuldige außer Besitz gesetzt, die keineswegs wie in Schweden selbst aristokratische Uebergriffe in die königliche Gewalt gemacht hatten. Der einheimische livländische Adel, der nur vom alten deutschen Ritterorden

Güter zu Lehen besaß, war gewiß nicht im gleichen Fall, wie der erst ins Land gekommene schwedische Adel, der die Gewalt des Reichsraths mißbraucht hatte, um viele Domainen an sich zu reißen. Deshalb war die Opposition in Livland gerechtfertigt und sie fand einen geistvollen Sprecher an Patkul, der Polen und Rußland um Schutz anrief und dadurch neue blutige Kriege herbeiführte.

4.

Polen und Kosacken.

In Polen war nach Stephan Batoris Tode der schwedische Prinz Sigmund aus dem Hause Wasa auf den Thron gelangt und hatte die großen Kriege mit Rußland wegen des falschen Dimitri und mit Gustav Adolph führen müssen. Ihm folgte 1632 sein Sohn Wladislaw II., welcher während des dreißigjährigen Kriegs nicht mehr viel von Schweden beunruhigt wurde und daher mit Glück gegen die Russen kämpfen und Smolensk behaupten, auch die Türken in Schranken halten konnte. Immer noch diente ihm der alte tapfere Feldherr Koniecpolsky.

Aber 1638 beging er eine große politische Thorheit, welches der Anfang aller der Unbilden war, die über Polen kommen sollten. Er unternahm es nämlich, die Freiheit der Kosacken unterdrücken zu wollen. Diese größtentheils aus Polen, nur zum geringeren Theil aus Russen zusammengeflossenen Flüchtlinge, die als berittene Hirten und Jäger frei in den Steppen im Süden von Polen und Rußland lebten, hatten sich der polnischen Krone unterworfen und gewisse Rechte von ihr erlangt. Diese Rechte sollten ihnen nun plötzlich entzogen werden. Sie vertheidigten sich aber unter ihrem Hetman Timassewitsch aufs tapferste, hieben das ganze polnische Fußvolk (deutsche Söldner) und auch einen Theil des berittenen Adels nieder. Nun versprach man ihnen von Seiten des Königs Herstellung ihrer Rechte und bewog sie, ruhig heimzuziehen, fiel aber unterwegs über die kleinen Haufen her und massacrirte sie, ohne daß den übrigen das Versprechen gehalten wurde. Das erzeugte nun einen tiefen

Groll in den Herzen der Kosacken, deren Freundschaft und Beistand den Polen doch so nöthig gewesen wäre. Der türkische Sultan Murad IV. benutzte ihre Zwietracht sogleich und hetzte 1640 die Tatarn der Krim gegen Polen. Aber Koniecpolsky rettete noch einmal die Ehre der polnischen Waffen und erfocht einen glänzenden Sieg über die Tatarn bei Oczakow, 1644.

Dadurch waren die Kosacken genöthigt, sich der polnischen Hoheit wieder zu fügen, und Koniecpolsky ließ in ihrem Lande eine Festung bauen, um sie unter dem Daumen zu halten. Als er aber den tapfern Chmielnicki, den angesehensten Kosacken nächst dem Hetman, einmal frug: wie ihm die Festung gefalle? antwortete dieser: „was Menschenhände bauten, können Menschenhände wieder zerstören.“ Wirklich verband sich derselbe mit den russischen oder Soporoger Kosacken an den Wasserfällen des Dniepr und mit den Tatarn der Krim und als Potocky ein polnisches Heer gegen ihn führte, ging der größte Theil desselben zu den Kosacken über, er selbst wurde gefangen und starb an seinen Wunden, 1648.

Mitten unter diesen Kämpfen an der Grenze war Wladislaw 1647 gestorben und sein Sohn Johann Casimir beeilte sich, nach einer blutigen aber unentschiedenen Schlacht mit dem Tatarchan Frieden zu machen und die Kosacken durch die Wiederherstellung ihrer vollen alten Freiheit zu befriedigen. Chmielnicki unternahm sodann einen Feldzug gegen den Hospodar der Moldau, um die Tochter desselben mit seinem Sohne zu verheirathen. Er war ein genialer, bei den Kosacken ungemein populärer Mann und sann darauf, sich eine eigene Herrschaft zu gründen. Seine Truppen streiften im Süden von Polen und ängstigten den Adel daselbst, daß er in Schaaren davon floh. Johann Casimir zog nun abermals gegen ihn zu Felde und schlug ihn bei Boresteczko, 1651. Doch konnte der König seinen Sieg nicht verfolgen, weil in Polen selbst große Unzufriedenheit gegen ihn herrschte. Er selbst nämlich war von Sitten eben so lüderlich wie seine Gemahlin und machte sich viele Feinde durch Verfolgung des Unterkanzler Radziejowski, dessen Weib er verführt hatte. Chmielnicki konnte daher seinen Plan gegen die Moldau

wieder aufnehmen. Ein polnischer Großer aber, Kalinowski, wollte die Hand der Hospodarentochter für seinen eigenen Sohn gewinnen und zog mit einem Heere den Kosacken nach. In Batow empörten sich aber seine eigenen Leute gegen ihn und Chmielnicki, dem wieder die Tatarn beistanden, fiel plötzlich über sie her und hieb alle nieder, auch den Kalinowski, 1652. Der König wollte seinen Feldherrn rächen und fiel im folgenden Jahre in die Ukraine ein, aber sein General Czarnecki wurde geschlagen, er selbst durch Hunger, Seuchen und Desertion zum Rückzug gezwungen und mußte den Frieden mit Geld erkaufen, 1653.

Hierauf beging der sonst so verständige Chmielnicki die Thorheit, sich und seine Kosacken unter russischen Schutz zu stellen. Der Haß zwischen Polen und Kosacken war unversöhnlich geworden, weil das wesentlichste Interesse des polnischen Adels dabei auf dem Spiele stand. Wiederholt lesen wir in den Berichten der Zeitgenossen, wie übermüthig der polnische Adel von den Kosacken behandelt worden sey, wie ungern das gemeine Volk in Polen gegen das von ihm abstammende Volk der Kosacken gefochten habe, wie oft die Soldaten sich gegen die Generale empörten und in Masse zu den Kosacken überliefen und wie der König deshalb immer deutsche Söldner in der Ukraine brauchen mußte. Daraus erklärt sich die Furcht des Königs und des Adels vor Chmielnicki und auch wieder des letztern Ehrgeiz, da er der Mann des Volkes war. Nun sollte aber das unglückliche Zerwürfniß zwischen Polen und Kosacken, dem ältern und jüngern Bruder derselben Völkerfamilie, den Russen zu gute kommen, von denen am Ende alle beide unterjocht und verschlungen wurden. Kaum hatte der Czaar Alexius 1654 mit Chmielnicki den Vertrag abgeschlossen, als er auch schon in Litthauen einfiel, während von der andern Seite die Schweden unter Karl Gustav das unglückliche Polen bedrängten. Den Verlauf des Krieges mit Schweden kennen wir schon. Czarnecki, von einer Volkserhebung unterstützt, errang einen Sieg über die Schweden; indem er aber Polen im Norden schützte, blieb der Osten Rußland preisgegeben. Die Polen verloren Smolensk und konnten es, obgleich sie noch ein paarmal siegten,

nicht wieder gewinnen, zumal, da unter ihnen selbst neue Zerwürfnisse ausbrachen, weil des Königs Ungerechtigkeit den Feldherrn, Fürsten Lubomirski, zu einer Empörung trieb. Der letztere überlebte die Versöhnung nicht lange und man glaubt, daß er auf Antrieb des Hofes vergiftet worden sey, 1666. Im folgenden Jahre wurde ein Waffenstillstand mit Rußland geschlossen, welches Smolensk behielt.

Im folgenden Jahre dankte König Johann Casimir freiwillig ab, weil er seinem schweren Amte nicht mehr gewachsen war. Die Polen aber setzten zu ihrem Unglück einen noch unfähigeren Mann auf den Thron, den Fürsten Michael Wisniowiecki. Der Adel machte nur zum Schein geltend, die Wasa seyen Fremde gewesen und man müsse wieder einen sog. Piasten, d. h. einen eingeborenen Polen, zum Könige haben, allein in Wahrheit wollte der Adel nur einen ohnmächtigen König, um Kronrechte und Krongüter an sich zu reißen. Michael heirathete zwar die Erzherzogin Eleonore, Schwester des Kaiser Leopold, machte aber dadurch seine Stellung nicht sicherer. Es war die Zeit, in welcher die Türken sich wieder mächtig erhoben. Auch die Kosacken, deren großer Hetman Chmielnicki 1657 starb, wandten sich den Türken zu. Nur ein Theil von ihnen blieb bei den Russen, die Mehrheit unter dem Hetman Wyhowski neigte zu Polen, trat jedoch nachher unter dem Hetman Doroszenko lieber unter türkischen Schutz, 1670, weil Michael ihnen die alten Freiheiten nicht gewähren wollte. Diese Politik des Königs erklärte der polnische Feldherr Johann Sobieski für wahnsinnig und für einen Verrath am Vaterlande, da man vielmehr alles thun müsse, um die Kosacken wieder eng mit den Polen zu verbrüdern. Das leuchtete auch allgemein so ein, daß sich eine Conföderation gegen den König bildete, während die Türken einfielen und Kaminiec belagerten. Der König floh, Sobieski aber, an der Spitze der Conföderirten, schlug das türkisch-tatarische Heer bei Kalüssa zurück, 1672. Trotzdem schloß König Michael einen schimpflichen Frieden mit dem Sultan ab und überließ ihm Podolien. Auf dem Reichstage in Warschau hielt aber Sobieski eine so feurige patriotische Rede, daß der Frieden nicht anerkannt wurde. Der Krieg entbrannte von

neuem und Sobieski schlug das große Heer der Türken unter dem Seraskier Hussein bei Choczin während eines schrecklichen Schneegestöbers. Eine Menge Türken ertranken im Dniepr, 1673.

Am Ende dieses Jahres starb Michael und niemand anders als Johann Sobieski wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Dieser Held schlug die Türken und Tatarn noch zweimal in großen Schlachten und erzwang auf dem Schlachtfeld von Zurawno einen ehrenvollen Frieden, der ihm zwei Drittheile der Ukraine sicherte, während nur das letzte Drittheil den Kosacken blieb, 1677. König Johann konnte aber den Frieden nicht lange halten, da ihn Ehre und Christenpflicht mahnten, dem von den Türken hart bedrängten Wien zu Hülfe zu kommen, 1683. Wie ritterlich er auch hier den Sieg erstritt, ist in der deutschen Geschichte schon erzählt. Das kalte Benehmen des Kaisers gegen ihn erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, daß Johann dem Schwager des Kaisers, seinem Vorgänger Michael, so heftig opponirt hatte. Leopold erwies sich aber nur allzu undankbar gegen den treuen Helfer, hetzte ihn fort und fort gegen die Türken und stand ihm nicht bei, so daß Johann in der Moldau Verluste erlitt. Den edeln Polenkönig quälten noch andere Sorgen. Die Sapieha lehnten sich gegen ihn auf und seine eigene Gemahlin, die Französin Marie Casimire de la Grange d'Arquien, weckte ihm durch ihre Intriguen noch mehr Feinde, bis er 1696 starb, durch einen jüdischen Arzt vergiftet, wie man glaubt.

Mit ihm schließt die Reihe der unabhängigen Polenkönige und mit ihm die Geschichte des eigentlichen polnischen Reichs, denn von nun an wurde das jammervolle Polen von innern Parteien und habgierigen Nachbarn Stück vor Stück zerrissen und von einer polnischen Staats- und Nationalpolitik gegenüber andern Staaten und Nationen war nicht mehr die Rede.

Der Name „polnische Republik" kam seitdem immermehr in Umlauf. Die Wahl des neuen Königs hing von den Großen des Reichs ab und diese verkauften ihre Stimmen an den meistbietenden Prinzen des Auslandes, von dem sie nicht nur Geld, Würden und Aemter nahmen, sondern dem sie auch schimpfliche Bedingungen, die

sog. pacta conventa, vorschrieben, die alle Macht in ihren Händen und ihm eigentlich nur den Namen eines Königs ließen. Ludwig XIV. ließ es sich etwas kosten, den französischen Prinzen Conti auf den polnischen Thron zu erheben, aber der sächsische Kurfürst Friedrich August, den der Kaiser unterstützte, gab mehr Geld her und trug den Sieg davon. Dieser neue König August II. benutzte den vom Kaiser abgeschlossenen Frieden zu Carlowitz, um auch für Polen den Frieden mit den Türken auszuwirken, dann aber, um sich bei den Polen ein Ansehen zu geben, wollte er Livland erwerben und mischte sich in die von Patkul angeregten Händel mit Schweden, die ihm und dem armen Polen schlecht bekamen.

5.

Russische Wirren.

Nach langen Stürmen wurde Rußland im Innern beruhigt durch die Thronbesteigung des jungen Michael, des ersten aus dem Hause Romanow, 1612. Nur nach außen hatte es immer noch zu kämpfen mit Polen, welchem es 1618 Smolensk und ein großes Gebiet an der Westgrenze, und mit Schweden, dem es 1617 Ingermanland überlassen mußte. Der Krieg mit Polen erneuerte sich noch einmal, wurde aber 1634 durch einen neuen Frieden wieder beendigt, ohne daß Rußland etwas wiedergewonnen hätte. Es befand sich noch im Zustand der Schwäche und erholte sich langsam.

Erst 1637 wagte es etwas, jedoch nur zaghaft. Die donischen (von Russen abstammenden) Kosacken nämlich boten dem Czaar Michael an, die tatarische Stadt Asow zu überrumpeln und durch ihren Besitz festen Fuß am Asowischen und dadurch auch am schwarzen Meere zu fassen. Das Unternehmen gelang auch mit russischer Hülfe, die Tatarn aber rächten sich durch verheerende Einfälle ins russische Gebiet und 1641 rüstete Sultan Ibrahim eine Flotte und ein ungeheures türkisches Heer aus, um Asow wiederzuerobern. Die Russen wagten nicht, ihm ein Heer entgegenzustellen, und als die Kosacken

sahen, daß sie sich nicht würden halten können, verließen sie die Stadt, nachdem sie dieselbe in Brand gesteckt hatten. Der Sultan aber ließ sie wieder aufbauen und behielt sie.

Dagegen entsprach es der damaligen Schwäche Rußlands, daß es sich dahin ausbreitete, wo es nur eine noch schwächere Widerstandskraft fand, im Osten Sibiriens. Hier drangen die Kosacken und die Promyschleniks (Abenteurer, Colonisten) weiter vor bis über den Baikalsee hinaus, gründeten Krasnojarsk und kamen in Verbindung mit China. In derselben Zeit (1634) machte Olearius seine berühmte Reise mit der holsteinischen Gesandtschaft, welche Handelsverbindungen in Moskau, später in Persien anknüpfen sollte. Er schildert die damaligen Russen noch als Barbaren, dem Schmutz, Branntwein und schändlichen Lastern ergeben, faul, halbthierisch und nur durch die Knute zu regieren.

Auf Michael folgte 1645 sein Sohn Alexius, der eine Maria Miloslawski heirathete, deren Verwandte aber, Pletschscheejew, Wrachaniotow und Weschistoi sich so viel Willkür und Erpressungen erlaubten, daß sie in einem Volksaufstand todt geprügelt und zerrissen wurden, 1648. Unmittelbar darauf brach ein ungeheurer Brand in Moskau aus. Im J. 1654 begann ein neuer Krieg mit Schweden, der aber bald beigelegt wurde, da Karl Gustav mit Polen und Dänen genug zu thun hatte. Es ist bemerkenswerth, daß Rußland sich damals noch nicht stark genug fühlte, die Verlegenheiten Schwedens zu benützen, um Ingermanland wieder zu erobern. Es führte vielmehr Krieg mit den Polen, gegen die es eine Zeitlang die Kosacken benutzen konnte, erlitt aber mehrere Niederlagen, 1659. Erst als Lubominski von Johann Casimir abfiel und der Bürgerkrieg in Polen entbrannte, konnte auch Rußland wieder mit besserem Erfolge eingreifen und als auch die Türken über Polen herzufallen drohten, mußte Johann Casimir im Frieden von 1667 dem Czaaren das wichtige Smolensk wieder abtreten.

In dieselbe Zeit fällt ein russischer Kirchenstreit, der 1666 auf einem Concil in Moskau entschieden wurde. Der Patriarch Nikon hatte nämlich eine Revision der alten Kirchenbücher vorgenommen

und mehreres darin verbessert, was ihm als Ketzerei und namentlich als Hinneigung zu Rom ausgelegt und weshalb er abgesetzt wurde. Gerade damals strafte im Namen des Czaaren ein Fürst Dolgoruki die unbotmäßigen und freiheitsstolzen Kosacken am Don und ließ ihre Häupter hinrichten. Da erhob sich unter ihnen Stenka Rasin zur Rache, benutzte die Aufregung, welche Nikons Absetzung hervorgerufen hatte, und wiegelte gegen 200,000 Menschen auf, unterlag aber der Kriegsmacht Dolgorukis und wurde hingerichtet. In diesem wilden Aufstand sollen 100,000 Menschen umgekommen seyn. Die russischen Kosacken schlossen sich nun den polnischen, unter dem Hetman Doroschenko und mit diesen an die Türken an, als diese mit Johann Sobieski kämpften.

Alexius starb 1676 und ihm folgte sein Sohn Feodor, an den sich plötzlich wieder die Kosacken anschlossen, um von den Türken unabhängig zu bleiben. Das bewog aber den Sultan, Rußland den Krieg zu erklären. Anfangs siegten die vereinigten Russen und Kosacken über die vereinigten Türken und Tatarn bei der Festung Tschirigin, 1677. Im folgenden Jahre aber ließen sie sich nach einem glücklichen Gefecht in derselben Festung bei Nacht im Rausch überfallen und erlitten schreckliche Verluste, worauf der Czaar Frieden machte und der größte Theil der Kosacken wieder auf die polnische Seite übertrat. Feodor war erst 21 Jahre alt, als er 1687 starb, und hinterließ keine Kinder. Also bestieg sein Bruder Iwan den Thron, der aber schwach an Geist war, weshalb der dritte und jüngste Bruder Peter, den Feodors zweite Gemahlin, Natalie Narischkin, geboren hatte, ein Knabe voll Geist, auf die Thronfolge Anspruch machen durfte.

Sofort bildeten sich zwei Parteien am Hofe. Für den schwachen Iwan wollte dessen Schwester Sophie regieren und den Stiefbruder Peter ausschließen. Ihr stand die ganze Familie der Miloslawski, der talentvolle Minister Fürst Galiczyn und die russische Garde, das Prätorianercorps der s. g. Strelitzen bei. Für den jungen Peter aber wollte sein Oheim Athanasius Narischkin regieren und ihm stimmte auch der Patriarch Joachim zu. Aber die rohe Ge-

walt entschied. Sophie ließ den Athanasius durch die Strelitzen vom Altar, zu dem er geflüchtet war, wegreißen und ermorden. Dann erklärte sie, Iwan und Peter sollten gemeinschaftlich den Thron erben, und nöthigte den Patriarchen, zuzustimmen, sprach aber sofort die Regentschaft allein für sich an. Dagegen erhob sich der Pope Nikrita an der Spitze der Altgläubigen und beschuldigte den Patriarchen der Ketzerei. Sophie ließ den Empörer hinrichten. Nun hofften die Chowanski, Vater und Sohn, sich an der Spitze der übermüthig gewordenen Strelizen selbst in die Obergewalt eindrängen zu können, und verschworen sich gegen die ganze Czaarenfamilie, aber auch sie unterlagen, weil die schlaue Sophie hinter ihren Plan kam, sie einladen, festnehmen und hinrichten ließ.

Somit hatte Sophie den Sieg errungen und herrschte allein mit ihrem Beistand Galiczyn. Der letztere unternahm 1687 einen Feldzug gegen die Krim, in der Hoffnung, sie erobern zu können und dadurch sein Ansehen zu befestigen. Aber das russische Heer unterlag bösartigen Krankheiten und mußte umkehren. Galiczyn schob die Schuld auf den Kosacken-Hetman Ssamoilowitsch und dessen Adjutant Mazeppa gab sich dazu her, als Kläger aufzutreten. Der unschuldige Hetman wurde nach Sibirien verbannt, eine Strafe, die als Surrogat für die Todesstrafe damals zuerst in Rußland gebräuchlich wurde, und Mazeppa schwang sich durch seine Treulosigkeit zum Hetman empor. Galiczyn aber verlor durch das mißlungene Unternehmen sehr viel von seinem Credit. Er war der Liebhaber Sophiens, sie hatte bereits mehrere Kinder von ihm und wollte ihn heirathen und ihre eigene Dynastie gründen. Ein Fall, der unfehlbar eingetreten wäre, wenn Galiczyn im Kriege mehr Glück gehabt, die Krim erobert und den Russen Ruhm erworben hätte. Es gelang nicht. Obgleich er 1689 den Krieg wieder aufnahm, kehrte er auch diesmal wieder zaghaft um.

Damals vermählte die zurückgesetzte Czarewna Natalie ihren Sohn Peter mit Eudoxia, einer Tochter des mächtigen Hauses Lapuchin, 1687. Der junge Großfürst begann sich zu fühlen, sammelte den jungen Adel um sich und wagte, seiner stolzen Schwester

zu trotzen. Bei einem öffentlichen Feste forderte er von ihr, sie solle nicht mehr als die Selbstherrscherin, sondern nur als Regentin auftreten und den beiden jungen Czaaren den Vorrang lassen. Als sie sich weigerte, ging er im Zorn fort, ersah aber die Gelegenheit, um den aus dem Kriege heimkehrenden Galiczyn mit Vorwürfen zu überhäufen. Die schlechte Kriegführung brachte ihn sodann auf die schlechte Verwaltung des Reichs überhaupt und als ob er schon der Herr allein wäre, forderte er Rechenschaft. Da säumte Sophie nicht, Maßregeln gegen den gefährlichen Trotzkopf zu ergreifen, und war im Begriff, ihn durch die Strelitzen festnehmen zu lassen, als er noch zur rechten Zeit aus Moskau entfloh. Aber sein muthiges Auftreten hatte ihn schon ungemein beliebt gemacht. Man hoffte von ihm, er werde die Mißbräuche des Weiberregiments abstellen. Man fühlte sich durch seine Persönlichkeit bezaubert, denn seine große Gestalt, sein schönes und heldenmäßiges Gesicht, sein großes durchdringendes Auge, seine rasche Bewegung und geistvolle Rede verkündeten der Welt einen der seltenen Menschen, die, wenn sie auf Thronen geboren sind, der Abgott ihrer Nation werden und das Jahrhundert mit ihrem Ruhm erfüllen. Er hatte sich nach dem Kloster Troitzk zurückgezogen, setzte aber von hier aus alles in Bewegung, um sein Recht gegen die Schwester zu verfechten. Da ging die Mehrheit der Strelitzen zu ihm über. Schaklowitoi, der auf Sophiens Befehl ihn hatte verhaften sollen, wurde nun selbst festgenommen und gestand unter der Knute, was Sophie zu Peters Verderben im Schilde geführt habe. Laut verkündete es Peter und das Heer, Adel und Volk riefen ihm Beifall. Da sah sich Sophie verlassen. Peter aber schonte ihrer und Galiczyns großmüthig, indem er sie in ein Kloster schickte und ihn verbannte. Nur Schaklowitoi und einige wenige andere wurden hingerichtet. Am 9. September 1689 hielt Peter als von nun an allein regierender Czaar seinen feierlichen Einzug in Moskau und bezog den Kreml als seine Residenz. Hier kam ihm sein Bruder Iwan entgegen, umarmte und beglückwünschte ihn und blieb ihm bis zu seinem Tode (1697) treu ergeben, ohne ihm je die Alleinherrschaft zu bestreiten.

6.

Peter der Große in Holland.

Peter war von Jugend auf außerordentlich wißbegierig und praktisch. Von allem was er sah und hörte, wollte er Grund und Zweck wissen. Als man glaubte, er habe genug gelernt, obgleich er erst zehn Jahr alt war, verlangte er selbst neue Lehrer. Im Soldatenspiel suchte er nicht das Spiel, sondern das Lehrreiche, baute und vertheidigte schon als Knabe geschickt angelegte Festungen, wobei der Genfer Lefort ihm Anleitung gab. Aus den jungen Leuten, die ihm dabei auf seinem Landgut in Preobraschensk halfen, bildete er den ersten Kern des später so berühmt gewordenen Preobraschenskischen Garderegiments. Auch diente ihm damals schon der junge Menzikow, anfangs nur als Lakai. Derselbe war ein Pastetenbäckerjunge gewesen, aber so verständig und gewandt, daß er bald Peters Liebling und endlich sein Minister und zum Fürsten erhoben wurde. Sobald Peter zur Regierung gelangte, begann er auch die Reform seines Heeres im Großen, um der russischen Macht wieder Ansehen zu verschaffen. Er faßte aber nicht blos Kosacken und Tartarn, Polen und Türken ins Auge, sondern auch Schweden, und es zeugt von seinem Genie, daß er die Wichtigkeit der russischen Stellung im Norden erkannte. Schon frühzeitig muß ihm im Sinne gelegen haben, festen Fuß am finnischen Meerbusen zu fassen und eine Flotte zu bauen, um der schwedischen gewachsen zu seyn, denn er lernte von holländischen Schiffern auf den Strömen und Seen Rußlands Schiffe bauen, wobei er selbst mit Hand anlegte. Eine Schiffswerft errichtete er an der Oka, eine andere am pereslawschen See, und 1693 unternahm er eine Reise nach Archangel, wo er so viel von holländischen Schiffern und Kaufleuten lernte, daß er im nächsten Jahr noch einmal nach Archangel ging, um mit ihnen zu verkehren. Sie imponirten ihm außerordentlich und in der That

waren damals unter allen Völkern der Welt die Holländer in allen technischen Fächern die erfahrensten und geschicktesten.

Nachdem Peter sein Kriegsheer nach deutschem, schwedischem und französischem Muster gänzlich umgebildet und tüchtig eingeschult hatte, zog er 1695 mit 100,000 Mann gegen die Krim aus, um zunächst Asow wieder zu erobern. Aber er hatte für so viele Truppen in der Steppe nicht genug Lebensmittel und 30,000 Mann starben ihm hin, ohne daß er Asow einnahm, was ihm erst im folgenden Jahre durch die Kunst ausländischer Ingenieure gelang. Hierauf ließ er die Stadt großartig befestigen und legte Taganrog als zweite Festung an.

Nach diesem ersten Erfolge wollte Peter nach dem Westen reisen, um sich weiter auszubilden. Das sah die russische Geistlichkeit und das Bojarenthum mit Recht als die Vorbereitung zu neuen großen Reformen an, die der Czaar, wie zuerst im Kriegswesen, so bald auch im Civilfach und vielleicht sogar in der Kirche würde vornehmen wollen. Die Großfürstin Sophie nährte von ihrem Kloster aus die Unzufriedenheit der Altrussen. Die großen Kosten für die Flotte wurden zum Vorwand gebraucht. Man machte das Volk vor allem bange vor den Lasten, die ihm Peter aufbürden würde. So kam eine Verschwörung von Strelitzenoffizieren zu Stande. Peter saß gerade in Leforts Wohnung bei der Tafel, als ihn jemand zu sprechen wünschte. Er ging fort, kam nach einiger Zeit wieder und unterhielt sich so angenehm wie zuvor, ohne daß man merkte, was vorgegangen war. Peter hatte erfahren, man stelle ihm nach dem Leben, und die Verschworenen seyen in Sokownin's Hause versammelt. Da war Peter rasch und ganz allein in einem Schlitten hingefahren, hatte sich mitten unter die verschworenen Offiziere gesetzt und mit ihnen getrunken, bis die heimlich von ihm bestellte Wache, durch Zufall verspätet, angekommen war. Hierauf hatte er alle Verschworenen beim Kopf nehmen lassen und war ruhig wieder zu Lefort zurückgefahren. Eine bewundernswürdige Kühnheit, denn er mußte jeden Augenblick befürchten, daß ihm die Verschworenen zuvorkommen und ihn umbringen würden. Die Schuldigen wurden

grausam hingerichtet und nachdem er den Unzufriedenen diesen Schrecken eingejagt hatte, reiste er ab, im April 1697. Als er über die Grenze von Livland kam, legte er es darauf an, sich über die schwedische Regierung beklagen zu können. Man sorgte nicht genug für ihn und sein Gefolge, die Quartiere waren eng und schlecht und in Riga verwehrte man ihm, die Festungswerke zu besehen. Das war ihm ein guter Vorwand, um später mit Schweden Krieg anzufangen. Als er in Pillau mit dem Kurfürsten von Brandenburg zusammenkam, verabredete er mit diesem schon eine Allianz gegen Schweden, beglückwünschte aber schriftlich auch den neugewählten Polenkönig August II. Dann reiste er durch Norddeutschland nach Holland und begab sich incognito nach Saardam, um hier als gemeiner Arbeiter den Schiffsbau gründlich zu erlernen. Diese Stadt war ihm durch die Holländer, mit denen er sich in Archangel befreundet hatte, besonders empfohlen worden. Er arbeitete mit großem Eifer und benutzte die übrige Zeit, um Fabriken und Maschinen aller Art zu besehen. Das Bedürfniß, immer noch mehr zu lernen, nöthigte ihn endlich, sein Incognito aufzugeben, und so hielt er denn im August einen feierlichen Einzug in Amsterdam, um als Czaar von den Hochmögenden bewillkommt zu werden. Erst im September ging er nach dem Haag, wo ihn Wilhelm III. von Oranien schon als König von England, empfing.

Holland war damals der europäische Musterstaat. In dieser Republik herrschte außerordentlicher Reichthum, als Frucht rastloser Arbeit, der freie Bürger war daher auch ungemein stolz und konnte mit einer gewissen Verachtung auf die Unterthanen despotisch regierter Staaten herabsehen, deren Wohlstand durch die Ministerien und Höfe zu nichtigen Zwecken verschlungen wurde. Die Holländer hatten aber zugleich in China und Japan zum erstenmal neben Luxus und Comfort aller Art auch Staatseinrichtungen kennen gelernt, von denen man in Europa bisher keine Ahnung gehabt hatte, und welche sie mit Vortheil auf ihre eigenen Gemeindewesen anwandten. Daher das Staunen der Reisenden über die holländische Reinlichkeit, Solidität und bürgerliche Vornehmigkeit, über die prächtigen Häfen,

Werften, Canäle, Straßen, über die großen Bauten zu öffentlichen Zwecken und über die Zierlichkeit der Privatwohnungen und deren reiches Innere. Sie sahen hier großartige Arsenale, Zeughäuser, Börsen, Hospitäler, Waisenhäuser, Armenhäuser, Findelhäuser, Besserungshäuser, rationelle Zuchthäuser, reiche Sammlungen von Kunstwerken, Bibliotheken, Naturaliencabinete rc. Die holländischen Universitäten waren im höchsten Flor und die Gelehrten vom Staate reichlich unterstützt. Der Czaar besuchte Leyden, wo ihm der berühmte Boerhave die Anatomie, und den botanischen Garten, wo Leuwenhoek ihm seine Entdeckungen unter dem Mikroskop zeigte.

Peter reiste auch nach England, wo er ebenfalls alles Wissenswerthe besah, was seine Reformplane fördern konnte. Auch kaufte er auf seiner ganzen Reise, besonders in Holland, viel auf und nahm eine Menge geschickter Arbeiter für Rußland in Sold. Dann reiste er nach Wien, wo er den Kaiser besuchte, und wollte noch weiter nach Italien, als die Nachricht, es sey wieder eine Strelitzenempörung ausgebrochen, ihn zurückrief. Nachdem er noch in Polen den König August freundlich begrüßt hatte, traf er im Spätsommer 1699 wieder in Moskau ein, überwältigte mit Hülfe der treu gebliebenen Truppen, besonders der Reiterei und Artillerie, die Strelitzen, nahm ihrer 4600 gefangen und ließ sie zu hunderten aufs grausamste foltern und dann hinrichten, den ganzen October hindurch, an einem einzigen Tage 230 auf einmal. Vergebens flehte ihn der Patriarch um Gnade für sie an. „Es ist eine Pflicht, die ich gegen mein Volk erfülle,“ sagte der Czaar.

Hierauf hob Peter das ganze Institut der Strelitzen auf, führte zum erstenmal die allgemeine Rekrutirung in seinem Reiche ein und befahl den Russen, ihre nationalen langen Röcke und Bärte abzulegen. Er glaubte nämlich, wenn er sie nicht äußerlich umbilde, werde auch ihr Inneres nicht besser. Er hatte den ungeheuren Unterschied zwischen der germanischen und slavischen Race begriffen und wollte die letztere durchaus auf die Höhe der erstern erheben. Eine gewiß löbliche Absicht, die er sogar für seine heiligste Pflicht hielt, wobei er aber vergaß, daß sich der Racencharakter durch keine Ge-

walt ändern läßt. Er konnte den Racenzug an sich selbst nicht verleugnen. Doch hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm seine barbarische Willkür und Härte vorwarf. Er hätte auch die wirklich nützlichen und möglichen Reformen, die er in Rußland einführte, gar nicht durchsetzen können, wenn er dem Volke nach seiner Gemüthsart und nach seinen Sitten fremd, wenn er nicht selbst ein echter Russe gewesen wäre. Als solcher ergab er sich oft viehischer Trunkenheit, mißhandelte die Menschen barbarisch und ergötzte sich an Dingen, vor denen der feinere Geist sich ekelt, an Hofnarren, Hofzwergen u. dergleichen.

Zwölftes Buch.

Der Orient im 17. Jahrhundert.

1.

Verfall des türkischen und persischen Reichs.

Die Völker Asiens und Europas, die in den Besitz Mesopotamiens und Babels kamen, sind alle unabänderlich der uralten babylonischen Verführung unterlegen. Alle arischen Kernvölker, die tapfersten und schönsten, wurden wie Herakles von der Omphale der Löwenhaut entkleidet und im Weibergemach verweichlicht. So die Perser, Makedonier, Römer, Araber und nun auch wieder die Türken. Die osmanischen Sultane wuchsen im Serail unter Weibern und Eunuchen auf und nur selten erhob sich noch einer zu kriegerischem Muth und Ehrgeiz. Fast alle waren sie frühzeitig durch Genuß erschöpft und in die Trägheit versunken, die dem Großveziere und den Janitscharenagas erlaubte, zu thun, was sie wollten, und ihre Familien auf Kosten des Landes zu bereichern.

Sultan Murad IV. war noch ein Knabe, als er 1623 auf den Thron erhoben wurde. Für ihn regierten die unwürdigsten Emporkömmlinge. Nachdem er endlich herangewachsen war, bestürmten ihn die Janitscharen, selber zu regieren und die Mißbräuche abzuschaffen, an denen doch sie selbst allein Schuld waren. Auch kam es ihnen nur auf einen Wechsel der Personen, nicht des Systems

an und der Sultan war gar nicht fähig, vernünftig zu regieren. Er gebrauchte die ihm zurückgegebene Gewalt nur, um seinem angeborenen Hange zur Grausamkeit zu fröhnen. Kein Tag verging, ohne daß er nicht Hinrichtungen befohlen hätte. Jeder irgend bedeutende Mann war ihm verdächtig und sein Kopf mußte springen. Empörungen wurden im Blut erstickt. Aber auch der kleinste Zufall reizte die Mordgier des Tyrannen. Als einmal sein Pferd vor einem indischen Bettelmönch scheute, ließ er sogleich dreißig dieser Mönche aufgreifen und köpfen. „Murads Tyrannei," sagt Hammer, „war über das Reich ausgegossen wie ein blutiges Nordlicht, in welchem lange Streifen und einzelne Punkte helle hervorbrennen; so heften in der blutigen Einförmigkeit dieses Henkerspiels nur Hinrichtungen in Massen oder vorzüglich berühmter Männer unsere Aufmerksamkeit." Persiens Schwäche reizte den Sultan zu einem Feldzuge und es gelang ihm, 1639 Bagdad zu erobern. Auf diesem Zuge aber beging er nicht nur unterwegs die unerhörtesten Grausamkeiten, sondern ließ auch in dem schon eroberten Bagdad noch nachträglich 30,000 wehrlose Einwohner niederhauen. Im folgenden Jahre starb er an den Folgen viehischer Trunkenheit.

Sein Bruder und Nachfolger Ibrahim kam ihm an Heftigkeit nicht gleich, sondern war im Gegentheil sanft und weichlich und mit nichts beschäftigt, als mit den Vergnügungen des Harems. Immer unter Weibern, schien er selbst zum Weibe geworden zu seyn. Keiner ist in sybaritischem Raffinement weiter gegangen als er. Seine Gemächer wimmelten von den reizendsten Frauen, von denen sieben als Sultaninnen ihren eigenen großen Hofstaat hatten und denen die Einkünfte ganzer Provinzen zugewiesen waren. Seine unersättliche Einbildungskraft verlangte aber immer neue Reizungen, wovon man sich einen Begriff macht, wenn man liest, mit welcher Gier er einmal alles aufbot, um in seinem weiten Reiche das dickste Weib, eine Armenierin, ausfindig zu machen. Ebenso gewählt war er in Bezug auf den Putz seiner Damen, der an Reiz und Reichthum alles überbieten sollte. Venetianische, französische und englische Fabriken wetteiferten mit den persischen und indischen, die feinsten

Seiden- und Wollengewebe in das Serail nach Constantinopel zu liefern, wo man fabelhafte Preise dafür zahlte. Allem andern aber zog der Sultan das weichste Pelzwerk vor, so daß er zuletzt nur noch Zobelpelze weich genug fand und ungeheure Summen dafür ausgab. Außer dieser Wollust des Gefühls pflegte er die des Geruchsinns durch den Gebrauch der feinsten Wohlgerüche, von denen seine Gemächer stets durchduftet seyn mußten. Sonst ergötzten ihn nur Musik und Possenreißer. Um die Geschäfte bekümmerte er sich gar nicht. Nur seinen Feldherrn gelang es, den Russen Asow wieder zu entreißen. Gegen Venedig erlitten die Türken Verluste in Dalmatien. Da sich der Sultan nun durch seine Unthätigkeit gar zu verächtlich machte, diente das einer Janitscharenpartei, der auch die Ulemmas (Rechtsgelehrte und Geistliche zugleich) beitraten, zum Vorwande, ihn abzusetzen und zu erwürgen, 1648.

Für seinen kleinen Sohn Muhamed IV. regierte nun seine Großmutter Koesem im Sinne der herrschenden Janitscharenpartei, die aber schon 1651 wieder durch eine andere verdrängt wurde. Die alte Koesem hatte sich in einem Schranke versteckt und hoffte die Mörder zu entwaffnen, indem sie ihnen Hände voll Gold und Juwelen zuwarf, aber man erwürgte sie. Die herrschende Partei erhob nun die Mutter des jungen Sultans zur Scheinregentin, ging nur ihrem persönlichen Interesse nach und versäumte das Reichsinteresse in dem äußerst lahm fortgeführten Kriege mit Venedig und Polen. Erst seit 1656 gelang es dem neuen Großvezier Muhamed Köprili, der Regierung wieder mehr Ansehen von außen und im Innern zu verschaffen. Er selbst war so geachtet, daß nach seinem Tode sein Sohn Achmed sein Amt erbte, 1661. Schon der Vater griff das deutsche Reich an und der Sohn setzte diesen Krieg fort. Von Verlauf und Erfolge desselben ist schon in der Geschichte Leopolds I. Nachricht gegeben. Nachdem Achmed mit dem Kaiser 1664 den Frieden von Vasvar geschlossen hatte, griff er 1667 die Insel Candia an. Die Hauptstadt gleiches Namens wurde von den Venetianern unter Morosini mit bewundernswürdiger Kunst und Tapferkeit drei Jahre lang vertheidigt und fiel erst, als die franzö-

sischen Hülfstruppen unter dem Herzog von Noailles abgezogen waren. Sodann erklärte Achmed den Polen den Krieg und eroberte 1672 Kaminiec, so daß ihm Polen Podolien abtreten mußte. Als er 1674 starb, wurde Kara Mustapha, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, zum Großvezier ernannt. Dieser führte zuerst Krieg mit Rußland gegen seinen Wunsch, weshalb er auch bald Frieden machte und den Russen Asow abtrat, um alle seine Kräfte gegen das deutsche Reich richten zu können. Wie es ihm aber auch hier mißlang und er 1683 vergebens Wien belagerte, ist oben schon erzählt. Nach seiner schrecklichen Niederlage ließ ihn der Sultan stranguliren. Der Ueppige hinterließ einen Harem von 1500 Damen mit eben so viel Sklavinnen und 700 Eunuchen. Allein es kam kein Besserer, der ihn im Felde ersetzt hätte. Die Kaiserlichen erfochten Sieg auf Sieg, während der Sultan sich daheim mit der Jagd erlustigte. Da wurden die Janitscharen wüthend, setzten ihn ab und erhoben seinen Bruder Soliman auf den Thron, 1687. Dieser starb bald. Unter dem folgenden Sultan, dem jüngern Bruder des vorigen, Achmed II., sollte wieder ein Köprili (Mustapha) den Sieg herstellen, fiel aber in der Schlacht bei Szalankemen, 1691. Achmed starb 1695 und nun folgte Muhameds IV. Sohn, Mustapha II., unter dem die türkischen Heere durch den Prinzen Eugenius neue Niederlagen erlitten und Belgrad verloren. Auch von den Polen unter Sobieski und von den Venetianern unter Morosini waren sie geschlagen worden und mußten endlich im Frieden von Carlowitz 1699 an den Kaiser Ungarn und Siebenbürgen mit Belgrad, an Polen Kaminiec, Podolien und die Ukraine, an Venedig Dalmatien und Morea abtreten.

In der Türkei kamen trotz ihres allgemeinen Verfalls im 17. Jahrhundert doch noch einige Männer von Thatkraft auf, in Persien aber gar niemand. Hier folgte auf den großen Abbas 1627 dessen unwürdiger Enkel Sam Mirza, der sich Schah Sofi nannte und damit anfing, alle Prinzen des Hauses und alle irgend ausgezeichneten Staatsmänner und Heerführer hinrichten zu lassen, um sich aller Nebenbuhler und Tadler zu entledigen. Er soll seine

eigene Mutter, die Tochter des großen Abbas, haben umbringen lassen, worin jedoch nicht alle Nachrichten übereinstimmen. Der Zorn riß ihn so hin, daß er seine Lieblingsgemahlin eigenhändig erdolchte. Bei alle dem hatte er das sanfteste und freundlichste Gesicht von der Welt. Die Macht Persiens zerfiel unter ihm so rasch, daß ihm im Süden die Usbeken die Provinz Candahar und die Türken im Osten Bagdad entrissen. Er starb 1641. Sein Sohn und Nachfolger Abbas II. eroberte Candahar zurück, wagte aber nicht, den Frieden mit der Türkei zu brechen, um etwa Bagdad wiederzuerobern, vertrieb sich die Zeit am liebsten mit Trinken und fand, die Europäer und Christen, welche das Weintrinken erlaubten, seyen viel vernünftiger, als die Muhamedaner, denen es ihr Gesetz verbot. Er ging deshalb am liebsten mit Europäern um und lud alle, die nach Persien kamen, zu sich ein, um mit ihnen zu zechen. Das viele Trinken zog ihm den Tod zu, 1666. Sein Sohn Soliman trat in seine Fußstapfen. Man hat noch einen Brief eines Agenten der ostindischen Compagnie, den derselbe 1672 aus der persischen Residenz Ispahan schrieb und worin er sich drei Fässer mit Rothwein, Sect und Rheinwein ausbat als die besten Mittel, den Schah für das englische Interesse zu gewinnen. Ihm folgte 1694 sein Sohn Hussein, welcher friedlich regierte. Dieser Frieden lag aber nur wie ein Schlaf über Persien, ohne das Reich innerlich zu kräftigen, so daß es im vorigen Jahrhundert nur erwachte, um die traurigsten Schicksale zu erleben.

2.

Aurengzeb und die Europäer in Ostindien.

Das Reich des Großmogul in Indien hatte seinen höchsten Glanz unter dem mächtigen Akbar erreicht. Dessen Enkel Schah Jehan, der seit 1627 regierte, machte Delhi wieder zur Hauptstadt, baute diese herrliche Stadt neu auf und errichtete überhaupt die großartigsten Paläste, Moscheen, Grabdenkmäler in der schönen

maurisch=indischen Bauart, welche der gothischen am nächsten kommt. Am meisten Ruhm genießt der Taj Mahal in Agra, das große Grabmal seiner Gemahlin, ganz in weißem Marmor ausgeführt, sodann der Kaiserpalast in Delhi. Allein Schah Jehan war ein schwacher Regent und unter ihm wurde das Reich durch seine eigenen Söhne zerrüttet.

Er dachte die Nachfolge nach der natürlichen Ordnung der Dinge seinem ältesten Sohne Dara zu, aber der jüngste, Aurengzeb, wollte ihm den Thron rauben. Dieser Prinz war von merkwürdiger Arglist, Kaltblütigkeit und Verstellungskunst. Schon im neunten Jahre fing er das verrätherische Spiel an, heuchelte eine erstaunliche Frömmigkeit und Weltentsagung und ging wirklich unter die halbnackten und nur mit Lumpen bekleideten Fakirs. Als er dadurch aber einerseits bei seinen Brüdern und bei seinem schwachen Vater jede Besorgniß, als strebe er nach dem Thron, beseitigt und andrerseits sich eine große Partei im Volke gemacht hatte, hetzte er seine Brüder durch Verleumdungen gegen einander. Der Vater war erkrankt. Da überredete Aurengzeb seinen Bruder Morad, Dara stelle ihm nach dem Leben, sie beide sollten also zusammenhalten und Morad den Thron einnehmen, worauf er, der jüngste, sich wieder in die Einsamkeit zurückziehn und Mönch bleiben wolle. Es kam nun 1658 zu einer Schlacht zwischen den Brüdern. Dara stürzte von seinem Elephanten, als dieser zufällig verwundet worden war. Die Seinen hielten ihn für todt und flohen. Die Sieger zogen vor Agra, wo Schah Jehan eben wieder genesen war. Aurengzeb heuchelte ihm kindliche Liebe, ließ ihn aber plötzlich festnehmen und einsperren. Ebenso that er dem Morad. Auch Dara wurde ihm durch Verrath gefangen ausgeliefert und er ließ beide Brüder umbringen, der Vater aber lebte noch sieben Jahre im Kerker. Aurengzeb war nun Alleinherr und regierte mit großer Kraft, aber mit eben so viel boshafter List. Seine alten Freunde, die Fakirs, kamen auch übel bei ihm weg. Er hatte bemerkt, daß sie eben solche Heuchler seyen, wie er selbst, und unter ihren Lumpen öfters viel Gold ver=

borgen hätten. Er ließ sie also, nachdem er Kaiser geworden, zusammenkommen und — neu kleiden. Mochten sie wollen oder nicht, sie mußten seine Gnade annehmen und die Lumpen hergeben, die Aurengzeb sofort verbrennen ließ und aus denen er eine Masse Gold gewann.

Aurengzeb legte sich den Namen Alumgir (Welteroberer) bei und versuchte wirklich, sich ganz Indiens zu bemeistern. Allein es war ihm nicht möglich, alle Hindernisse dabei zu überwinden, da er sie sich zum Theil selbst in den Weg legte. Er wollte nämlich die ihm unterworfenen Völker mit Gewalt nivelliren und nicht nur zu gehorsamen Unterthanen eines großen Reichs, sondern auch zu Angehörigen desselben Glaubens machen, erneuerte daher den alten muhamedanischen Fanatismus und rottete den heidnischen Götzendienst der Inder mit grausamer Härte aus, so weit es ihm möglich war. Es war ihm aber nicht möglich, ihn ganz auszurotten, denn die heidnischen Völkerschaften saßen zu dicht. Im Gegentheil begannen die Heiden sich zum Widerstande zu stählen und gerade in dieser Zeit bildete sich das Ansehen und die Macht der Rajputen einer- und der Mahratten andrerseits in Indien aus, zweier der alten Brahmareligion ergebenen Stämme, die zwar unter verschiedenen Dynastien getheilt waren, sich aber im entscheidenden Augenblicke gegen die Muhamedaner vereinigten. Indem Aurengzeb sie zu trennen suchte, begünstigte er von Zeit zu Zeit den einen, und dieser diente ihm wieder zum Schein, um dadurch für sich Vortheil zu erlangen oder Nachtheil abzuwenden. So handelte es sich nicht von einem eigentlichen Glaubenskriege in Indien, sondern nur von einem Kampfe der Arglist, der sich der Religion als Mittel zum Zweck bediente, wie dasselbe gleichzeitig in Europa geschah. So war es namentlich der Mahrattenfürst Sewaji, der den schlauen Aurengzeb überlistete, ihm erst diente und ihn dann im Felde schlug, 1672. Erst nach Sewajis Tod gelang es dem Mogul, dessen Sohn Sambaji im trunkenen Zustand zu überfallen und hinrichten zu lassen, 1689, allein die Mahratten stritten für Sambajis kleinen Sohn Saho mit größter Tapferkeit und es gab einen langen blutigen

Kampf, in welchem die Mahratten sich in der Mitte des Dekkan behaupteten, da der Mogul zugleich mit den Rajputen, mit den Afghanen im Norden und mit einer neu entstandenen Sekte der Sadhs zu kämpfen hatte. Das waren indische Bauern, die den alten Frieden und die alte Tugend zurückersehnten und die Muhamedaner wegen ihrer Laster grimmig haßten. Trotz der großen Macht und Klugheit Aurengzebs gelang es demselben doch nicht, der Hindu Meister zu werden, vielmehr war die nationale und religiöse Reaction gegen die eingedrungenen Muhamedaner im Wachsen. Diese Kämpfe, die Europa ferne standen, während doch ähnliche in Europa selbst zu gleicher Zeit wütheten, waren merkwürdig durch die Art der Kriegführung. In beiden Heeren entschied nur die Reiterei. Die mongolische war schwergepanzert und saß auf hohen Rossen, die mahrattische leicht bewaffnet, ritt nur kleine Pferde und floh immer, umschwärmte dann aber, wenn der vorstürzende Feind sich und seine Pferde ermüdet hatte, die Colonnen desselben, wie die alten numidischen Reiter, die Beduinen und Kosacken zu thun pflegten, und rieben ihn langsam auf durch Abschneiden der Zufuhr und ewiges Allarmiren.

Aurengzeb starb 1707 in hohem Alter. Die muhamedanischen Autoren haben ihn aus Parteiinteresse über alle Maaßen gepriesen, weit mehr, als er es verdiente, und dieses übertriebene Lob ist auch in Europa verbreitet worden.

Mittlerweile hatten sich immer mehr europäische Schiffe und Kaufleute an den indischen Küsten eingefunden. Die Portugiesen hatten hier den Vorrang, weil sie zuerst gekommen waren. Sie behaupteten ihre große Niederlassung in Goa gegen die einheimischen Rajahs und gegen die mit ihnen rivalisirenden arabischen Handelsleute nicht nur durch die Ueberlegenheit ihrer Kanonen, sondern auch durch die Gunst anderer einheimischer Fürsten, denen der Handel mit ihnen vortheilhaft schien. Die Spanier beschränkten sich auf die großen philippinischen Inseln und überließen die s. g. Gewürzinseln (Molukken) und das zimmetreiche Ceylon den Portugiesen. Man tadelte indeß die unbarmherzige Grausamkeit, mit welcher die por=

tugiesische Inquisition nicht nur Heiden und Muhamedaner, sondern auch die syrischen Christen, die sich bis nach Indien zerstreut hatten, verfolgte. Die Inder wurden dadurch aufs tiefste erbittert, ohne daß Portugal mit seinen schwachen Kräften eine Bekehrung hätte durchführen können, zu der selbst des Großmoguls furchtbare Macht nicht ausreichte. Als daher die Holländer in das stille Weltmeer eindrangen und überall mit ihren Flotten den spanischen und portugiesischen überlegen waren, bemächtigten sie sich auch bald des einträglichsten Handels und der reichsten Colonien. Schon 1639 jagten sie die Portugiesen aus Japan, 1641 aus den Gewürzinseln, 1656 aus Ceylon fort und setzten sich an ihre Stelle. Der Mittelpunkt ihrer indischen Besitzungen aber wurde die rasch aufblühende Handelsstadt Batavia auf der großen Insel Java. Auch auf der nahe liegenden großen Insel Sumatra ließen sie sich nieder und bekämpften dort das wilde, heute noch menschenfressende Volk der Battas. Die Ueberlegenheit der Holländer über die Portugiesen und Spanier bewährte sich schon in dem einzigen Umstande, daß die erstern die Südspitze Afrikas, das Cap der guten Hoffnung, besetzten, was die letztern versäumt hatten. Das war die wichtigste Station zwischen Europa und Ostindien.

Auch die Engländer besuchten schon unter der Königin Elisabeth das stille Weltmeer, jedoch Franz Drake und Cavendish nur, um zu recognosciren. Erst 1599 wurde der Grund zu der berühmten ostindischen Compagnie in London gelegt und 1613 gründeten die Engländer ihre erste Niederlassung in Surate mit Erlaubniß des Großmogul Jehangir, weil sie demselben gegen die verhaßten Portugiesen in Goa beistanden. Der englische Gesandte Roe am Hofe zu Delhi war äußerst thätig, durch seine Diplomatie das englische Handelsinteresse zu fördern. Dieselben Künste gebrauchte England auch am Hofe zu Ispahan und englische Flotten standen auch den Persern gegen die Portugiesen bei und entrissen ihnen 1622 Ormuz im persischen Meerbusen. Aber schon 1634 versöhnten sich die Engländer wieder mit den Portugiesen aus gemeinschaftlichem Hasse gegen die Holländer. Die europäischen Kriege zwischen

England und Holland wirkten auch auf die Colonien ein. Auf Amboina waren einige Engländer, welche sich gegen die dort herrschenden Holländer verschworen haben sollten, hingerichtet worden. Der englische Stolz verlangte Genugthuung und Cromwell zwang die Holländer, eine große Summe als Buße zu zahlen. Jemehr sich England in Europa gegen Holland erhob, um so mehr wuchs auch seine Macht in Indien an. Im J. 1662 gewann es die Insel Bombay und machte sie zum Hauptsitz ihrer Herrschaft in Indien. Von hier aus gründete es auch seine ersten Niederlassungen in Bengalen an den Mündungen des Ganges, brauchte aber hier schon brutale Gewalt gegen die einheimische Behörde und empfing dafür eine Züchtigung durch Aurengzeb. Die englischen Gesandten mußten knieend und mit gebundenen Händen seine Gnade erkaufen, 1687. Aber das beiderseitige Interesse versöhnte sie wieder.

Auch die Franzosen wollten nicht zurückbleiben und 1664 gründete Colbert eine ostindische Compagnie und 1672 in Pondichery die erste französische Niederlassung.

3.

Die Ming-Dynastie in China.

Die Horden Chingischans hatten das chinesische Reich erobert, aber allmälig erschlaffte der mongolische Nerv in dem üppigen Lande und die echten Chinesen erhoben sich unter dem kühnen Tschu-jumthang und vertrieben oder unterwarfen die Mongolen. Der Sieger gründete die neue, wieder rein chinesische Dynastie der Ming, 1368. Die Poesie hat den Stifter dieser Dynastie unter dem Namen Hongwu als das Ideal eines guten Chinesen aufgefaßt. In der Kindheit bettelarm und verfolgt findet er ein treues Mädchen, das sich seiner annimmt und die er später zur Kaiserin erhebt. Im Schlafe strahlt sein Haupt wie das des Servius Tullius. Daran erkennt man seinen großen Beruf. Er entfaltet die rothe Fahne

und ruft das Volk zur Vertreibung der Mongolen auf, die ihm vollständig gelingt.

Sein Sohn und Nachfolger Kien-wen seit 1399 liebte das Beten mehr als das Regieren und wurde freiwillig ein Bonze, als der Prinz von Jen, Jonglo, sich gegen ihn empörte.

Jonglo erweiterte das Reich nach Cochinchina und der Mongolei hin, Kien-wen aber irrte als Bettelmönch umher, bis man ihm im höchsten Alter noch einen Ruhesitz gab. Die folgenden Kaiser waren schwach und ließen sich von Eunuchen leiten. Jesien wurde sogar von einem Mongolenchan gefangen, aber für ein Lösegeld wieder entlassen. Dennoch genoß China damals im langen Frieden mehr Glück als je früher oder später.

Ohne Zweifel fällt in diese Zeit der Uebergang aus der mythisch-phantastischen und ritterlich-romantischen Dichtung in die modern sentimentale, philisterhafte, satirische in China. Sind wir auch nicht im Stande, bei der uralten Cultur des Volkes überall die literarische Grenze genau zu ziehen, so gehören doch naturgemäß die Behaglichkeiten, Empfindsamkeiten und Frivolitäten einer mehr modernen Zeit an, und unter den Ming mögen die Schauspiele und Romane entstanden seyn, in denen das Ideal Hongwus, des guten Jünglings, guten Gatten und Vaters poetisch ausgebildet, aber auch ausgebeutet und platt geschlagen wurde. Großen Ruhm erlangte „das Blumenblatt,“ worin der liebenswürdige Loang sich in die zarte Yoon-leen verliebt, sich ein Haus neben das ihre baut und nach langem schamhaftem Sträuben von der Schönen erhört wird. Desgleichen der Roman von „den beiden Basen“ und der „von der gleichmäßigen Heirath,“ worin abermals treffliche Jünglinge, welche fleißig studirt haben, nach vielen Verwicklungen in den Besitz der Geliebten gelangen. Man hat hier, nur in etwas anderm Costüme, schon ein deutliches Vorbild unserer modernen Familienromane und Schauspiele.

Die chinesische Literatur war von den Zeiten des Kon-fu-tse an reich an lehrhaften und moralischen Büchern, wie es die Altklugheit des Chinesenthums, der stets väterliche und hofmeisternde Ton

der Regierung und ihrer Beamten mit sich brachte. Ganz China war eine große Schule, jedes Kind mußte lesen und schreiben lernen und jedem war Gelegenheit zu weiterer Ausbildung dargeboten, wenn es Talent zeigte. Das Schulehalten und Examiniren hörte auch unter den größten Revolutionen nicht auf. Deshalb wurde das Volk so entnervt, sittlich elend und unkriegerisch.

Aus der unendlichen Langweiligkeit der Doctrin schlug jedoch zuweilen der gesunde Mutterwitz heraus und so kommen in der chinesischen Literatur auch ganz gute Satiren vor, die jedoch nicht das eigentlich Lächerliche der chinesischen Zustände, denn das hätte niemand wagen dürfen, sondern nur allgemeine menschliche Schwächen verspotten. Einen tiefen Blick in die chinesische Corruption thut man, wenn man folgende pessimistische, schneidend sarkastische Auffassung der irdischen und himmlischen Dinge liest. Ein rechtschaffener Arzt kommt mit einer Courtisane und einem Diebe zugleich vor den König der Todten. Dieser frägt zuerst den Arzt, was er im Leben getrieben habe, und wird sehr ungehalten, als er erfährt, daß der Arzt so viele Kranke gesund gemacht und dadurch noch eine lange Zeit dem Todtenreich vorenthalten habe. Du sollst ewig in Oel sieden, befiehlt er. Und was hast du gethan? frägt der König die Hetäre: ich habe die Männer verführt und einem frühen Tode überliefert. Da hast du wohlgethan, spricht der König, und deshalb darfst du auch wieder ins Leben zurückkehren, um mit deinen guten Werken fortzufahren. Und was hast du gethan? frägt er den Dieb. Ich habe gestohlen, antwortet dieser, und viele, denen ich alles nahm, bis zum Selbstmord getrieben. Brav, mein Guter, spricht der König, auch du sollst ins Leben zurückkehren, um in deinen guten Werken fortzufahren. Da wirft sich der Arzt vor den König auf die Knie und fleht ihn an, er möge auch ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf die Oberwelt zurückkehren lassen. Warum? fragt der König. Ich habe, antwortet der Arzt, noch eine Tochter und einen Sohn, nun möchte ich nur noch dafür sorgen, daß jene eine Courtisane und dieser ein Dieb würde.

Im Jahr 1516 erschienen die ersten Portugiesen unter Pere-

stello an den Küsten Chinas, um zu recognosciren, kehrten bald darauf mit vier Schiffen unter Andrade zurück und machten aus Ningpo eine Station. Viele Chinesen ließen sich von ihnen bekehren und für ihren Handel gewinnen. Der Kaiser Kiath-sing ließ aber die Colonie überfallen, 500 Portugiesen und 12,000 chinesische Christen niederhauen und alle ihre Häuser und Schiffe verbrennen, 1545. Dennoch setzten sie sich auf der Insel Macao fest und trieben von dort aus den Handel und die Bekehrung fort, angefeuert durch den Eifer des h. Franz Xaver, 1555. Nun gelang es dem Jesuiten Ricci, einem außerordentlich talentvollen Manne, die Gunst des Kaiser Wanli zu gewinnen durch Uhren, Landkarten und Bilder, an denen der Kaiser sich wie ein Kind freute. Die Tochter eines der ersten Mandarinen wurde Christin, empfing in der Taufe den Namen Candida und wirkte eifrig für die Bekehrung. So hatten denn die Christen bald 90 Kirchen und 45 Bethäuser in China.

Damals kam auch das benachbarte Kaiserthum Japan in eine lebhafte Bewegung. Die Japaner, bisher auf ihren Inseln eingeschlossen, begannen zu schwärmen, eroberten die Halbinsel Korea und verbreiteten sich an den Küsten Hinterindiens, wo sie, durch ihre Tapferkeit berühmt, als Leibwachen dienten und gut bezahlt wurden. Viele ließen sich auch von den Portugiesen bekehren. Aber plötzlich änderte sich das System, das Auswandern und der Verkehr mit den Fremden wurde wieder verboten, Japan auf die alte Weise abgesperrt und das Christenthum unter blutigen Verfolgungen wieder ausgerottet. Der Siogun (weltliche Kaiser) Nobunanga, der den Christen wohlwollte, wurde abgesetzt und der wilde Taicsama trat an seine Stelle. Wenn erzählt wird, er habe den Christen nur um ihrer schönen Weiber willen nachgestellt und ihre Keuschheit habe ihn erbost, daß er endlich alle habe umbringen lassen, so ist das wohl nicht die richtige Auffassung. Es handelte sich um die Rettung des alten Heidenglaubens und der alten Sitte gegen das eingedrungene fremde Wesen. Der folgende Siogun Ije Mitsu vollendete das Werk der Ausrottung aller Christen in Japan. Alle fremden Missionäre und einheimischen Bekehrten wurden, wenn sie nicht abschwu-

ren, gefoltert und aufs grausamste hingerichtet, namentlich in das siedende Wasser eines vulcanischen Kraters geworfen. Der Rest, 38,000 Christen, vertheidigte sich in der festen Stadt Simabara, und sie würden sich behauptet haben, wenn nicht die gottlosen Holländer mit ihren Schiffen und Kanonen den Japanern geholfen hätten, um den japanischen Handel, den bisher die Portugiesen allein inne hatten, an sich zu reißen. Damals war es, daß sie sich rühmten, sie seyen keine Christen, sondern Holländer,*) und das Crucifix mit Füßen traten, 1638. Alle Christen kamen um, die Portugiesen wurden ausgeschlossen, aber auch die Holländer sehr kurz gehalten.

4.

Die große Revolution in China.

Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die bisherige Ruhe Chinas furchtbar gestört durch einen neuen, bisher ganz unbekannten Feind. Im Norden des Reichs, am Flusse Amur und im „weißen Gebirge" hauste das noch wilde Jägervolk der Mantschu, von mongolischer Race und tungusischem Stamme, welches Pferde, edle Pelze und die heilkräftige Wurzel Ginseng nach China zu bringen pflegte. Als aber die Zollwächter und Grenzsoldaten die friedlichen Kaufleute mißhandelten und einmal auch einen Häuptling, nachdem sie ihm seine chinesische Geliebte nicht zur Braut hatten geben wollen, ermordeten, erhoben sich seine Stammgenossen in Masse, um ihn zu rächen, und richteten große Verwüstungen in China an, 1618. So

*) Michael Sandwort, ein holländischer Schiffer, strandete in Japan und rettete sich vor Gefangenschaft und Tod dadurch, daß er auf die Frage: ob er und seine Leute Christen seyen? die Antwort gab: „Ei was, Christen? wir sind Holländer." Kämpfer, Beschr. von Japan II. 106 fügt hinzu, es sey nicht wahr, daß die holländischen Beamten offiziell eine solche Aeußerung gethan hätten, wohl aber sey richtig, daß der holländische Resident Köckebeker Schiffe und Kanonen hergegeben habe, um die 40,000 japanische Christen, die sich noch wehrten, vernichten zu helfen.

begann in demselben Jahre, wie in Europa der 30jährige Krieg, so in China ein wo möglich noch mörderischer Völkerkampf. Der üppige Kaiser Wanli raffte sich auf und zog mit einem großen Heere gegen die Mantschu. Diese wichen ihm überall aus. Als aber sein Heer tief in die Mantschurei selber eindrang, verirrte ein Theil desselben in den Wäldern und wurde plötzlich überfallen und vernichtet, wie einst Varus im Teutoburger Walde. Da kehrte der Kaiser wieder um. Der Ruhm der Mantschu erfüllte alsbald alle Länder umher und viele mongolische Horden der Wüste traten damals schon zu den Mantschu über. Der Häuptling derselben hieß Thai-tsou, dem 1625 sein Sohn Thai-tsoung folgte. Diese Dynastie schrieb sich einen mythischen Ursprung, nämlich die Abstammung von einer Elster zu, die auch später noch zuweilen als Schutzgeist erschien. Die Mantschu waren anders gekleidet als damals die Chinesen, denn sie schoren sich den Kopf und ließen nur oben einen Zopf stehen. Diese Tracht verbreitete sich nun bald so weit, als das Schwert der Mantschu reichte. Um ihr Leben zu retten, trat die chinesische Bevölkerung im Norden größtentheils zu ihnen über.

Kaiser Wanli hatte nicht wenig Angst und bat daher die Portugiesen in Macao um Hülfe. Sie konnten ihm zwar einstweilen nur 400 Mann schicken, die aber trefflich gerüstet waren und deren Geschütz die damals nur noch mit Pfeilen bewaffneten Mantschu gewiß zurückgeschreckt haben würde. Die letztern aber warteten den Angriff nicht ab, sondern kehrten in ihre Berge und Wälder heim. Da schickte auch Wanli die Portugiesen zurück. Diese selbst wurden in Macao zweimal, 1622 und 1627, von den Holländern angegriffen, schlugen dieselben jedoch zurück. Mittlerweile erhoben sich in China selbst Unzufriedene und Ehrgeizige gegen die herrschende Dynastie. Die Unzufriedenen gehörten der schon seit längerer Zeit im Dunkel verborgenen geheimen Gesellschaft der weißen Wasserlilie an, die anfangs aus wahren Patrioten bestand, allmälig aber allerlei böses Gesindel in sich aufnahm. Die Ming-Dynastie schien in der That den Gefahren der Zeit, zumal nach Wanlis Tode, nicht mehr gewachsen. Deshalb dachten einige Ehrgeizige von mehr Thatkraft, sich selbst zu Kaisern zu er-

heben. Der verwegenste unter ihnen war Ly=tse=tsching, welcher 1641 eine halbe Million Krieger sammelte und die große Stadt Kai=foung=fou eroberte, in welcher 200,000 Menschen, nachdem man die Dämme des Hoang=ho durchstochen hatte, ertränkt wurden. Dann zog er gegen Peking, die Hauptstadt des Reichs. Der damalige Kaiser Tschong=tsching war so kindisch, daß er sich unter den Eunuchen nur mit läppischen Spielen ergötzte und von allem, was vorging, nichts wußte. Das Heer, welches dem Empörer vor der Stadt entgegengestellt wurde, ging zu demselben über und der Kaiser sah sich plötzlich so verlassen, daß wie heftig er auch die Glocke läutete, kein Diener mehr erschien. Da soll er sich in der Verzweiflung selbst erhängt haben, 1644.

Ly=tse=tsching hielt sofort in der Hauptstadt Peking seinen feierlichen Einzug. Noch lebten aber mehrere Prinzen des Hauses Ming und einer von ihnen, Wu=san=kuei, rief die Mantschu gegen die Rebellen zu Hülfe. Der Beherrscher der letzteren, Tsong=ti, benutzte diese Einladung aber, um China für sich zu erobern, und wartete nur klug, bis sich Ly=tse=tsching und Wu=san=kuei erst untereinander selbst würden aufgerieben haben. Der erstere begriff diese Politik, wünschte daher mit dem letztern verbunden gegen die Mantschu auftreten zu können. Aber Wu=san=kuei wollte die Mingdynastie aufrecht erhalten, wenn auch China darüber zu Grunde ginge. So geriethen denn beide mit einander in den blutigsten Vernichtungskampf. In der ersten Schlacht wurde der Usurpator besiegt, die zweite blieb unentschieden, beide Heere aber erlitten ungeheure Verluste. Jetzt erst kamen die wohlgerüsteten Mantschu und nahmen Peking ein, wo sie einen Knaben, den Neffen des frühern Königs, zum Kaiser von China ausriefen. Für denselben regierten vier Oheime, unter denen Ama=wang der tüchtigste war. Diesem großen Manne gelang es, das begonnene Werk zu vollenden. Ly=tse=tsching wurde von den Mantschu besiegt und auf der Flucht von Bauern erschlagen. Wu=san=kuei hielt sich still, begnügte sich mit der Verwaltung einer Provinz und wurde deshalb von den Mantschu geschont. Zwar hatten in Nanking die Mandarinen den Prinzen von Fou aus dem

Geschlecht der Ming zum Kaiser des Südens ausgerufen, aber er war eben so kindisch wie der letzte Ming in Peking und wußte von allem nichts, bis auch sein Heer geschlagen war und er sich aus Verzweiflung ersäufte. Nach diesen Beispielen wagte der Prinz von Lou-gan in der großen Stadt Hang-tscheou nicht mehr, sich als Ming zum Kaiser ausrufen zu lassen, sondern ergab sich den Mantschu, sie aber brachen die Capitulation und brachten ihn um. Seine Mandarinen schämten sich, ihn zu überleben, und gaben sich selbst den Tod. Noch waren zwei Prinzen des Hauses Ming übrig, der von Lou und der von Tang, aber sie waren nicht einig und neben ihnen that sich ein zweiter Ly-tse-tsching als chinesischer Usurpator auf, der Seeräuber Tsching-tschi-tang. Es gelang den Mantschu, denselben zu überlisten und verrätherisch gefangen zu nehmen, sein Sohn Tsching-tsching-kong wurde ihnen aber noch gefährlicher, nachdem er die zwei Prinzen von Lou und Tang verrathen hatte, um sich selbst auf ihre Kosten zu erheben. Unterdeß mußte Ama-wang auch die Empörungen der Prinzen von Han und Kouri niederkämpfen und einen großen Volksaufstand, der blos darum entstand, weil das gemeine Volk die ihm anbefohlenen Zöpfe nicht tragen wollte.

Ein neuer furchtbarer Feind erhob sich in Tschang-hien-tschong, der ein Heer von 20,000 Chinesen zusammenbrachte, um die Mantschu zu vertreiben. Man hat ihn für das größte Ungeheuer auf Erden ausgegeben, weil er 32,000 Gelehrte hinrichten ließ. Wir kennen ihn aber nur aus den Berichten seiner Feinde und es wäre wohl möglich, daß die übertriebene Schulmeisterei des Mandarinenthums ihm die nächste Ursache des nationalen Verfalls und jenes Weibischwerdens zu seyn schien, welche es einer Hand voll nordischer Barbaren möglich machte, das ganze weite Reich zu erobern. Seine Wütherei konnte sich recht wohl mit einem patriotischen Fanatismus verbinden. Das Gräßlichste aber, was man von ihm erzählt, ist die Ausrottung aller Menschen und Thiere in der Provinz Chensi und das Niedermetzeln von 400,000 Weibern, um sein Heer, mit dem sie zogen, zu erleichtern und in raschere Be-

wegung zu bringen. Allein er wurde in der Schlacht von einem Pfeil getödtet und die Mantschu blieben Sieger.

Der Prinz von Kouri hoffte Hülfe von Wu-san-kuei, der ihn aber aus Feigheit den Mantschu auslieferte. Auch Tsching-tsching-kong unterlag jetzt, indem sein Heer sich an seinem Geburtstag betrank und von den Mantschu überfallen wurde. Doch konnte er sich nach der Insel Formosa zurückziehen. So waren endlich 1651 alle Mingprinzen, alle Usurpatoren und Empörer von der chinesischen Partei besiegt und die barbarischen Mantschu Alleinherren des großen Reichs. Und das Alles richtete Ama-wang aus, denn der junge Kaiser Shun-tshi war unfähig, selbst zu regieren, und starb schon im 24. Jahre an den Blattern. Es zeugt von Ama-wangs großem Verstande, daß er die Erziehung des jungen Kaisers dem deutschen Jesuiten Adam Schall anvertraut hatte, der sich auch die ganze Liebe seines Schülers erwarb. Die Mantschu waren kluge Barbaren, verachteten keineswegs die Bildung, sondern eigneten sich dieselbe an.

5.

Kanghi.

Nach Shun-tshis frühem Tode kam der damals erst achtjährige Kanghi auf den Thron der Mantschu. Für ihn regierten nach Ama-wangs Tode (1661) wieder vier alte Herrn und seine Mutter. Man blieb bei Ama-wangs System, die ganze Civilisation Chinas zu schonen und sich derselben anzuschmiegen, aber man wollte ihre Mißbräuche abschaffen und begann mit dem Hofe, wo man tausende von Eunuchen verjagte und diese Menschenclasse für immer von Staatsämtern ausschloß. Auch die Bonzen wurden verfolgt, weil sie sich nicht gern dem neuen Herrn fügten, und sämmtliche Jesuiten, auch Schall, wurden verhaftet und wären hingerichtet worden, wenn nicht zufällig ein Erdbeben die Richter erschreckt und des Kaisers Mutter sich der Gefangenen erbarmt hätte. Doch scheint der Gedanke der Mantschuregierung gewesen zu seyn, die Europäer mög-

lichst fern zu halten und sich dagegen mit den asiatischen Nachbarn in gutes Vernehmen zu setzen. Große Gesandtschaften des indischen Mogul und des Dalai Lama von Tibet fanden sich in Peking ein, die holländische Gesandtschaft konnte aber nur die Erlaubniß erlangen, einmal in acht Jahren in Canton Handel zu treiben.

Die besiegten Chinesen erholten sich inzwischen von ihren Niederlagen. Tsching-tsching-kong machte von Formosa aus einen neuen Einfall. Da die Mantschu keine Flotte hatten, war er ihnen unangreifbar. Weil aber die Regenten nichts gegen ihn ausrichteten und das Volk sehr unzufrieden war, ergriff der erst vierzehnjährige Kanghi die Zügel der Herrschaft, setzte die Regenten ab und ermuthigte das Volk durch ein zuversichtliches Manifest. Gleichwohl hielt man ihn noch für ein Kind und seine Feinde glaubten mit einem so jungen und unerfahrenen Fürsten noch leichter fertig zu werden, als mit den alten Regenten. Wu-san-kuei selber, der zuerst die Mantschu ins Reich gerufen und sich immer sehr vorsichtig gegen sie benommen hatte, weshalb er auch von ihnen geschont worden war, trachtete jetzt erst durch eine große und allgemeine Empörung die Mantschu zu verjagen und den Thron der Ming wieder zu besteigen. Er verband sich zu diesem Zweck mit dem Sohn des eben gestorbenen Tsching-tsching-kong, während sein eigener Sohn in Peking die Bevölkerung der Hauptstadt aufwiegelte. Auch der Statthalter von Fokien schloß sich an die Empörung an, gerieth aber in solchen Streit mit dem Seeräuberfürsten von Formosa, daß beide einander unter den Augen der schadenfrohen Mantschu Schlachten lieferten und ihre Streitkräfte unnütz erschöpften. Nun suchte Wu-san-kuei verzweiflungsvoll wieder die Gunst der Mantschu durch Verrath an seinen Mitverschworenen zu erkaufen. Sie schonten ihn auch jetzt noch, aber Alter und Kummer warfen ihn auf das Todtenbett, 1669. Seine ganze Familie wurde ausgerottet. Der Statthalter von Fokien erhängte sich. Nur Formosa blieb unabhängig, das ganze Festland von China in der Gewalt Kanghis, der fester als je auf seinem Throne saß. Aber die chinesische Erde selbst schien die fremden Eindringlinge nicht dulden zu wollen. Ein Erd-

beben verschlang in Peking allein 400,000 Menschen. Kanghi war nicht ohne Gefühl. Als er einst von der Jagd heimkehrend zufällig am Grabe des letzten Mingkaisers vorüberkam, warf er sich darüber hin und weinte lange.

Mit einer neuen gefährlichen Reaction bedrohten ihn die mongolischen Völker der Wüste, welche sich anfangs an die Mantschu gegen die Chinesen angeschlossen hatten, jetzt aber wie die Chinesen selbst nur Unterthanen der Mantschu seyn sollten. Das Volk der Kalmucken oder Eleuten, wie es sich selbst nannte, unter seinem Chane Kaldan, wollte frei bleiben. Aus Eifersucht hielt dagegen das benachbarte Volk der Kalkas zu den Mantschu und Kanghi hoffte mit ihrer Hülfe den Kaldan besiegen zu können, wurde aber von ihm geschlagen. Gleichwohl schwächte er denselben durch Bündnisse mit den übrigen mongolischen Stämmen, die er auf alle Art an sich lockte, 1688. Kaldan hatte indeß die Unterstützung des Dalai-Lama in Tibet, wie denn überhaupt die Buddhisten auch in China selbst den Mantschu abgeneigt waren. Somit behauptete sich Kaldan nicht nur, sondern wagte auch 1696 einen neuen Angriff. Diesmal zog der Kaiser mit einer ungeheuern Kriegsmacht gegen ihn aus, von beinahe einer Million Soldaten, denen die Lebensmittel auf Kameelen nachgeschafft werden mußten, weil die Wüste Gobi und das weite Steppenland nichts hervorbrachte. Die Lebensmittel reichten aber nicht aus und Kanghi befand sich in großer Gefahr, als ihm die Freudenbotschaft gebracht wurde, der Feldherr seines Vortrabs habe einen glänzenden Sieg über die Kalmucken erfochten. Kaldan selbst flüchtete in den Altai, wurde aber verfolgt und starb, indem er, wie es heißt, Gift nahm, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu fallen. Damals hätte Rußland eine schöne Gelegenheit gehabt, sich in die chinesischen Händel einzumischen, doch geschah es nicht. Die Mongolen der Wüste hingen dem Mantschukaiser an oder waren besiegt. Der Dalai-Lama hatte seine Stütze unter den Kalmucken verloren. Kaldan hatte dafür gesorgt, daß der Tod des letzten Dalai-Lama acht Jahre lang verheimlicht geblieben war, und hatte seine Partei in dessen Namen fortregieren lassen,

damit nicht etwa eine andere Partei die Wahl eines chinesisch gesinnten Dalai-Lama durchsetze. Nachdem aber Kaldan beseitigt war, ließ Kanghi sogleich diese neue Wahl vornehmen. Tsiwang Raptan, ein Freund des Kaldan, weigerte sich, dessen Gebeine dem Kaiser auszuliefern, und trotzte noch immer mit einem Theil der Kalmucken. Kanghi aber ließ Hlassa, die Hauptstadt von Tibet, besetzen und durch seine neuen Generale den neuen Dalai-Lama überwachen.

Gegen die Europäer benahm sich Kanghi eben so klug, wie gegen seine mongolischen Nachbarn. Es blieb dabei, daß die Jesuiten ihre frühere Machtstellung nicht wieder erlangten, und die Bekehrung der Chinesen war ihnen untersagt, aber er duldete sie an seinem Hofe, um von ihren Kenntnissen und Talenten Nutzen zu ziehen. So schenkte er, nachdem der alte Schall im Elend gestorben war, sein ganzes Vertrauen dem Pater Verbiest, der sich ihm als geschickter Uhrenmacher empfohlen hatte und der viele andere Jesuiten nach sich zog, Astronomen, Stückgießer, Kalendermacher, Maler, Instrumentenmacher &c. Da sie sich der Bekehrungen enthielten, auch ganz wie Chinesen gekleidet waren und lebten, genossen sie Auszeichnungen am Hofe und erhielten Ehrenämter. Verbiest erlag den Anstrengungen, aber Gerbillon, Bouret und andere französische Jesuiten, die nicht ohne Unterstützung des Louvois und Ludwigs XIV. nach China gingen, ersetzten ihn. Sie wußten sich so einzuschmeicheln, daß der Kaiser ihnen nachsah, als sie das Bekehrungsgeschäft wieder in die Hand nahmen. Sie waren aber auch vorsichtiger geworden, denn sie gaben das Christenthum nur für eine ältere und reinere Form der chinesischen Religionslehre und Moral aus. Von der Güte des Kaisers erlangten sie 1692 die Erlaubniß, Chinesen in ihre Tempel zuzulassen, weil auch die Tempel anderer Religionen jedermann offenstünden. Allein die Jesuiten fanden bei der Ausbreitung des Christenthums in China ein Hinderniß von einer Seite her, wo sie es am wenigsten erwartet hatten. Sie waren nämlich der Meinung, nur dann ganz China bekehren zu können, wenn sie die christliche Lehre und den christlichen Gottesdienst ein wenig dem Chinesenthum anschmiegten, um ihnen leichter Eingang zu verschaffen,

und wenn es ihnen gelänge, dem Christenthum ein so unermeßliches Reich zu erobern, würde das ein Gewinn seyn, gegen den die kleinen Nachtheile der Abweichungen in der Lehre und im Ceremoniel gar nicht in Anschlag gebracht werden könnten. Wenn nun auch schon seit fünfzig Jahren die Dominicaner von den spanischen Philippinen her gegen die laxe Observanz der Jesuiten Einsprache gethan hatten, hielten es die letztern doch für unmöglich, daß der Papst und die ganze abendländische Kirche der strengen Ansicht der Dominicaner beitreten würden, weil das so viel hieß, als China aufgeben. Sie kamen daher in nicht geringe Verlegenheit, als einerseits der chinesische Gouverneur von Tsche-kiang in seiner Provinz die Christen unterdrückte und der Kaiser selbst auf ihre Beschwerde nur erwiderte, „ihr Gott sey ja mächtig genug, um sich selbst Recht zu verschaffen; im übrigen wäre es besser, sie kümmerten sich nur um die zeitlichen, nicht um die ewigen Dinge," und als ihnen andrerseits zugleich von Lissabon und Rom her das Recht, eigenmächtig in China zu verfahren, abgesprochen wurde. Denn der König von Portugal behauptete, die Missionäre im Bereich der portugiesischen Colonien müßten unter seinem Bischof in Goa stehen, der Papst aber erklärte mit mehr Recht, alle Kirchen stünden unter ihm. Die heftigen Reden des spanischen Dominicaners Navarette und des Franzosen Maigrot, eines Doktors der Sorbonne, gegen die Jesuiten veranlaßten den Papst Clemens XI., 1705 den Legaten Tournon als Patriarchen über alle Missionen nach China zu schicken, wodurch er zunächst die Ansprüche des Bischofs von Goa beseitigte. Als Tournon nach China kam, wurde er von Kanghi gütig aufgenommen, war aber so vorsichtig, erst genau von allen Verhältnissen sich zu unterrichten und den bereits von den Dominicanern gegen die Jesuiten ausgewirkten strengen Befehl des Papstes zurückzuhalten, bis er wieder abreiste, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Kanghi wußte durch die Jesuiten, daß jener Befehl vorhanden war, obgleich Tournon ihn verleugnet hatte, wurde über diese Unlauterkeit unwillig und ließ es den armen Maigrot, den Tournon als

Legaten zurückgelassen hatte, entgelten. Maigrot wurde eingekerkert und erhielt Hiebe auf die Fußsohlen. Auch wurden alle Christen aus China verbannt, wenn sie nicht nach dem bisherigen jesuitischen Gebrauch ihr Christenthum mit gewissen Lehren des Kon-fu-tse, zumal mit der Lehre von der Heiligung und Anbetung der Vorfahren, vereinigten. So standen sich nun der Befehl des Kaisers und der des Papstes schroff gegenüber. Die Jesuiten schickten daher zwei ihrer Väter eilig nach Rom ab, um dem Papst vorzustellen, daß nur auf dem von ihnen befolgten Wege einer Vermittlung und eines Zwischenzustandes die allmälige volle Bekehrung Chinas möglich sey. Damit diese Boten nun eher in Rom ankämen als Tournon, wurde der letztere noch unterwegs zurückgehalten. Im Zorn veröffentlichte er das Decret des Papstes, wurde aber gefangen genommen und starb bald darauf, angeblich am Schlage, 1710. Erst zehn Jahre später kam noch einmal ein päpstlicher Legat, Mezzabarba, nach China, um den Kaiser für die rein christliche Lehre zu gewinnen, aber das Ende war die Ausweisung der Jesuiten und die völlige Unterdrückung des Christenthums, jedoch erst nach Kanghis Tode (1723).

Auch die Holländer richteten in China wenig aus. Sie setzten sich zwar auf der Insel Formosa fest, wurden aber 1662 wieder vertrieben, der letzte dort herrschende Seeräuberkönig 1683 von den Mantschu besiegt und die Insel dem Kaiserreich unterworfen. Die Russen waren während der großen Revolution Chinas am Amur vorgedrungen und hatten die Festung Albazin und andere kleine Forts erbaut. Aber sie waren nicht stark genug, sich gegen die Landmacht und Flotte der Mantschu behaupten zu können, und mußten 1689 das Amurgebiet wieder abtreten. Dagegen erlangten sie 1719 einen günstigen Handelsvertrag. Somit hatte Kanghi nach außen wie nach innen seine Macht behauptet und starb im Frieden 1720.



Register zum achten Bande.





